


Library of Princeton
FEB 2 1899
Theological Seminary

Das Heidentum

in der römischen Kirche.

Bilder

aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens

von



Th. Trede.

Motto:
„Tempel erheben sich jetzt allwärts für
die mächtige Göttin."
(Ovid.)

„Keine Verruchtheit fehlt."
(Juvenal.)

Dritter Teil.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1890.

Inhaltsangabe.

Erstes Kapitel.

Entstehung und Geschichte des Karnevals.

„Kränze des Epheus ziehen in stürmischem Rausche mich fort in den bacchischen Schwarm."
Sophokles.

Als Goethe im Jahre 1787 den römischen Karneval sah, stand er demselben kalt gegenüber und schrieb am 19. Februar genannten Jahres, man müsse den Karneval einmal gesehen haben, um für immer von dem Wunsch, ihn zum zweitenmal zu schauen, befreit zu werden. Ein Jahr später sah er in Rom den Karneval zum zweitenmal und verfaßte damals die bekannte Beschreibung desselben, welche nicht zu der Annahme berechtigt, daß er sein Urteil geändert hat. Wer den Karneval Italiens oft gesehen, versteht dies Urteil Goethes vollkommen. Mag man aber diesem „Fest der Feste" noch so kühl gegenüberstehen, so wächst doch das Interesse nach und nach, wenn man die Lebensgeschichte desselben verfolgt. Ehe wir die Vergangenheit ins Auge fassen, möge die Gegenwart veranschaulicht werden und zwar durch eine Skizze des Karnevals in Neapel im Jahre 1881.

Die Gestalt des Karnevals in der süditalischen Großstadt ist verschieden, je nach dem Schauplatz, wo er sein Leben entfaltet, je nach dem Standpunkt, von wo man ihn betrachtet. Stelle dich auf einen der geschmückten Balkone in der Hauptstraße und betrachte das Schauspiel da unten, so meinst du eine Riesenschlange zu sehen, die mit schillernden Schuppen sich auf und nieder beugt,

rechts und links sich neigt, eine Hydra mit hundert buntstrahlenden Köpfen. Steige an einem der Haupttage des Karnevals 500 Stufen empor zum Kloster S. Martino, tritt dort auf den Balkon des weltbekannten Belvedére, wo die ganze Stadt zu deinen Füßen liegt wie ein Teppich, die Straßen wie schwarze Striche, die Menschen wie Mäuse; schließe die Augen und sei „ganz Ohr“. Kein Wogenschall am Felsenufer kann mächtigeren Donnerhall hervorrufen, als der ist, welcher zu deiner Höhe hinaufdringt. Tief unten tost, wie ein sturmbewegtes Meer, der Karneval. Hast du dich satt gehört, so flüchte dich in die Villa nazionale, wo immergrüne Laubgänge Stille verheißen. Auch hier heftet sich der Karneval an deine Sohlen, denn zur selben Zeit ist Korsofahrt in der breiten Straße nebenan. An diesem Meergestade war es, wo einst die Griechen, die Gründer Neapels, ihrer höchsten Gottheit Wettspiele feierten. Für den „Kampf der Wagen und Gesänge“ ist Raum dort vorhanden, aber die Griechen sind dahin, geblieben ist der „Kampf der Wagen“, nur daß es sich heute nicht um eine Wettfahrt handelt, sondern um den Glanz der Wagen und die Schönheit der Rosse.

Ein Kanonenschuß gab am 1. Februar 1881 um Mittag das Zeichen zur Karnevalsschlacht. Wie soll ich es anders bezeichnen? Die am Königspalast beginnende, beim Nationalmuseum endende Straße Via Roma erfüllt von Menschen, zwei Reihen Wagen in entgegengesetzter Richtung fahrend, in der Straßenmitte, auf den Fußwegen zu beiden Seiten auf- und abziehendes Publikum, die blumenreichen Balkons voll Menschen, sie alle zu keinem andern Zweck versammelt, als zum Werfen der Coriandoli. Die Balkone sind den Türmen einer Festung zu vergleichen, die Wagen in der Straße sind bewegliche Batterieen, sowohl zum Angriff, als zur Verteidigung geeignet; Türme und Batterieen sind mit Schießbedarf versehen, also eine Schlacht. Schutzwaffen fehlen nicht. Alle Wageninsassen tragen Drahtmasken, sowie weiße Mäntel. Von den mit Lorbeer, Myrten, Blumen, Fahnen, Teppichen gezierten, oft zu Lauben umgeformten Balkonen (die sich vor allen Fenstern befinden) beginnt die Beschießung der langsam unter der Menschenflut sich fortbewegenden Wagenbatterieen, feines und grobes Geschütz

überschüttet die feindlichen Scharen in vollen Ladungen, Säcke voll Coriandoli auf den Balkonen beweisen, daß die Festung sich nicht ergiebt. Von kleinen und großen Händen, aus stattlichen Messingtrichtern, oft mit Schaufeln werden die Coriandoli geworfen und geschleudert. Natürlich wird das Feuer von unten erwidert, kreuz und quer fliegen die weißen Kugeln zu den Türmen hinauf, und ob auch die Insassen der Wagen bis an die Knöchel in Coriandoli waten, die Mannschaften wanken nicht. Aber auch zwischen Gehenden und Fahrenden wütet der Kampf. Jene Coriandoli sind aus Gyps gefertigte, ziemlich harte Körner von der Größe unseres nordischen Hagels, eine Handvoll derselben, ins Gesicht geschleudert, läßt einen zweiten Treffer nicht wünschenswert erscheinen. In früheren Jahren warf man mit Konfekt, die grausame Erfinderin der billigen Gypskugeln soll Mailand sein. Schlachtenlärm und Schlachtenfreude steigert sich. Blickt man die Straße entlang, so zeigt sich die Luft von weißem Dunst erfüllt, das ist der Pulverdampf auf blutiger Wahlstatt. Pulverdampf steigert die Kampfbegier. Da erscheinen die Festkarren, d. h. die Narrenwagen, in angemessenen Zwischenräumen hinter einander. Wer kann sie alle beschreiben? Da ist z. B. das trojanische Pferd, dessen Haupt bis zum zweiten Stock der Häuser aufsteigt, dann eine Mädchenschule, eine Kunstreitergesellschaft, eine Coriandolimühle, dann die Sirene Parthenope, die sagenhafte Gründerin der Stadt, dann ein mit zwei Körben behangener Riesenesel, in dessen Korbtaschen sich Narrengestalten postiert haben.

Unter den Fußgängern, in den Wagen sieht man zahlreiche Masken, allein der Maskenscherz ist nicht die Hauptsache, sondern der beschriebene Kampf. Damit nun keinem die Munition ausgehe, sieht man vor zahlreichen Läden Säcke voll Coriandoli; hunderte von Händlern bieten diese Ware mit Geschrei unter der tosenden Menge aus, viele tragen einen Sack, wie im Norden ein säender Landmann, und bald ist die Straße mit einer tiefen Schicht der Coriandoli bedeckt. Dies machen sich zerlumpte Straßenjungen zunutze, welche die herrenlose Ware in Körbe und Säcke sammeln, um—sie dann den Kämpfenden als frische Ware anzupreisen. Programmmäßig dauert diese Schlacht vier Stunden;

dann giebt die hohe Obrigkeit das Zeichen zum Aufhören. Nicht weniger als an drei verschiedenen Nachmittagen kehrt dies Schlachtengetümmel wieder, wer aber ein einzigesmal wagte, sich die Sache aus der Nähe zu betrachten, der hat mit diesem einen Male genug. Daß alle Stände, Kinder, Männer, Frauen, Greise sich gleichmäßig, mit stets erneutem Jubel an einer Belustigung dieser Art beteiligen, ist nur bei diesem Volke des südlichen Himmels möglich. —

Schon Goethe erwähnt in seiner Schilderung des römischen Karnevals die Coriandoli. Er schreibt: „Niemand ist vor einem Angriff sicher, jedermann ist im Verteidigungszustande, und so entsteht aus Mutwillen oder Notwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselweise an und verteidigen sich wechselweise. Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen wacker zu verteidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte."

Rom war von jeher in seinem Thun und Treiben, auch in Hinsicht der Feste, für andere Städte maßgebend, das galt zur Kaiserzeit, als man den Namen „Karneval" noch nicht kannte, Das gilt bis auf den heutigen Tag. Hiervon ein Beispiel: Über eine Kirchweihe brachte die Libertà cattolica in Nr. 179, Jahr 1882 folgenden Bericht: „In Turin ward am 7. August mit splendida pompa eine Kirche eingeweiht, bestimmt für St. Gaetano Tiene, den Padre della Providenza (Vater der Vorsehung). Die Majestät der feierlichen Funktionen des Tages war so groß, daß sie derjenigen, welche man in den Basiliken Roms erblickt, ähnlich war." Wir sehen, wie der Wetteifer mit Rom anhält. Zur Kaiserzeit war der Glanz der Welthauptstadt das denkbar höchste und alle kleineren Städte suchten in irgendeiner Weise einen Brocken dieser Herrlichkeit aufzutischen. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Für den 5. Februar 1881 enthielt das neapolitanische Karne=

valsprogramm die Bestimmung: „Es werden nur Blumen geworfen, das Werfen der Coriandoli ist verboten.“

Woher nehmen wir Blumen? Diese Frage gesellte sich zu einer anderen: Woher nehmen wir Brot? Tausende und Abertausende sind in der großen Stadt Kinder des Elends, in der fabriklosen Stadt Kinder der Erwerblosigkeit. Es ist wahr, Wohlthätigkeitsanstalten sind hier viele, aber trotzdem ist das Elend da, sichtbarer als anderswo, und wird dann den vielen Tausenden fühlbarer, wenn, wie im Februar 1881, ungewöhnlich rauhe Zeit eintritt. Am genannten 5. Februar führte mich mein Weg zu einer deutschen Familie, welche durch Kollekten es ermöglichte, täglich einige hunderte der Ärmsten unter den Armen zu speisen. Durch ein hohes Portal tritt man in den weiten Hof des Palastes, ein Strick teilte den Hof in zwei Teile, und hinter dem Strick warteten die Armen auf den Moment, der ihnen gestattete, einzeln an den Riesenkessel zu treten und dort die für einen deutschen Gaumen durch Pfeffermassen ungenießbare, mit getrockneten Fischstücken vermengte Suppe nebst einem Brot in Empfang zu nehmen. Die Bilder des Elends, welche dort meine Augen sahen, lassen sich nicht beschreiben. „Wer sind Sie?“ Mit dieser Frage wendete sich die Austeilerin an einen zerlumpten Mann mit ungekämmtem Haar, der, ohne in die Liste eingeschrieben zu sein, als der letzte auf dem Platze blieb, und gierig auf die Reste im Kessel starrte. Die Antwort war: „Ich bin Baron B.... Signore scaduto“ (ein heruntergekommener Herr). Der Arme erhielt den Rest, und setzte sich auf den nächsten Stein, wo er sein Mahl verzehrte. Also, woher nehmen wir Brot? Wenn doch alle diese Elendsgestalten lauter Masken wären, lauter Karnevalsgäste, doch — — „Platz da, ihr Herren!“ Der Schauplatz ist derselbe, wie bei der erstbeschriebenen Schlacht. Mit Kränzen und Sträußen geziert, kommt eine maskierte Narrenschar dahergetanzt, dumpf dröhnt das Tamburin zu den lustigen Sprüngen, hell klingen die am Tamburin befestigten Schellen; so tanzen sie vorbei, wie ein Zug von Bakchanten. Die wichtige Frage: Woher Blumen? ist längst beantwortet, in der That sind Blumen für die kommende Schlacht in Haufen vorhanden.

Die ganze Campagna auf viele Meilen Umkreis hat ihren Blumenflor dem Karneval geopfert, auf Karren und Wagen hat man sie herangefahren, an den Straßenecken haben Straußbinder und Kranzflechter das Material verarbeitet, Rosen, Kamelien, Veilchen, Stiefmütterchen, sonstige weiße, rote, gelbe Blumen fehlen nicht. Wem solche Sträußlein zu teuer sind, der hat billigere erstanden, bestehend aus allerlei Grün, Myrten, Lorbeerzweiglein, Radieskraut u. s. w. Sah ich nicht schon oft im Januar blühende Erbsen in den Weinpflanzungen und Gärten? Blühen nicht die großen Bohnen schon im Februar? Alles, was Blume heißt, muß dem Karneval sich opfern. Festlicher Schmuck der Balkone, der Thüren, Fenster, der Wagen, der Pferde und Menschen. „Schon ringelten Kränze von Epheu über den Säulen sich auf, und es schimmerten rosige Bänder." *)

Wieder ziehen endlose Wagenreihen an uns vorüber, Menschenhaufen mit und ohne Masken wogen auf und nieder, aufs neue bewegen sich die Festwagen mit ihrem Narrenspiel durch die Straße, und zu früheren gesellen sich neue Schaustellungen. Alle jene „Karren" tragen mit ihrem Schauspiel einen harmlosen Charakter, keine Spur von politischen Anspielungen, keine Satire auf Personen oder öffentliche Verhältnisse, weder städtische, noch staatliche Verhältnisse werden der Lachlust preisgegeben. Die an uns vorüberziehenden lebenden Bilder sind harmlos, wie die hiesigen Witzblätter, nur bunt ist alles, farbenschimmernd, figurenreich. Was man jeden Tag als eine charakteristische Erscheinung hier wahrnimmt, was die Fischweiber mit ihren bunten Kopftüchern, was die Heiligen mit ihren bunten Gewändern, was die meisten Kirchen mit ihren Ornamenten verraten, das zeigt sich beim Karneval mit ganzem Nachdruck. Vielleicht dürfte es berechtigt sein, hier an die antike Welt zu erinnern. Tragen nicht zahlreiche antike Statuen im hiesigen Museum noch heute die Spuren bunter Bemalung?

---

*) Kranzhändler haben in Neapel heutzutage ebenso ihre bestimmten Plätze, wie einst im antiken Athen und im alten Rom. Im kaiserlichen Rom fand man sie neben dem Tempel der Laren an der heiligen Straße. Ovid Fasti VI, 790.

Vielleicht ist es gestattet, in der Blumenverschwendung des Karnevals einen Rest des antiken Lebens wiederzufinden. Bekannt ist der enorme Verbrauch z. B. von Rosen zur römischen Kaiserzeit. Kein Festmahl, kein Opfer, keine häusliche Feier ohne Blumen. Berühmt war Campanien wegen seiner früh blühenden Rosen, berühmt die zweimal blühenden Rosen von Paestum. Feierte man in Rom ein Gastmahl, so war der Fußboden mit Rosen bedeckt, die Teilnehmer am Haupte mit Rosen umwunden. Kolossale Transporte von Rosen gingen zu allen Zeiten nach Rom, Nero soll bei einem Gastmahl allein für Rosen 600 000 Mark verschwendet haben, und von einem anderen Kaiser erzählt man, er habe einen Fischteich mit Rosenwasser ausfüllen lassen und bei einem seiner Gastmähler seien mehrere trunkene Teilnehmer gänzlich unter Blumen vergraben und erstickt. So war es. Jene Blumenfreude, jener Blumenluxus ist in mancher Hinsicht geblieben. Kein Altar ohne Blumen, kein Marienbild ohne Rosen, die tollste Verschwendung aber bringt der Blumenkampf des Karnevals.

Wagen und Balkone, also Batterieen und Türme, sind mit Blumen beladen, der Festjubel nimmt einen tosenden Charakter an, das Publikum ist gemischt aus allen Klassen der Gesellschaft, vom Principe bis zum Lazarone, von der Principessa und Duchessa bis zur Obsthändlerin. Das leichte Zuwerfen, das elegante Auffangen der Sträuße, das Darreichen und Annehmen derselben verrät Grazie, und bei solchem Geben zeigt sich freundliche Gunst in allen Nüancen. Wieder fahren zwei Wagenreihen in entgegengesetzter Richtung; sowie ein bekanntes Gesicht erschaut wird, sei es in einem Wagen oder auf einem Balkon, so fliegen die buntfarbigen Sträußchen als willkommene Gabe; die Empfänger bekleiden sich mit denselben, stecken sie an Hut oder Gewand, und stolz fährt mancher vorüber, der so voll besteckt ist, daß er kaum Platz für neue Orden besitzt. Tritt dieser Fall ein, so muß der Kutscher die übrige Last an seinem Kittel tragen, oder man formt die Blumen zu Kränzen, welche man sich um Hals und Brust windet. Besonders graziös ist die Angelfischerei. Weiße Hände oder Händchen auf hohem Balkone tragen eine lange, mit Flitter geschmückte Angelrute, an welcher unten ein zierliches Körbchen

hängt. Die Angelrute neigt sich zur Straße nieder, um Blumen zu empfangen, oder nach unten zu befördern. Blickt man die Straße entlang, so meint man, daß die Damen der Balkons lauter Angelfischer geworden sind, die Straße mit der tosenden Menschenflut dagegen ein Forellenstrom. Natürlich werden die Blumen auch als Sprache benutzt, welche man hier ebenso gut versteht, als die Fingersprache, die man so geschickt zu gebrauchen weiß, daß oft einer mit dem andern aus weiter Entfernung, wie man täglich beobachten kann, die schönste Unterredung hält. Aus Nizza ward berichtet, daß man im Karneval 1881 für Blumen eine Million Francs verausgabt habe.

Das Widerliche fehlte dem Blumentage nicht, ebenso wenig das Entsetzliche. Nicht immer waren es duftige Blumen, welche geworfen wurden, sondern oft ganz andere Dinge. Einhundert drei und siebenzig Personen, meist Taschendiebe, wurden verhaftet, mehrere Mordthaten, bei denen Eifersucht und flammende Rachgier das Dolchmesser führten, waren zu verzeichnen *).

Woher nehmen wir Brot? — Einst war es im kaiserlichen Rom Sitte, dem Pöbel bei großen Festen die Brocken öffentlicher Bespeisungen und andere Brotgaben vorzuwerfen. Alle Städte, welche heutzutage der italienischen Karnevalslust huldigen, folgen jenem uralten Beispiel. Die ernste Frage: Wie sollen wir die Quellen des Elends verstopfen und die Armut selbst bekämpfen, wird nicht beantwortet, der Pöbel erhält nur einige Brocken. Man hat beim Karneval ein „Comitato di benificenza“, man verteilt Brot und Fleisch, man giebt aus Wohlthätigkeitsdrang Bälle, wo sich die Reichen aus Liebe zu den Armen müde tanzen und sich eine ganze Nacht dem Karnevals-Bacchanal unterziehen, man giebt aus Wohlthätigkeitsdrang Opernvorstellungen, wo sich die Aristokratie aus Nächstenliebe einfindet und aus lauter christlicher Barmherzigkeit, mit Diamanten und Perlen behangen, sich

*) Ende Februar 1890 berichteten alle Zeitungen Roms mit Indignation von den Roheiten, welche beim dortigen Karneval vorgefallen waren. Dieselben sind nur ein Rest von der Gemeinheit und Barbarei, wodurch sich der Karneval unter dem Scepter der Päpste auszeichnete. Wir werden beides nachher kennen lernen.

am Ballet ergötzt. Man bringt auf diese Weise Brocken zustande, welche der Pöbel heute gierig verschlingt, um morgen aufs neue hungernd zu rufen: Woher nehmen wir Brot *)?

Der Karneval des Jahres 1881 brachte ferner das glänzende Schauspiel einer Korsofahrt mit Prämien. Dabei galt es, verschiedener Auszeichnung wert zu sein. Deshalb der Wetteifer nicht nur in der Schönheit der Pferde, sondern auch im Glanz der Wagen. Der höchste Luxus in Kleidern der Wageninhaberinnen kam hinzu, deren manche den Wert von Bauernhöfen und Gütern in ihrem Gold- oder Steinschmuck trugen. Wenn es nur nicht mit all' diesen Duchessen, Prinzessinnen und sonstigen Leuten so traurig hohl bestellt wäre! Essen, Trinken, Schlafen, Theater, Schmuck, Ausfahrt, das ist so ziemlich das ganze Leben einer solchen Hoheit. Der Adel hiesigen Landes entstammt nicht der eingeborenen Bevölkerung, sondern den früheren Eroberern, namentlich den Normannen, deren Kraft in den heutigen Nachkommen längst verschwunden und weichlicher Genußsucht gewichen ist. Der Adel ist verkommen, wie seine stolzen, vielfach verfallenen Paläste. Eine höhere Geistesbildung besitzt er nicht, einen edlen Ehrgeiz kennt er nicht. Seine Vorfahren nahmen im Eisenpanzer teil an den Kreuzzügen, die Nachkommen suchen ihren Ruhm an den Tischen des Hazardspiels.

Am Schluß seiner Schilderung des Karnevals in Rom berichtet Goethe über die Moccoli. Bei Dunkelwerden nämlich strahlt zu Ende des römischen Karnevals die Hauptstraße von brennenden Wachskerzen, die Gerüste der Zuschauer werden erhellt, man hält Kerzen zum Fenster hinaus, erhellt die Balkone mit Papierlaternen, fährt in Wagen mit zahlreichen bunten Laternen besetzt, ebenso tragen die Fußgänger brennende Kerzen. Dann ruft einer dem andern zu: Ermordet sei, wer kein Moccolo (d. h. Lichtstümpfchen) trägt! Goethe fährt dann wörtlich fort: „Ohne

*) Sueton im Leben des Domitian Kap. IV erzählt, daß dieser Kaiser dem Volk wiederholt Geldspenden gab, sowie bei einem Festspiel einen reichlichen Schmaus. Einst ließ er bei einem Fest Speiseportionen verteilen. Ebenso machten es andere Kaiser. Vgl. Martial VII, 50.

Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich hat, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen und bei dieser Gelegenheit das seinige wieder anzuzünden. Und je stärker das Gebrüll: Ermordet sei u. s. w., von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort seinen fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sei, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen an einem und dem andern erfüllt werden kann. Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Verwunderung und Freude gebrauchen hören, so wird: Ermordet sei (Sia amazzato) diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Komplimente. — Niemand vermag sich mehr von dem Platz, wo er steht oder sitzt, zu rühren, die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasener Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln, es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschenpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht werde. — Dieses moderne Saturnal endigt mit einer allgemeinen Betäubung." — Solchen römischen Moccoliabend kennt der süditalische Karneval nicht. Statt dessen erlebte man hier eine Schlußscene anderer Art.

Kaum hatte die Dunkelheit sich eingestellt, so zeigte sich in der Hauptstraße Neapels ein donnerndes Feuerwerk. Die Karren mit ihren Schaustellungen beginnen ihre Auffahrt, sie schwimmen in einem Meer von roten, grünen, gelben bengalischen Flammen, in Feuersglut scheinen getaucht die Narren, welche mit ihren Schaustellungen eine oft haushohe Auftürmung bilden. Es ist die vollständigste Feuerwerksfreiheit eingetreten, Feuerwerk haben die fahrenden Wagen, die gehenden Menschen, Feuerwerk ist auf den Balkonen, Feuerwerk auf den Terrassen. Feuer sprüht nieder, Feuer sprüht gen Himmel, jeder ohne Ausnahme trägt sein Scherflein zu diesem wahnsinnigen Spiele bei. Prachtvoll sind die Raketen, welche von den Terrassen der flach gedeckten Häuser aufsteigen, und aus der Höhe vielfarbige Leuchtkugeln wie aus einem Füllhorn

niederschütten. In diesen Feuerwerkslärm mengt sich eine wahre Hölle von Tönen, die in ihrer Gesamtheit einen infernalischen Lärm abgeben. Von den Wagen, von den Fußgängern hört man wildes Gerassel der Trommeln, als ginge es zum Barrikadenkampf, Hifthorntöne dringen durch Mark und Bein, Trompeten schmettern, als wäre es der wilde Jäger, der mit Hörnerklang und feuerschnaubenden Hunden seine wütende Jagd hält. Blickt man vom hohen Balkon die Straße entlang, so erscheint dieselbe wie von einer Feuerschlange durchzogen, noch eine ganze Stunde dauern ihre Feuerzuckungen, dann ist unter den letzten Feuergarben ihre Seele im feurigen Qualm entflogen *).

Goethe schildert als Hauptstück des römischen Karnevals das Wettrennen wilder Pferde. Die Päpste haben nie daran gedacht, diesen barbarischen Brauch abzuschaffen, der im Jahre 1882 mehreren Personen unter den Zuschauern das Leben raubte. Im Jahre 1883 hat die Stadtbehörde Roms dies Rennen für immer beseitigt. Das moderne Rom ist um eine Erinnerung an die Zeit der Päpste, welche nach Cäsarenart für Brot und Spiele sorgten, ärmer geworden.

In allen katholischen Ländern und Städten leistet der Karneval dem kirchlichen Gebot unverbrüchlichen Gehorsam und stellt in der Nacht vor Aschermittwoch seine Thorheiten ein. Mit diesem Tage tritt überall das Fastengebot in seine Rechte, alle Narrengewänder kehren in ihre dunkle Behausung zurück, aller Jubel schweigt, und dieselben Scharen, welche am Tage vorher bis in die Nacht, vielfach bis an den Morgen sich saturnalischer Freude hingaben, gehorchen am Mittwoch dem Gebot der Kirche, welche ihren Kindern alsdann Asche aufs Haupt zu streuen befiehlt. So ist es in der

---

*) Vor mir liegt das Programm des Karnevals in Palermo vom Jahre 1878. Nach demselben besteht daselbst, wie in anderen Städten Italiens, ein Komitee mit dem Zweck, den neuerdings zum kranken Mann gewordenen Karneval zu beleben. In die Zeit vom 2. Februar bis 5. März fielen nach jenem Programm zwölf Tage der Karnevalslust, Maskenzüge, Maskenbälle, Auffahrt der Karren, Volksbälle, zuletzt öffentliche Verbrennung des „Nannu“, der Figur des Karneval. Den besten Masken wurden vom Komitee Prämien geboten.

gesamten katholischen Kirche, und keine Stimme erhebt sich gegen dies gesetzliche Joch. Nur eine Ausnahme giebt es: Mailand. Wenn in aller Welt der Karneval schließt, fängt er in Mailand voll an, nämlich am Sonntage nach Aschermittwoch, und dauert von da in seiner uralten Glorie eine ganze Woche. Alles, was vor dieser Woche geschieht, ist nur eine Vorbereitung auf jene settimana grassa (dicke Woche), in welcher jeder Tag das Prädikat „grasso“ trägt.

Wie Mailand dazu kommt, in jener Hinsicht unter allen katholischen Städten die einzige Ausnahme zu bilden? Darüber sind die Gelehrten nicht einig, nur so viel steht fest, daß die Mailänder dies Recht, die Fastenzeit um reichlich acht Tage zu kürzen, festhalten wie eine Art Grundgesetz, wie die Engländer ihre Habeaskorpusakte. Mailand ist stolz auf seinen einstigen Bischof Ambrosius, nennt seinen Karneval: Il Carnevalone Ambrosiano, und behauptet, jener Kirchenfürst habe seiner Stadt jene Freiheit erwirkt, und ein gutmütiger Papst habe schließlich Ja gesagt. Ob die Mailänder diese Heiligsprechung ihres Karnevals wirklich, wie sie meinen, durch die Schriften des Ambrosius beweisen können, ist natürlich ganz allein ihre Sache. Im Jahre 1630 wollte die Stadtobrigkeit den Mailänder Karneval mit dem Aschermittwoch endigen lassen, da fand jener uralte „Ambrosianische“ Brauch warme Verteidiger an einer Stelle, wo man sie nicht hätte erwarten sollen. Das gesamte Mailänder Domkapitel erhob sich wie ein Mann und behauptete, St. Ambrosius habe nun einmal jene Einrichtung getroffen, und dabei müsse es für immer sein Bewenden haben. Da schwiegen die Väter der Stadt, und seitdem denkt niemand mehr daran, jener Stadt ihr geheiligtes Recht zu nehmen.

Viele sind der Ansicht, daß Venedig der Preis für seinen Karneval gebühre, weil sich dort am meisten Geist, Witz und Satire zeige. Da sieht man Masken aller hervorragenden Städte, Masken von Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Genua. Dazu besitzt Venedig einen Platz, der in vorzüglicher Weise geeignet ist, die ganze Pracht und Größe eines Karnevalsschauspiels zum Anschauen zu bringen, es ist der Markusplatz. Unzählbare Gasflammen überströmen ihn dann mit feeenhaftem Licht, endlose

Maskenzüge strömen dort zusammen. Bei diesen Zügen werden brillante Karikaturen vorgeführt, wobei mehrere Musikchöre ihre lustigen Weisen ertönen lassen. Nicht minder prächtig ist dann das Schauspiel der erleuchteten Barken, welche in dem Kanal dahinfliegen.

Während der letzten fünf Jahre hat Neapel keinen Karneval erlebt; wenn Goethe den römischen Karneval von 1890 gesehen hätte, so würde er in diesem Schattenbild dasjenige nicht wiedererkennen, was er in Rom vor reichlich hundert Jahren schaute.

Daß der Karneval im antiken römischen Leben wurzelt, wird allseitig zugestanden, jedoch ist man nicht einig, welches unter den römischen Festen man als Vorläufer desselben betrachten soll. Von mancher Seite wird als solcher das Fest der sogenannten Luperkalien bezeichnet. „In der That ist dies Fest nicht abgeschafft, sondern nur getauft, maskiert worden zum Karneval“. Diese Meinung des Kirchenhistorikers Hase ist nicht ohne Grund.

Unter allen Festen des heidnischen Rom hat sich keines so lange erhalten als die sogen. Luperkalien, das volkstümlichste aller Feste, an dem Rom auch dann noch festhielt, als es längst christianisiert war*). Wir finden die Feier desselben noch unter dem Papst Gelasius 496. Das Heiligtum des sühnenden und befruchtenden Faunus Lupercus war das sogen. Luperkal am Mons Palatinus, wo nach der Sage eine Wölfin die Zwillinge gesäugt hatte. Die altertümlichen Gebräuche des Festes wurden im heidnischen Rom mit großer Liebe gepflegt und verbanden sich mit allerlei Volksbelustigungen, bei denen größtmöglichste Freiheit herrschte, auch allerlei Verkleidung und Scherz stattfand. Zugleich waren mit demselben Sühnegebräuche für Land und Stadt, für Einwohner und Herden verbunden. Weil dies Fest auf den 15. Februar fiel, hatte der ganze Monat davon seinen Namen**). (Fe-

*) Ovid Fasti II, 36 ff. Preller, Römische Mythologie, S. 345. Plutarch, Leben des Romulus, S. 21. Livius I, 5. Plutarch, Anton. Kap. XII.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 342.

bruare d. h. sühnen und reinigen). Uralte Kollegien, Luperci genannt, sorgten ähnlich für diese Festgebräuche und deren Beobachtung, wie heutzutage in Süditalien zahllose Kollegien für die Feier der Heiligenfeste.

Wir finden also, wie oben gezeigt, zu Ende des fünften Jahrhunderts im christlichen Rom, welches schon damals als Mittelpunkt der weltbeherrschenden Kirche galt, das heidnische Fest der Luperkalien. Man erwäge, was diese Thatsache zu bedeuten hat. Mit dem Anfang des fünften Jahrhunderts war die Christianisierung Roms vollendet, von da an standen die vierhundert Tempel leer, sie verwandelten sich in tote Larven und der Götterkultus ward eingestellt. Trotzdem dauerten die Luperkalien fort! Sie wurden für kurze Zeit zwar abgeschafft, als aber in Rom eine Pest sich einstellte, verlangte das römische Volk, worunter hier die niederen Volksmassen zu verstehen sind, die Wiederherstellung jenes heidnischen Festes, überzeugt, daß die Pest eine Strafe für Abschaffung desselben sei. Wir sehen aus dieser Thatsache, daß das Heidentum in Rom keineswegs überwunden war, vielmehr trotz verödeter Tempel weiterlebte. Als das Heidentum mitten im christianisierten Rom jenes deutliche Lebenszeichen gab, war diese Stadt schon von Kirchen erfüllt, gesellten sich zu den Pfarrkirchen schon die sieben bekannten Basiliken. Als man durch Wiederherstellung eines heidnischen Festes ein Sühnmittel gegen die Pest, also den Beistand der alten, für tot erklärten Götter suchte, wallfahrte man schon längst zum Grabe Petri in der damaligen Peterskirche, hatte man schon längst in St. Petrus und St. Paulus neue Schutzpatrone und in der Maria eine neue „Gottesmutter" *) (Die Kirche St. Maria Maggiore war schon gebaut.) Als man in Rom die Erneuerung der Luperkalien verlangte, war schon die in Rom leergewordene Stelle des im Jahre 476 nach Neapel verbannten letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus durch den römischen Bischof ausgefüllt und die monarchische Organisation der Kirche, an den Stuhl Petri sich anschließend, schon vollendet. — Wenn nun im Herzen dieser Kirche, in Rom nämlich, das Heiden=

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

tum sich aufs deutlichste als vorhanden äußerte, so wirft diese Thatsache ein trübes Licht auf dasjenige, was man damals Christentum nannte. Jene Thatsache beweist, daß die Christianisierung Roms eine äußerliche war. Was hatte Rom kurz vorher erlebt! Alarich hatte die ewige Stadt erobert, Attila war vor ihren Thoren gewesen, die Vandalen hatten sie geplündert, die Völkerwanderung hatte die Gestalt der römischen Welt verändert, — nur eines hatte sich in Rom erhalten: Das uralte Heidentum! — Trotz Peterskirche und Papsttum, trotz christlicher Schutzgötter und Kirchen forderte man in Rom die Luperkalien zurück, und mehrere der angesehensten Männer der Stadt, unter ihnen ein Senator, brachten es dahin, daß die Wiedereinführung dieses heidnischen Festes wirklich geschah. Da erhub im Jahre 492 der römische Bischof Gelasius seine Simme in Wort und Schrift dagegen. Wir besitzen seinen „tractatus“, den er damals verfaßte, aber kein einziges Dokument ist vorhanden, welches zu dem Schluß berechtigte, daß jenes Fest wirklich aufhörte. Wenn wir bedenken, wie scharf und erfolglos die Kirche später oft gegen das fortgesetzte heidnische Neujahrsfest-Treiben und andere Dinge des fortlebenden Heidentums auftrat, wenn wir erwägen, wie milde ein Gregor I. sich gegen heidnische Feste, wie strenge gegen Ketzerei zeigte, wenn wir endlich inbetracht ziehen, daß die Kirche der nächstfolgenden Jahrhunderte als ihre wichtigsten Angelegenheiten die Befestigung der Hierarchie und die Bekämpfung der Häretiker bezeichnete, so können wir als zweifellos annehmen, daß die Luperkalien, wenn auch namenlos, oder mit verändertem Namen, weiterlebten. Es kommen aber für den Ursprung des Karnevals noch andere Feste inbetracht.

Hören wir über die Entstehung desselben die Stimme eines Papstes. Benedikt XIV. erließ unterm 1. Januar 1748 seine berühmte Karnevalsbulle, worin er sich darüber beklagt, daß man allgemein die letzte Nacht des Karnevals in Bacchanalien zubringe. Dann fährt er fort: „Ein jeder, der auch nur wenig mit der Kirchengeschichte vertraut ist, weiß, daß es einige abergläubische Gebräuche der Heiden gab, welche am 1. Januar zu Ehren des Janus und der Strena stattfanden. Einst nahmen auch die

Christen an diesen Festbräuchen teil, indem sie sich Glücksspielen und der Üppigkeit hingaben, auch sich verkleideten, Männer als Frauen, Frauen als Männer. Die heiligen Väter und die Konzilien der Kirche eiferten gegen diesen unerträglichen Mißbrauch und bestimmten schwere Strafen gegen die Übertreter, wie wir auch in unserem Buch über die Feste der Kirche gesagt haben. Nachdem jener heidnische Brauch beseitigt war, hat sich ein anderer eingeschlichen, nämlich der Karneval, welcher dem gemeinsamen Wahnsinn (insania) geweiht wird und wobei die Völker zu den Bräuchen und Sitten der Heiden herabgesunken sind". — (in ipsos profanarum gentium ritus moresque degenerarunt).

Die römische Kirche gedenkt am 1. Januar des Märtyrers Almachius, der im vierten Jahrhundert von den Heiden getötet wurde, weil er vor dem Götzendienst am 1. Januar warnte, ebenso hatte die römische Kirche im sechsten Jahrhundert eine Messe, „um vom Götzendienst fern zu halten" (Messa ad prohibendum ab idolis)*). Im sechsten Jahrhundert wandte sich das Concilium Turonense (567) in seinem siebenzehnten Kanon gegen die heidnischen Neujahrsbräuche.

Dieselbe Klage, welche Benedikt XIV. in seiner Karnevalsbulle ausspricht, äußerte dreizehnhundert Jahre vor ihm St. Augustinus. Er sagt (Sermo 198), daß die Christen am 1. Januar fasten sollen, während die Heiden trunken sind, und erwähnt den „schändlichen" Brauch, daß sich alsdann Männer als Weiber und Weiber als Männer verkleiden**).

Die von dem mehrgenannten Papst gebotene Ursprungsgeschichte des Karnevals ist richtig, aber einseitig. Wir müssen vor allen Dingen die Frühlingsfeste der Römer zur Erklärung heranziehen. Die Reihe dieser Feste eröffnet ein Wettrennen zu Ehren

---

*) Delle feste di Gesù e Maria von Benedikt XIV., Teil I, S. 31. — Benedikt ist der einzige Papst, der es öffentlich und amtlich zugestanden, daß Stücke des Heidentums in der römischen Kirche fortleben. Hat Leo XIII. keine Augen, um dasselbe zu sehen?

**) Jam vero illud, quale et quam turpe est, quod viri nati tunicis muliebribus vestiuntur etc.

des Mars. Ovid (Fasti II, 857) erwähnt dies Fest mit den Strophen:

„— — — So treibet
Mars sein rasches Gespann, das er vom Wagen regiert.
Passenden Namens benennt man das Fest Equiria jetzt noch,
Wo auf dem eigenen Feld schauet die Spiele der Gott.“

Dies Rennen war auf dem Marsfelde, ursprünglich ein Pferderennen, wie es später unter den Päpsten beim Karneval in der Hauptstraße Roms gehalten wurde. Zu den Zeiten des Ovid war es ein Wagenrennen. Jeder Kenner des Altertums weiß, welche Leidenschaft die Römer für Rennspiele hegten. Diese Leidenschaft schuf den grandiosen Circus maximus *). Rennspiele waren auch beim Fest der Megalesien.

Alljährlich feierten die Römer das Fest der „Großen Mutter“, deren vom Himmel gefallenes Bild **) sie im Jahre von Kleinasien nach Rom gebracht hatten. Das Fest trug den Namen Megalesien und wie es bei der Prozession zu Ehren jener gepriesenen Gottheit herging, sagt Herodian, ein Geschichtschreiber der späteren Kaiserzeit. Im zehnten Kapitel des ersten Buches seines wenig bekannten Werkes lesen wir folgendes: Alljährlich bei Frühlingsanfang, an einem bestimmten Tage, bringen die Römer der Göttermutter einen Festzug dar, bei welchem alles, was jedermann an Zeichen des Reichtums besitzt, sowie die kaiserlichen Kostbarkeiten, mögen sie in reichen Stoffen und Prachtgeräten oder in Meisterwerken der Kunst bestehen, dem Bilde der Göttin vorangetragen wird. Zugleich genießt alle Welt die unbeschränkte Freiheit zu jedem erdenklichen Scherze; jeder maskiert sich als was er will, und keine Würde ist so hoch und erhaben, die nicht jeder, der Lust hat, in gehöriger Verkleidung spielen und mit solcher Vollendung darstellen dürfte, daß man nicht leicht die wirkliche von der nachgeahmten Person zu unterscheiden vermag.

Wir sehen also, daß das Fest der großen Mutter mit einem „Karneval“ verbunden war.

---

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 293.
**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

Nicht minder karnevalartig war in Rom das Frühlingsfest der Fors fortuna, der Göttin des günstigen Zufalls, welche am meisten unter den niederen Ständen ihre Anbetermassen hatte. Ihr Tempel lag jenseits des Tiber und dorthin begaben sich am Festtage dieser Göttin alle Hoffenden in heiteren Zügen.

„Ein Teil wallet zu Fuß dahin, doch ein anderer in schnellen
Nachen, und schämet euch nicht, kehrt ihr betrunken zurück.
Traget die zechende Jugend zum Ziel, ihr bekränzeten Kähne,
Lasset des Weines genug fließen inmitten der Fahrt.
Das ist ein Fest für das Volk.“ — —

So schildert uns Ovid dies karnevalartige Fest (Fasti VI, 575 ff.).

„Weshalb ziehen umher in der Stadt jetzt schwärmende Pfeifer?
Weshalben Masken? warum tragen sie langes Gewand?“

So fragt derselbe Dichter in seinem die Feste der Römer beschreibenden Lied. (Fasti VI, 652.) Er meint das zu Ehren der Minerva gefeierte Fest der sogenannten Quinquatrien, d. h. Fünftage-Fest. — Wir erfahren aus jenem Liede, daß diese Art Karneval alljährlich von der Pfeiferzunft in Rom gefeiert wurde und zwar zur Erinnerung an einen heiteren Vorfall. Die Herren Musikanten nämlich machten eines schönen Tages — Strike und zogen fort aus Rom. Infolge dessen große Verlegenheit in der Reichshauptstadt. Durch List brachte man die Musikanten wieder zurück. Man machte sie bei einem Mahle trunken, lud sie in diesem Zustand auf einen Wagen und brachte sie nach Rom, wo man sie jubelnd empfing.

Als einen „Karneval“ der Römer können wir auch das mit Rennspielen und scenischen Darstellungen verbundene Florafest bezeichnen, welches ebenfalls im Frühlung gefeiert wurde. Von dem „süßen Fest der losen Flora“ redet Martial, der Hofdichter des Kaisers Domitian, in der Einleitung zu seinem Epigramm und erwähnt „Spiel, Jubel und Mutwillen“ des Volkes. Ovid (Fasti V, 330) beschreibt die Floralien und sagt:

„Eben gedacht' ich zu fragen, woher bei den Spielen der Flora
Stamme der losere Scherz, stamme die freiere Lust.
Da fiel mir ein, es sei kein düsteres Wesen die Göttin.

Trunkene Häupter umflicht man darum mit gewundenem Kranze,
Unter dem rosigen Flor birgt sich der glänzende Tisch.
Trunken, der Blume Geflecht in dem Haar, so tanzet der Zecher,
Sinnlos übend die Kunst, welche der Wein ihn gelehrt.
Flora ermahnt in dem Fest, sich zu freun des blühenden Lebens,
Da, wo die Rosen erblühn, achtet man nimmer des Dorns."

Vom Karneval geht ein Sprichwort: Carnevale ogni burla vale*). (Beim Karneval gilt jeder Scherz.) So war es bei den lasciven Floralien, deren Feier bis in die späteste Kaiserzeit den zunehmenden Sittenverfall offenbarte, von welchem Juvenal in seiner sechsten Satire sagt:

„Keine Verruchtheit fehlt, kein Unzuchtsfrevel von da an,
Daß Roms Armut schwand, seitdem ergoß sich zu jenen
Hügeln Sybaris hin, seitdem Miletos und Rhodos,
Auch das bekränzte, die Lust austobende, trunkene Tarentum."

Das Fest der „großen Mutter" (4.—10. April) konnte der Prätor in Rom unter Domitian mit einem Zuschuß von 100 000 Sesterzen (7250 Thlrn.) aus eigenen Mitteln nur dann bestreiten, wenn er den mitwirkenden Künstlern, namentlich den Wagenlenkern, kargen Lohn gab. In der Regel kam er damit nicht aus, bisweilen kostete das Wagenrennen 400 000 Sesterzen**).

Es ist von vornherein gewiß, daß Festlichkeiten obiger Art auch dann fortdauerten, als der Staat keinen Zuschuß leistete. Die Feste hatten, seitdem die Staatsgewalt den heidnischen Kultus verbot, mit der Religion nichts mehr zu schaffen, aber das Volk, gewohnt, seine Festlust auszutoben, ließ sich weder die Festlust, noch die Festtage nehmen. Wenn wir nun das Fest der großen Mutter als „Karneval" bezeichneten, so genügt es, auf die von Herodian ausdrücklich erwähnte Maskenfreiheit hinzuweisen. Ohne Zweifel besaß die römisch-heidnische Welt viele Tage, an denen eine ähnliche Heiterkeit nicht fehlte.

---

*) Dies Sprichwort könnte man als das Echo jener Darstellung betrachten, welche uns Ovid (Fasti III, 695) von einem Volksfest der Römer zu Ehren der vergötterten Anna giebt. Er sagt: „Seitdem erbtet ihr fort, unziemliche Schnurren und Schwänke."

**) Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 278.

Bei einem der vielen römischen Feste wurden die Frauen vor der Stadt bewirtet, wobei man unter Feigenbäumen lagerte. Die Sklavinnen gingen dann umher, sammelten ein und trieben dabei allerhand Scherz*). Bekannt ist, daß der Kultus des Sonnengottes Mithras, der unter den Antoninen in Schwung kam, sich bis in die späteste Kaiserzeit erhielt. St. Paulinus von Nola erwähnt in einem seiner Lieder die Höhlen des Mithras. Bei dem Jahresfest desselben pflegten die Eingeweihten in Verkleidung zu erscheinen und solche Masken zu tragen, welche den Sternbildern (Widdern, Bär 2c.) entsprachen. Also auch hier ein Vorbild der Karnevalsmasken.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Masken dem antiken Altertum entstammen. Masken waren gewöhnlich bei den Festen des Bacchus und anderer Gottheiten, auch in den Triumphzügen der Römer kamen Masken zum Vorschein, dieselben fehlten sogar in den Leichenzügen nicht, bei denen man die Vorfahren des Toten auf solche Weise darstellte. Von Poppäa, der Gemahlin Neros, erzählt die Geschichte, daß durch sie die schwarzen Masken zur Erhaltung einer weichen Gesichtshaut in Mode kamen. Man trug sie bei heißer Sonne und strengen Winden. Der Brauch schwarzer Masken erhielt sich bei den einstigen Modedamen Venedigs, und wurde dort insofern vervollkommt, als man nur den oberen Teil des Gesichtes mit der schwarzen Maske bedeckte, dagegen den unteren Teil mit einem schwarzen Schleier verhüllte. Daß die Schauspieler der Römer und Griechen stets in Masken auftraten, ist bekannt.

Daß nun der Karneval Italiens einem bestimmten Fest seinen Ursprung verdanken sollte, ist nicht wahrscheinlich, und es läßt sich nicht nachweisen, daß er einseitig die Fortsetzung der Luperkalien ist. Gewiß aber ist, daß er überhaupt in den religiösen Festen des Altertums wurzelt und dabei kommen in erster Linie die erwähnten Megalesien und Floralien in Betracht. Wer die heutigen religiösen Feste Italiens kennt, weiß, wie viele Bestandteile sie mit den hellenisch-römischen Festen gemeinsam haben**). Wir erwähnen

---

*) Plutarch, Leben des Romulus, Kap. XXIX.

**) Herodian in seinen Kaisergeschichten, Buch I, Kap. 9, erzählt aus

z. B. das Wettrennen, welches bei den meisten der großen religiösen Feste der Römer stattfand, sowie die allgemein üblichen Verkleidungen bei den Prozessionen. Man sieht bei letzteren oft Engel und Teufel, letztern dann, wenn es sich z. B. um den heil. Michael handelt, der den Satan an einem Strick hinter sich her zu ziehen pflegt. Bei den Passionsprozessionen traten die bekannten Personen auf und in neuerer Zeit werden dieselben oft durch Figuren und Figurengruppen dargestellt. Bei einer solchen Prozession, wie sie z. B. alljährlich in Bari stattfindet, kommen Dinge vor, die an den Karneval erinnern, und ist diese Prozession beendigt, so folgt das heiterste Karnevalsgelage. Bei dem nächtlichen Volksfest zu Ehren der Madonna di Piedigrotta zeigen sich stets Verkleidungen und die Zeitungshändler Neapels pflegen dann eine Darstellung im Kostüm zum besten zu geben. Im übrigen ist jenes berühmte neapolitanische Piedigrottafest in Hinsicht seiner tobenden Lust und seines nächtlichen Bacchanals ein heidnisches Fest von klarem Gepräge. — Die Saturnalien der Römer mit ihrer Zügellosigkeit sind ebenfalls ein Vorbild des Karnevals, da eine Verkleidung bei denselben in Brauch war. Die Sklaven nämlich kostümierten sich, als wären sie Freie und schmückten sich in dieser Hinsicht mit der Toga, sowie mit dem Hut. Bei den Saturnalien thronte als Herrscher der Würfelbecher (Martial XI, 6), d. h. man ergab sich den Hazardspielen. Beim Karneval finden wir dasselbe, wie auch bei Heiligenfesten.

Wenn wir nun noch Süditalien, das einstige Großgriechenland, speziell ins Auge fassen, so dürfen wir nicht vergessen, daß hier nicht dieselben Feste gefeiert wurden, welche über Griechenland den Sonnenschein eines heiteren Götterkultus verbreiteten. Die griechischen Ansiedler in Süditalien, welche dort zuerst Cumae, dann Neapel, schließlich einen Kranz blühender Städte am Tarentinischen

---

der Zeit des Kaisers Kommodus: „Die Römer feiern ein Fest zu Ehren des Jupiter Kapitolinus, wobei es, wie dies bei einem Fest in Rom natürlich ist, alle erdenklichen Schauspiele geistiger und leiblicher Art zu sehen giebt.“ Dies gilt von den zahllosen Festen der römischen Kirche im heutigen Italien. Der Papst bedauert, daß er als „Gefangener“ solche Schauspiele aller Art dem populus Romanus nicht bieten kann, wie er es früher that.

Meerbusen gründeten, brachten aus der Heimat den Festkultus mit und pflegten denselben nicht weniger, als das allen Städten voranleuchtende Athen. Für uns kommen in erster Linie die Frühlingsfeste der großen Dionysien in Betracht*). Das war in allen hellenischen Städten das Fest der Feste, bei welchem das himmelhoch Jauchzen zur Wahrheit wurde und die südliche Festfreude ebenso wenig Grenzen kannte, als Jahrhunderte später beim Karneval. Man feierte dann den Dionysos Lysios, den sorgenbrechenden Weingott, den Dionysos Bromios, den Gott des lärmvollen Jubels. Staat und Bürger vereinigten sich, um jeden erdenklichen Festglanz, jede erdenkliche Lustbarkeit herzustellen, von allen Seiten strömte man, wie später beim Karneval, in die Städte, um an solchen Genüssen teilzunehmen. Ein Hauptstück derselben waren die Aufzüge mit Masken, Vorbilder der Karnevalszüge. Welche schrankenlose Heiterkeit an diesem Feste herrschte, beweisen zahlreiche Stellen in den griechischen Klassikern und die Masken sehen wir noch heute auf manchen Vasen abgebildet, auch im Nationalmuseum Neapels sieht man auf Vasen den antiken Karneval verewigt, der auch seine Wettkämpfe hatte, — im Trinken und im Dichten. Die besten Dramen kamen bei den großen Dionysien in Athen zur Aufführung.

Der oben erwähnte Papst Gelasius († 496) gehört zu den Heiligen der römischen Kirche, der 18. November ist seinem Gedächtnis geweiht, welches aber entschwunden zu sein scheint. Neue Halbgötter haben die alten verdrängt, St. Gelasius gehört zu den zahllosen, deren Namen unter die Rubrik: „Vergessen“ fallen.

Daß im Mittelalter die Reste antiker Volksfeste vielfach einen rohen Charakter annahmen, weil sie in den niederen Volksschichten fortlebten, kann uns nicht wundern. Feste dieser Art fand Papst Paul II. vor, als er fast 1000 Jahre nach St. Gelasius, nämlich 1464, den Stuhl Petri bestieg. Er hatte sich vor seiner Erwählung eidlich verpflichtet, im Zeitraum von drei Jahren ein

*) Vgl. Preller, „Griechische Mythologie“, I, 554.

Konzil zur „Heilung der Kirchenschäden" zu berufen, ferner den Türkenkrieg fortzusetzen und strenge Disziplin im Klerus zu halten; als ihm aber die dreifache Krone auf dem Haupte saß, entband er sich von diesem Eide kraft päpstlicher Machtvollkommenheit und freute sich der Gelder, welche ihm die Türkenkollekte einbrachte. — Er sah die heiteren Frühlingsfeste, welche man vor der Fastenzeit außerhalb der Mauern Roms am Monte Testaccio feierte, ergötzte sich am Wettlauf und Wettrennen, sah mit Vergnügen den barbarischen Festbrauch, nach welchem man zwei vor einen Wagen gespannte Ochsen vom Monte Testaccio niederrennen ließ und faßte den Beschluß, diesen Festen einen größeren Zuschnitt zu geben, indem er sie in seine Residenz verlegte. Wir könnten ihn deshalb den Karnevals-Papst nennen.

Im Jahre 1467 ward vom Papst Paul II. angeordnet, die am Monte Testaccio stattfindenden Karnevalsscherze in die Hauptstraße der Stadt, die damalige Via lata, jetzt Korso, zu verlegen, und es war ein feierlicher Tag, als der Nachfolger Petri vom heutigen Palazzo di Venezia aus dem neuen, von ihm gegründeten Karnevalsfeste zuschaute. Der Papst mochte sich in jener Stunde als der echte Sohn des römischen Cäsarentums fühlen, welches dem populus romanus „panem et circenses", Brot und Spiele, verschaffte. Im Februar hatte das antike Rom nicht allein die Luperkalien, sondern auch die sogen. Equirien des Mars gefeiert, ein Fest, welches mit Wettrennen verbunden war*). Hieran, sowie an andere ähnliche Schauspiele, mochte Paul II. denken, als er den Römern im Jahre 1467 einen mit Wettrennen verbundenen Karneval schenkte. Ein neues Schauspiel, bisher unerhört, bot sich den Römern am ersten Tage des genannten Festes dar, nämlich außer dem Pferderennen auch ein Wettlauf der Juden, der Jünglinge, der Alten, wobei bunte Teppiche als Prämien dargeboten wurden. Hiervon berichten eingehend die kürzlich veröffentlichten Diarien eines Paolo dello Mastro, sowie eines Bur-

---

*) Die Equirien (equus Pferd) waren Ende Februar und bildeten den Anfang der Feste zu Ehren des Mars. Das Wettrennen war auf dem Marsfelde zu Rom. (Preller, Römische Mythologie, S. 318.)

cardo und Sebastiano di Branco. Papst Alexander VI., welcher den Vatikan und die Engelsburg als Residenz bevorzugte, befahl, daß der Zielpunkt jenes Wettlaufes auf den St. Petersplatz verlegt werde. Es geschah, und der Nachfolger Petri hatte das Ergötzen, von letztgenannter Burg aus dem Wettrennen zuzuschauen. So blieb dies barbarische Schauspiel Jahr für Jahr und fand sogar im Jahre 1513 in der Person des de Pennis einen Dichter, der in schönen Versen den Karneval und speziell das Rennen der Israeliten beschrieb. Diese Versemacherei hat den Titel: „Großartiges und kostenreiches Fest, angestellt von den Herrn Römern im Jahre 1513". Welch ein Sittenverfall gegen Ende jenes Jahrhunderts stattfand, erhellt daraus, daß die Juden im Jahre 1581 und später gezwungen, und zwar unbekleidet jenen Karnevalswettlauf machten. Dabei pflegte das römische Volk die armen Juden mit Steinen und Straßenschmutz zu bewerfen. Alles dies geschah Jahr für Jahr; die Päpste gönnten ihren Römern das allgemein beliebte Fest und duldeten sogar, daß 1633 der Wettlauf noch raffinierter wurde, indem man Hinkende und Halblahme zum Wettlauf benutzte. Eine Stelle in den kürzlich teilweise veröffentlichten „Avvisi" („Nachrichten") Roms vom Jahre 1633 sagt von diesem neuen Schauspiel: „Viele vom Volke, sowie vom Adel fanden sich zu diesem Schauspiel ein, sodaß die Via Giulia, in welcher es stattfand, kaum imstande war, die Menge zu fassen."

Es ist Thatsache, daß, nachdem Paul II. 1467 jene neue Weise des Karnevals eingeführt hatte, solche sittenlose und barbarische Bräuche sich volle zweihundert Jahre in Rom, von den Päpsten geduldet, erhalten haben. Klemens IX. war es, welcher 1668 den Wettlauf der Juden abschaffte. Als dies geschah, entstand in Rom gewaltiger Unwille. Ganz dieselbe Erscheinung zeigt sich in unseren Tagen, nachdem die römischen Behörden soeben den Wettlauf der Rosse, der sogen. Barberi, verboten haben. Es zeigte sich die charakteristische Erscheinung, daß ein bekanntes Organ des Vatikan seinen Unwillen über solche Schädigung der römischen Karnevalslust offenbarte und dabei den populus romanus an die schönen Zeiten erinnerte, als der Karneval unter den Augen der Päpste sich in voller Freiheit entfaltete.

Welche Roheiten unter der päpstlichen Herrschaft zutage traten, geht aus zahlreichen Verfügungen hervor, die im Laufe der Jahrhunderte inbetreff des Karnevals erlassen wurden. Wir scheuen uns, alle die Dinge aufzuzählen, welche doch nur deshalb verboten wurden, weil sie zutage getreten waren, und erwähnen nur folgendes: Verboten ward, sich im Karneval durch Gewänder eines Kardinals, Bischofs ꝛc. zu maskieren; verboten ferner, in der Karnevalsmaske die Kirchen zu betreten*). Um allen Übelthätern für die Karnevalszeit einen heilsamen Schrecken einzujagen, verfügte eine päpstliche Verordnung von 1654, daß der Karneval jedesmal mit der öffentlichen Hinrichtung grober Verbrecher zu beginnen habe. So geschah es am 9. Februar 1654, indem vier Übelthäter enthauptet wurden. Späterhin ward es Sitte, daß man für die Karnevalszeit die Hinrichtung berühmter und berüchtigter Verbrecher aufsparte. Der populus romanus zählte solch entsetzliches Schauspiel mit zu seinem Karnevalsvergnügen, betrachtete einen derartigen Akt als Einweihung des Karnevals, und oft genug hat Rom das Schauspiel erlebt, daß tausende und abertausende von Masken das Schaffot umgaben, um nach Vollendung der Hinrichtung die Karnevalsbacchanalien zu beginnen. Gewöhnlich befand sich der Henker im Narrenkostüm, um sofort nach Verrichtung seines Mordwerkes sich in den Schwarm der Masken zu mischen. — Der Kaiser Augustus gab den Juden in Rom Getreidespenden**), die päpstliche Regierung hat die Juden der Mißhandlung preisgegeben!

Wenn die Juden den im ersten Kapitel erwähnten Wettlauf machten, pflegten sie einen Strick um den Hals zu tragen. Nachdem Klemens IX. im Jahr 1668 jene Barbarei beseitigt hatte, mußten sie jährlich dreihundert Dukaten an den Papst zahlen und

---

*) Papst Sixtus V. erließ im Jahre 1586 eine Verfügung, in welcher diejenigen Dinge genannt werden, welche man beim Karneval aus den Fenstern und von den Balkonen auf die Menschenmassen der Straße zu werfen pflegte. Wir ziehen es vor, diese von jenem Papst verbotenen Dinge hier nicht zu nennen. Ähnliche Verbote wurden in allen großen Städten Italiens erlassen. Siehe Quellenangabe im Anhang zu diesem Kapitel.

**) Friedländer, Sittengeschichte Roms, III, 514.

jedes Jahr am ersten Tage des Karnevals sich einen feierlichen Akt der Unterwürfigkeit gefallen lassen. Vor dem Senat kniete dann der Rabbiner mit Gefolge, las eine demütige Adresse, worauf der Vorsitzende des Senats ihm (dem Rabbiner) einen Fußtritt (calcio) versetzte. Diese scheußliche Scene hat sich erhalten bis 1830*). So lange haben die Päpste, welche sich „Stellvertreter Christi" nennen, dem römischen Volk das Beispiel niederträchtiger Barbarei gegeben, so haben sie Jahrhunderte hindurch das Wort befolgt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe."

Paul II., der oben genannte Karnevalspapst, hatte einen verwilderten Baum, der von dem Wald heidnisch-römische Feste übriggeblieben war, unter seine väterliche Obhut genommen, ihn in einen neuen Garten gepflanzt und sorgfältig gepflegt. Dieser Baum wuchs bald zu einem stattlichen Gewächs heran und aus demselben ward ein Wald, genannt Karneval, dessen Samen in allen Gegenden Italiens Bäume und Wälder emporsprießen ließ. Wer die Geschichte des Karnevals und seiner mannigfaltigen Gestaltung, wie sie in den größeren Städten Italiens zutage trat, studiert, muß sich überzeugen, daß sich alle wesentlichen Stücke, welche wir vom römisch-heidnischen Festleben her kennen, im Karneval wiederfinden. Es erging dem antiken Festwesen ähnlich, wie dem Jupitertempel auf dem Kapitol, dessen einzelne Stücke nach und nach geraubt und zu anderen Bauten verwendet wurden. Der Tempel selbst verschwand, seine Teile blieben. Ein Sprichwort im Dialekt Siciliens sagt: Carnalivari tutti li festi fa turnari: Der Karneval läßt alle Feste zurückkehren. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert bezeichnet den Höhepunkt der Entwickelung dieses „Festes der Feste", welches dem Volke Italiens vonseiten Englands den Namen: „The Carneval-nation" eingebracht hat. Es handelt sich um die genannten zwei Jahrhunderte, wenn wir die wichtigsten Merkmale des Karnevals übersichtlich aufzählen und dieselben in Parallele mit dem antiken Festleben der Römer stellen.

---

*) Tribuna vom 19. Februar 1890.

Alle hervorragenden, stets mit der Staatsreligion zusammenhängenden Feste und Festspiele im heidnischen Rom gingen von der Staatsobrigkeit aus, geschahen großenteils auf öffentliche Kosten und standen unter öffentlicher Leitung. Ähnlich war es mit dem Karneval des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. In Palermo, Neapel, Florenz, wo Fürstenhöfe glänzten, in Rom, wo der Papst-König residierte, in den Republiken, wie Venedig, war jenes „Fest der Feste“ Staatssache. Öffentliche Kassen besorgten den Hauptteil der Ausgaben, obrigkeitliche Personen eröffneten das Fest in feierlichem Aufzug. In Neapel gab der König mit glänzendem Gefolge das Signal zum Beginn, in Rom der Gouverneur mit allen hohen Beamten, in Venedig der Doge mit der Signoria*). Die höchsten Personen beteiligten sich offiziell, wie einst die obrigkeitlichen Personen in Rom, wenn es sich in der Kaiserstadt um die feierliche Eröffnung der zahlreichen Spiele handelte.

Rennen im Cirkus (Wettrennen und Wettfahren), große Paradeaufzüge waren im kaiserlichen Rom die Hauptsache bei den verschiedenen Spielen, z. B. den ludi maximi, Romani, plebeji, saeculares u. s. w. Zu diesen ritterlichen Schauspielen gesellten sich ludi scenici, Bühnendarstellungen. Dasselbe finden wir beim Karneval der genannten zwei Jahrhunderte. Der Adel in Palermo, in Neapel, in Rom glänzte dann durch farbenprächtige Reiteraufzüge, Ritterspiele, Turniere. Für Leistungen in scenischer Hinsicht sorgten die öffentlichen Theater, ebenso das Volk, letzteres oft unter freiem Himmel. Solchen Vergnügungen ging in Venedig ein Stieropfer voran, ein Brauch, der Jahrhunderte hindurch bestand und als ein echt heidnisches Erbteil zu bezeichnen ist.

Die glänzenden Prozessionsaufzüge der „Karren“ mit ihren Schaustellungen erinnerten beim Karneval stets an ähnliche Aufzüge bei den ludi circenses in Rom**). Wie in antiker Zeit suchte

---

*) Ein Vorbild solcher Eröffnung des Karnevals war z. B. die feierliche Prozession beim Beginn der Cirkusspiele in Rom. Ein Prätor oder Konsul führte diesen Zug an, angethan mit der goldgestickten Purpurtoga, Musik und andere Begleitung ging ihm voraus.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 128 u. 197.

auch im Karneval Rom allezeit das glänzendste Beispiel zu geben. Eine nie übertroffene Leistung dieser Art brachte dort der Karneval vom Jahre 1634. Der reiche A. Barberini, Kardinal der Santa Madre Chiesa, ging in seinem apostolischen Eifer so weit, daß er auf seine Kosten ein großartiges Ritterschauspiel veranstaltete, in welchem 360 Personen auftraten. Dasselbe fand statt auf der Piazza Navona zu Rom, wo sich einst die Rennbahn des Kaisers Domitian befand. Der vom Kardinal Bentivoglio über dies Karnevalsschauspiel verfaßte Bericht ist der Nachwelt erhalten und beweist, daß der damalige päpstliche Hof das kaiserliche Rom als Vorbild betrachtete*).

Wie der Blumengebrauch beim Karneval an das römische Florafest erinnert, so haben die bis heute gebliebenen öffentlichen und privaten Schmäuse ihr Vorbild in den nie fehlenden Festschmäusen der alten Römer. Beim Fest der Ceres wurden in Rom von Priesterinnen gewisse Kuchen feilgeboten**), so waren in Neapel seinerzeit solche Karnevalskuchen berühmt, welche in verschiedenen Nonnenklöstern gebacken wurden.

Über die Masken haben wir bereits das Nötige erwähnt. Jede Stadt Italiens brachte es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu eigentümlichen Charaktermasken, die in jedem Karneval wiederkehrten. Die antik-römische Volksbühne hatte ebenso regelmäßig wiederkehrende Typen, die wir zum Teil im Volkstheater Neapels bis auf den heutigen Tag wiederfinden.

Die beim Karneval übliche schrankenlose Freiheit, vor allem die dann herrschende Gleichheit aller Stände finden wir im Festleben der Alten vielfach wieder. Wir erwähnten sie bei den Saturnalien, denen die Dionysien der Griechen in dieser Hinsicht ähnlich sind. Alle Stände trugen zum Glanz und zur Lust dieses Festes bei. Allen war alles erlaubt, wie beim Karneval, zwischen

---

*) Wie die römischen Kaiser für Schauspiele sorgten, erhellt zur Genüge aus den Kaiserbiographieen des Suetonius. Aber auch die Senatoren hatten die drückende Pflicht, große Ausgaben für solche Volksvergnügung zu machen. Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 278. Jener Kardinal betrachtete also die römischen Senatoren als sein Vorbild.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 445.

Herren und Sklaven hörte der Unterschied auf, letzteren war erlaubt, an dem Mummenschanz, an Neckerei aller Art teilzunehmen. Das Schmausen, das Trinken, die Blumen, die Lieder, die Prozessionen, die Theaterdarstellungen waren für alle, wie beim Karneval.

Bei vielen Festen im antiken Rom wurden auf öffentliche Kosten Speisevorräte an die Armen verteilt, z. B. bei den öffentlichen Spielen zu Ehren der Ceres, der Flora, auch bei den Säkularspielen *), und allbekannt sind die Spenden der Kaiser. Wenn also beim Karneval eine sogenannte „beneficenza“ in Nahrungsspenden geübt ward, so ist dies noch kein Christentum und verdient keineswegs den christlichen Namen: „Wohlthätigkeit **). Das heidnische Rom that bei seinem „Karneval“ dasselbe.

Der Karneval des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welcher, um mit Frau v. Staël zu reden, la fièvre de joie et la fureur d'amusement offenbart, trägt auch in zahlreichen Spuren von Barbarei und Gemeinheit das Malzeichen seines heidnischen Ursprungs an sich. Was schon Augustinus, wie wir oben sahen, heftig tadelte, finden wir in Rom wieder, wo bei jedem Karneval Männer sich als Weiber verkleideten. In Neapel geschah dies bis zum letzten Karneval. Die Geschichte des Karnevals berichtet von sittenlosen Schauspielen, die z. B. in Palermo einst so arg waren, daß man zur Sühne einige Messen lesen ließ. Überall in allen Städten Italiens förderte der Karneval gemeine Scherze, lascive Lieder ans Licht, welche an die römisch-heidnischen Feste der Flora und des Liber (Bacchus), sowie an die gemeinen versus fescen-

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 381. 433. 476.

**) In Neapel war es Jahrhunderte hindurch Sitte, daß auf Kosten des Königs ein riesiges Wagengestell erbaut und mit Broten, Würsten und Schinken, ja mit vollständigen geschlachteten Schweinen behangen wurde. Am ersten Karnevalstag kam dieser Triumphwagen dahergefahren und hielt vor dem Königsschloß, wo er dem Volk zur Plünderung preisgegeben wurde. — Wir finden hier die Spenden der römischen Kaiser wieder, welche z. B. bei den Karnevalen der Gladiatorenkämpfe allerlei Gaben, auch Speisevorräte, verteilten.

nini der Römer erinnern*). In Rom hatten die sogenannten festini (d. h. die Privatfeste beim Karneval), bei denen auch die Kardinäle der heiligen Kirche nicht fehlten, schließlich einen so gemeinen Charakter angenommen, daß sie verboten wurden. Hier berührt sich der Karneval mit der düstersten Seite des antiken Lebens. Wir erinnern an die wüsten Gelage und ausschweifenden Gebräuche der Bacchanalien, deren Orgien einen Hauptherd zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt in Süditalien hatten, von wo sie seuchenartig nach Rom gelangten. Von ihnen handelt Livius im 39. Buch, 15 und 42, sowie im 40. Buch, 19. Zwar schritt 184 vor Christo die Religionspolizei dagegen ein, und zeitweilig mögen die berauschten Haufen und die heulenden Mänaden verschwunden sein. Wie wenig aber polizeiliches Einschreiten und obrigkeitliche Strenge vermochten, beweisen die Orgien, welche sich zur Kaiserzeit mit dem Fest der von den Frauen hochverehrten Göttin Bona Dea verbanden**). Unter dem Mantel der von Augustus und Livia geübten Scheinheiligkeit war die vornehme Welt Roms von einem Sittenverderben ergriffen, welches später offen zutage trat. „Der entnervende Reichtum hat Jahrhunderte zerknickt", sagt Juvenal in seiner sechsten Satire, welche mit grimmigem Spotte das Sittenverderben, wie es auch bei dem Fest der Bona Dea hervortrat, geißelt. „Keine Verruchtheit fehlt." Nicht viel besser als ein Bacchanal war das bei dem niedern Volk beliebte Frühlingsfest der Anna Perenna. Ovid (Fasti III, 675) erwähnt die dabei üblichen, von Mädchen gesungenen „unziemlichen Lieder". Man tanzte Reigen mit entfesseltem Haar (III, 537) und schwankte schließlich betrunken heim. Ovid sagt, er sei Zeuge

---

*) Von dem strengen Cato wird erzählt, daß er einst Augenzeuge eines Schauspiels beim Fest der Flora war und dasselbe verließ, weil es ihm zu gemein war. Martial erwähnt diesen Vorfall in der Einleitung zum ersten Buch seiner Epigramme. Nirgends lesen wir, daß der Zensor Cato jenen Karneval der Florafeste verbot. Er ließ dem Volk das Fest und dachte, wie man heute bei gewissen Dingen hört: „Che fare?" Was läßt sich dabei viel machen?

**) Juvenal Satiren II, 83 u. VI, 314. Es schwingen das Haar mit Geheul des Priapus Mänaden.

dieses Festes gewesen und habe gesehen, wie ein betrunkener Greis ein betrunkenes Weib geschleppt habe (III, 542). Welchen unsittlichen Charakter die römische Volksposse *) (die sogenannten Atellanen) hatten, erhellt aus den Bruchstücken, welche überliefert sind, sowie aus der Volksposse, wie sie sich bis heute in Campanien erhalten hat. Diejenige Art der Posse, welche die Römer Mimus nannten, war noch gemeiner.

Benedikt XIV. erließ 1748 sein den Karneval betreffendes Rundschreiben, aus welchem hervorgeht, daß in Rom und anderen Städten die Gewohnheit herrschte, in der Maske, mit welcher man die letzte Nacht des Karnevals durchtost hatte, am nächsten Morgen in die Kirche zu gehen, um dort der Messe beizuwohnen und am Altar sich die übliche Asche auf das Haupt streuen zu lassen. Er verbot solchen Mißbrauch; mit welchem Erfolge, wissen wir nicht. Um die Römer während des Karnevals im Zaum zu halten, befanden sich in mehreren Seitenstraßen des Korso Vorrichtungen, um die Übertreter gewisser Vorschriften sofort öffentlich mit den Hieben einer Geißel (Corda) zu bestrafen, und erst 1799 sind jene Vorrichtungen entfernt worden. Die römische Kaiserzeit bietet nichts, welches an dergleichen erinnerte, und niemals hören wir, daß solche Mittel nötig waren, um die Menge zu zügeln.

Als der Wettlauf der Juden verboten war, unterließ man doch nicht, sie alljährlich durch Masken zu verhöhnen. Diese so lang geduldete Barbarei erreichte ihren Höhepunkt am 9. Februar 1709. Unter zahlreichen Karren mit Maskengruppen befand sich einer, auf dem ein jüdisches Begräbnis pantomimisch dargestellt und persifliert wurde. Als nun die Juden sich beim Kardinalvikar beschwerten, ward dieser Karren verboten. Es befand sich aber damals eine fürstliche Person in Rom, welche bat, daß man vor ihren Augen jenen Pantomimus darstelle, und dies ward gestattet. Anstatt nun die Verhöhnung der Juden überhaupt zu verbieten, ward eine solche vielmehr geduldet, und im Jahre 1711 sah man im Karneval eine Maskerade von hundert Juden auf Eseln, wobei

---

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 418.

vor allen Dingen der Rabbiner und mancher heilige Brauch der Juden lächerlich gemacht wurde. Von einem Verbot war keine Rede. Sehr oft kam es vor, daß in Rom während des Karnevals Weiber, welche sich gegen gewisse Karnevalsgesetze vergangen hatten, öffentlich vor allem Volk zur Strafe gepeitscht wurden, ein barbarisches Schauspiel, an welchem aber der Pöbel (der reiche und arme) seine Freude hatte. In Palermo gehörte zur Karnevalslust das barbarische „Gänsespiel", giuoco dell' oca. Lebendiges Geflügel, vierfüßige Tiere aller Art wurden an langen Gerüsten aufgehängt, und wer im Vorbeireiten den Kopf eines Tieres abschnitt, galt als Sieger.

Nur ein einziges Mal hat in Rom der Karneval für kurze Zeit aufgehört. Auf Befehl Klemens' XI. unterblieb 1702 dies Fest wegen eines Jubelablasses, und als im folgenden Jahre Erdbeben und Überschwemmungen eintraten, gelobte das römische Volk unter Gutheißen des Papstes, sich fünf Jahre hindurch des Karnevals zu enthalten. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts Kriegsunruhen die Freuden dieser christlichen „Luperkalien" drückten, nahm 1805 der Karneval einen neuen Aufschwung, und es zeigte sich damals, wie nahe das römische Volk, d. h. die Höchstgestellten, der verderbtesten Kaiserzeit stand. In dem genannten Jahre nämlich stellte man öffentlich am hellen Tage das Urteil der Götter und die Hochzeit der Psyche dar und richtete sich in Kostüm und Gruppierung genau nach den bekannten Bildern Rafaels. Die Rollen der Göttinnen hatten Damen der höchsten Aristokratie übernommen, in dem mir vorliegenden Programm finden sich allbekannte Namen, z. B. die Fürstin Torlonia (Juno), Gräfin Bischi (Venus), Fürstin Chigi (Pallas) u. s. w. Daß die Darstellung Anstoß erregt hätte, wird nicht gesagt. Ein solches Stück Heidentum war den Römern ebenso wenig fremdartig als das Heidentum, welches unter Leo X. in Rom seinen Einzug hielt. Einen durchaus heidnischen Charakter hatte der Karneval bereits unter Paul II. erhalten, der außer jenem Wettlauf, von dem oben die Rede war, großartige bacchische Aufzüge, mythologische Pantomimen aller Art gestattete und, nachdem solche Schauspiele beendet waren, das Volk öffentlich vor seinem Palaste speiste, wobei seine Hofbeamten für Ordnung sorgten

und er selbst von einem Balkon des Palazzo di Venezia zuschaute und Geld unter den Pöbel warf.

Die Kaiser boten einst dem römischen Volk Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe, die Päpste dagegen als Karnevalsbelustigung den Wettlauf unbekleideter, oft eigens für diesen Zweck gemästeter (!) Juden *). Wer steht höher, die Kaiser, oder jene Päpste? Von Domitian, dem grausamsten der Kaiser, erzählt sein Biograph Sueton (Kap. 12), daß er eine Judensteuer mit Härte eintrieb. Niemals aber hat ein heidnischer Kaiser päpstliche Barbarei gegen Juden geübt. — Die Sittenlosigkeit im kaiserlichen Rom ward von den Satirikern heftig getadelt; die Sittenlosigkeit im päpstlichen Rom, wo der Karneval sie offenbar machte, hat keinen Satiriker wie Horaz oder Juvenal gefunden. — Die römischen Kaiser ließen Gladiatorenkämpfe aufführen, aber niemals hat unter ihnen zur Volksbelustigung eine Verhöhnung der jüdischen Religion stattgefunden. Verordnungen aller Art offenbarten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die beim Karneval sich zeigenden sittlichen Volksschäden, der ärgste Schaden wird durch eine kürzlich publizierte Reihe von Synodalbeschlüssen Siciliens offenbar, denn es handelt sich dabei um das Verhalten des Klerus beim Karneval und bei anderen Gelegenheiten. In jenen Beschlüssen ist die Rede von solchen Klerikern, „welche sich nicht schämen, das Schamvollste zu unternehmen“ (Turpissima quaeque attentare non erubescunt), welche sich maskieren, leichtfertige Tänze aufführen, öffentlich auf den Straßen Musik machen und unerlaubte Schauspiele aufführen. Vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert wird in fast allen Synoden das ausschweifende Leben der Geistlichen getadelt. Die gesamte antike römische Litteratur enthält keine Andeutung, welche uns berechtigte, von dem sittlichen Verhalten der römisch-heidnischen Priester der Staatsreligion Ähnliches zu behaupten. Nur Priester der Isis, sowie der magna

*) Bevor Paul II. im Jahre 1467 den Karneval feierlich installierte, hatte man den Brauch, einen Juden in eine Tonne zu stecken und diese vom Kapitol niederzurollen. (Tribuna vom 19. Februar 1890. Nr. 50.) Solche Barbarei kannte das heidnische Rom nicht, die Päpste haben sie geduldet.

mater und anderer ausländischer Götter hatten keinen besseren Ruf, als in obengenannten Jahrhunderten der „christliche“ Klerus Siciliens.

Unser vorstehendes Kapitel enthält den Nekrolog des Karneval, denn bereits hat Frau Weltgeschichte ihn in ihr Totenregister eingetragen. Was man heutzutage in den großen Städten als Karneval bezeichnet, ist eine Leiche, an der von allerlei Kommissionen und Komitees Wiederbelebungsversuche angestellt werden. Vergebens. In Rom und anderswo hat seit Anfang dieses Jahrhunderts der Karneval seinen früheren Charakter und Glanz nach und nach verloren. Im Jahre 1862 am 20. Februar las man daselbst zum Schrecken des Papstes ein Flugblatt, welches die Römer ermahnte, sich vom Karneval fernzuhalten. „Römer, wenn ihr euer Vaterland liebt, so enthaltet euch der Teilnahme am Karneval. Nur die Bourbonischen, die Zuaven und die Schergen des Papstes werden sich am Karneval beteiligen und durch den Peterspfennig wird man die Kosten bezahlen.“ — Dieser Aufruf des damaligen geheimen Nationalkomitees hatte guten Erfolg. Acht Jahre später schlug die letzte Stunde des Kirchenstaats, und bald darauf verbot die Stadtbehörde der nunmehrigen Hauptstadt den Wettlauf der wilden Rosse, welche in Rom unter dem Namen Barberi bekannt sind, ein Verbot, welches dem sterbenden Karneval den letzten Blutstropfen nahm.

Der Karneval ist tot. Man setze ihm ein Denkmal mit der Inschrift: Hier ruht der thatenreiche, geistesarme Karneval, dessen Mutter das Heidentum, dessen Vater ein Papst war. Requiescat in pace.

Zweites Kapitel.

Vénnari.

„Heilige Venus, du bist unsere Mutter."
Volksgebet.

In Sicilien giebt es kein Wort, welches so sehr mit fast allen wichtigen Lebensangelegenheiten in Zusammenhang steht, wie das Wort unserer Überschrift. „Vénnari" ist der dem Dialekt angehörende Name des Freitags, welcher in italienischer Schriftsprache: Venerdi (Tag der Venus) heißt. — Bisher hat jedes Kapitel den Nachweis geliefert, daß die äußere Christianisierung Italiens im Grunde alles beim alten ließ, im vorstehenden Kapitel müssen wir zunächst konstatieren, daß die Christianisierung jenes Landes eine bemerkenswerte Veränderung hervorrief, indem sie den Tag der Venus, der Göttin der Schönheit und Liebe, der Lebensfreude und des Lebensgenusses, in einen Tag der Trauer, des Fastens, der Büßung verwandelte, eine Umwandlung, welche diesem Tage schon sehr früh vonseiten der Kirche zuteil wurde und zwar unter Hinweis auf den an einem Freitag erfolgten martervollen Tod Christi. Eine huldreiche Frühlingsgöttin, die aber den Namen: Venus noch nicht besaß, ehrten schon die alten Völkerstämme Latiums, und erst später, als Rom anfing, die Völkerbeherrscherin zu werden, verschmolz mit jener Verehrung der Kultus der griechischen Aphrodite, welche von Sicilien zum Festlande Italiens kam, wo man sie bald allgemein „Venus" nannte, mit welchem Namen, wie dessen Wurzel beweist, Lieblichkeit und Reiz bezeichnet

wird *). In Sicilien, auf der Höhe des Eryxberges, fand sich das vom Glorienschein uralter Sage umgebene, hochgepriesene Heiligtum der Venus Urania, die auf der ganzen Insel viele Heiligtümer besaß; kaum aber hatte dieselbe ihre Herrschaft auf das Festland ausgedehnt, da ward auch hier die Zahl ihrer Tempel eine große. Haec Veneris sedes (dies ist der Sitz der Venus), sagt Martial (IV, 44) von Pompeji, wo sie als Stadtbeschützerin galt **), und aus zahlreichen Stellen römischer Dichter und Prosaiker erhellt, daß diese Göttin namentlich in Campanien Leben und Sitte beherrschte. In Sicilien und im Süden Italiens überhaupt dampfte der Venus reichlicher Weihrauch, hier ward die Aufforderung Ovids befolgt: „Betet und sühnt sie mit flehendem Wort“. Eine besondere Bedeutung erlangte die Venus in Rom, wo Tradition und Poesie dieselbe zur Stammmutter des Julischen Kaisergeschlechtes, zur Ahnfrau des römischen Volkes machte. „Tempel erheben sich jetzt allwärts für die mächtige Göttin, aber in unserer Stadt hat sie ein höheres Recht“. So sagt Ovid von der mächtigen Göttin, der Mutter des Äneas, welcher unter Leitung derselben in Latium das Werk der Begründung des römischen Volkes vollendet hatte ***). Wie innig Rom mit der Verehrung dieser Göttin verbunden war, beweist der von Hadrian dem Kultus der Venus und Roma erbaute Doppeltempel, in dessen noch vorhandenen Nischen die Riesenstatuen dieser zwei Gottheiten aufgestellt waren. Es war ein bedeutsamer äußerer Sieg, als es der Kirche gelang, den Tag dieser Göttin in einen Trauer- und Fastentag zu verwandeln.

Je weiter nach Süden, desto mehr tritt uns diese dem Freitag bis heute erhaltene Bedeutung entgegen, am deutlichsten in Si-

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 383. Das Wort vinum, der Wein, hat dieselbe Wurzel.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji, keine Totenstadt; sowie Kap. XV: Die Himmelskönigin.

***) Vgl. Äneis I, 254—296. Hier verheißt Jupiter der Venus, daß ihr Sohn Äneas das Reich der Römer begründen werde. „Deren Gewalt soll weder ein Ziel mir enden, noch Zeitraum. Endlos daure das Reich, das ich gab.“

cilien *). Die Bevölkerung hat sich dem von der Kirche erlassenen Freitags-Fastengebot gefügt, wie sie ebenfalls das Joch des Aschermittwochs auf sich nahm, der dem Karneval ein Ende macht. Was jenes Fasten anbetrifft, so ist es freilich heutzutage leicht, sich demselben zu entziehen, indem man für Geld und gute Worte einen Dispens kauft, aber das Gebot selbst besteht in Kraft und jeder gute Katholik, einerlei welchen Standes, folgt am Freitag der kirchlichen Satzung. Als besonders wichtig gelten die Freitage des März in ganz Sicilien. Bis vor circa 50 Jahren trat dieselbe Bedeutung dieser Tage auch in Neapel hervor und berühmt war die von den höchsten Ständen an allen März-Freitagen angestellte Wagenprozession zur Madonna in Resina. Als ernste Bußtage sollten jene Freitage gelten, und demgemäß erschienen bei jener Prozession die Damen der Aristokratie in schwarzen Schleiern und Gewändern, aber die Heiterkeit anderer Feste ward auch bei diesen Aufzügen nicht gänzlich verdrängt und dasjenige, was die römische Kirche als „Welt" bezeichnet, trat trotz Schleier zutage, indem man in der Pracht der Wagen und Gewänder wetteiferte, als gelte es eine der üblichen Korsofahrten. Die Wagenprozession nach Resina hat aufgehört, die Madonna daselbst hat ihr früheres Ansehen verloren und besitzt nur noch eine lokale Verehrung. In neuester Zeit pflegt man Märzprozessionen zur Madonna di Pompeji zu machen, aber nicht im Wagen, sondern per Dampf, letztere Beförderung ist bequemer, schneller und billiger. Das strengste Fasten wird in Sicilien und in ganz Süditalien am Karfreitag beobachtet und überall finden dann Prozessionen statt, welche den Ernst des Tages und seine Trauer zum Ausdruck bringen sollen. Man könnte erwarten, daß dann das sonst so geräuschvolle südliche Leben einer entsprechenden Stille weiche. Wir nennen den Karfreitag gewöhnlich den stillen Freitag und reden von der stillen Woche. Aber wo ist denn in den Städten des Südens Stille? Etwa in den Kirchen? Gerade die stille Woche macht im Süden Italiens laute Kirchen die sich dann in Schaubuden verwandeln. Zu Anfang der letzten Karwoche besuchte

*) In Tirol läuten die Kirchenglocken jeden Freitag eine volle Stunde.

Verfasser eine der größeren Kirchen Neapels. Während die Messe ruhig ihren Gang ging, waren zahlreiche Arbeiter beschäftigt, Gerüste aufzuschlagen, es wurde gehämmert, geklopft, gelacht, andere schleppten Leitern und schmückten eine der Seitenkapellen mit prachtvollen gold- und silbergestickten, geschmackvoll drapierten Vorhängen. Letztere werden von einer Zunft arrangiert, deren Angehörige nichts thun, als die Ausschmückungen der Kirchen mit Vorhängen u. s. w. besorgen. Weiber und Männer schleppten Blumentöpfe, riesengroße Blumensträuße, und so entstand nach und nach die Ausschmückung eines künstlichen Grabes oder eines großartigen Katafalks, oben ein gold- und silberstrahlender Sarg, wie in einem Thronsaal, in welchem der Thron erhöht steht, vor ihm aber kostbare goldbordige Vorhänge in eleganter Drapierung den Durchblick gestatten. Ringsherum riesige vergoldete Leuchter oder, wie im Dom, Pyramiden von Lichtern, 20 bis dreißig Fuß hoch. Dabei schauendes, gaffendes, plapperndes Publikum, diverse Priester zur Beaufsichtigung dabei, aber in lebhafter Unterhaltung mit dem schaulustigen Publikum. Der Karfreitag gehört in Süditalien zu den geräuschvollsten Tagen des Jahres und der fehlende Glockenton wird dann reichlich ersetzt durch den Lärm der Menschenmassen, welche von Kirche zu Kirche drängen, um die Sepolcri (Gräber) zu schauen und dann in der Campagna bei Fastenspeisen frohe Gelage zu halten.

Mag aber der Karfreitag auch ebenso geräuschvoll sein, wie mancher Festtag, den man vor Jahrtausenden im Süden zur Ehre der Venus feierte, so bleibt doch die Thatsache stehen, daß die Kirche als Gesetzgeberin in Hinsicht des Freitags einen Erfolg erzielt und das Gepräge desselben verändert hat.

Während die zur Herrschaft gelangte Kirche mit Stolz auf solchen äußeren Sieg blickte, merkte sie nicht, daß ein Stück Heidentum durch eine offen gelassene Hinterthür hineinschlüpfte und sich im Kirchentempel häuslich einrichtete, wie die Schwalbe in ihrem Nest.

Im heidnischen Rom unterschied man zwischen heilvollen und unheilbringenden Tagen, und dieser Unterschied war nicht etwa einseitig die Sache eines volkstümlichen Glaubens, sondern eine Satzung der Staatsreligion. Mit der letzteren stand der Kalender

in Zusammenhang und dieser war der Aufsicht des Pontifex maximus unterworfen. Der Oberpriester hatte ursprünglich die Pflicht und das Recht, die für Götterfeste und öffentliche Geschäfte bestimmten Tage vorzuschreiben, ebenso diejenigen Tage zu nennen, welche Unheil brachten, also für öffentliche Geschäfte und wichtige Unternehmungen des Privatlebens untauglich erschienen. Man nannte sie Dies atri (schwarze Tage), oder, weil sie mit religiösen Bedenken behaftet waren: Dies religiosi, also Tage, vor denen die Religion warnte. Später gewann allerdings der Staat Einfluß auf die Bestimmungen des Kalenders, aber in Hinsicht der „schwarzen" Tage blieb alles beim alten und wenn der betreffende Staatsbeamte alljährlich den Kalender in Gestalt einer Steintafel publizierte, so las ein jeder auf derselben auch die Tage, an welchen es nicht wohlgethan war, z. B. Hochzeit zu halten, eine Reise, oder ein anderes wichtiges Geschäft zu unternehmen.

Zahlreiche Bruchstücke solcher Steinkalender sind uns bewahrt, aber das wichtigste Bruchstück erhielt sich im Volksleben, welches in ganz Italien bis auf den heutigen Tag seine Dies atri kennt und beachtet. Dies tritt nirgends klarer hervor, als in Sicilien. Die Kirche hatte dem Freitag den Stempel der Trauer aufgedrückt, das Volk, welches den Glauben an „schwarze" Tage nie verlor, erlaubte sich ebenfalls, seinen Stempel anzubringen und verwandelte den Freitag in einen Unglückstag. Der Tag, dem die Kirche einen unfreundlichen Charakter verliehen und mit dem freudlosen Fastengebot ausgestattet hatte, erschien dem Volke geeignet, diejenige Rolle zu übernehmen, welche früher anderen Tagen eigen war. Die Unglückstage des heidnischen Lebens wurden vergessen, der Aberglaube selbst aber nicht. Man wählte andere Tage, unter denen — am meisten in Sicilien — der Vénnari obenan steht. Neben diesem gilt auch Martedi (Tag des Mars, unser Dienstag) als unheilvoll und ein in ganz Italien bekanntes, in aller Munde befindliches Sprichwort lautet: Venerdi e Di-Marte non si sposa non si parte d. h. am Freitag und Dienstag soll man weder heiraten noch eine Reise unternehmen. Dies ist kein Scherzwort, sondern ein ernstlich gemeinter Rat. Wenn wir versuchen, diesen Charakter des Martedi zu erklären, so könnte

darauf hingewiesen werden, daß Mars und Venus deshalb zusammengehören, weil beide die Stammgötter des Julischen Kaisergeschlechtes und deshalb zugleich des römischen Volkes waren. Dem Mars war der Frühlingsmonat März geweiht, ursprünglich der erste Monat des Jahres *), und in demselben wurden zahlreiche Feste gefeiert, die zum Teil einen kriegerischen Charakter hatten und die Bevölkerung in nicht geringe Aufregung versetzten. Aus diesem Grunde enthielt man sich dann wichtiger Unternehmungen und achtete es nicht für wohlgethan, im genannten Monat Ehen zu schließen, weil man fürchtete, dieselben könnten ein stürmisches Leben voll Aufregung und Unruhe herbeiführen. Die Gemahlin des Jupiterpriesters mußte, solange im März diese kriegerischen Festumzüge dauerten, ihr Haar ungekämmt lassen **). Es ist bezeichnend, daß man in ganz Sicilien bis heute den März als einen Unglücksmonat betrachtet, dasselbe habe ich vielfach in anderen Distrikten Süditaliens vernommen, namentlich an solchen, die fernab vom großen Weltverkehr liegen. Wenn nun der ganze Monat des Mars ein Unglücksmonat ist, so übertrug sich diese Vorstellung leicht auf den Martedi, den Wochentag des genannten Gottes. Aber auch der Monat Mai gilt in Sicilien als ein Monat übler Vorbedeutung, welche derselbe schon im antiken römischen Leben hatte, denn in demselben war ein Tag, von dem Ovid (Fasti V, 487) sagt: „Nimmer zur Hochzeit wählen den Tag Jungfrauen und Witwen, wer an dem Tage gefreit, starb in der kürzesten Frist.“ — Gemeint ist der neunte und in zweiter Linie auch der elfte und dreizehnte Tag des Mai. Alsdann nämlich kamen, so war der Volksglaube, die Geister der Verstorbenen aus dunkler Tiefe, um wieder einmal ihren Angehörungen und ihrer ehemaligen Behausung nahe zu sein. Man nannte diese Spukgeister Lemuren, es sind die von Horaz (Episteln II, 2) erwähnten Larvae nocturnae, nächtliche Spukgestalten, welche die Phantasie der Lebenden vielfach be-

---

*) Von Romulus sagt Ovid Fasti III, 97, er „setzte den Vater zuerst gleich an des Jahres Beginn“. Gemeint ist Mars. „Mars war Latiums Gott, denn er ja gebietet den Waffen.“ Fasti III, 35.

**) Preller, Römische Mythologie, S. 322.

schäftigten und mancherlei nächtliche Sühngebräuche hervorriefen, wodurch man den Toten Ruhe und den Lebenden Sicherung vor Schaden zu verschaffen suchte. „Schweigende Manen, für euch bringt man die Opfer des Tags.“ (Ovid V, 422). Der Glaube an umherschweifende Larvae nocturnae hat sich in ganz Süditalien bis zur Stunde erhalten.

Selbstverständlich giebt es auch Zeiten und Tage von guter Vorbedeutung (buon augurio). Obenan steht der Sonnabend, weil der Madonna geweiht. Günstiger Art ist in Sicilien auch jeder erste Montag eines Monats, aber nur in einer Hinsicht. An diesem Tage kann man hoffen, daß uralte, von Mund zu Mund erlernte Gebete, welche sich an die Gottheit: „La Sorte“ (Schicksal) richten, Erfolg haben. Jener Name ist ein bis in die Gegenwart klingendes Echo des römischen Fortunakultus, der im antiken Leben von so einflußreicher Bedeutung war. Von Lucian*) besitzen wir eine Anzahl von Göttergesprächen und in einem derselben beklagt sich einer der olympischen Götter darüber, daß die Menschen fast allein der Fortuna sich zuwenden. Seit der Kaiser Trajan ihren Kultus bevorzugte und seiner Verehrung gegen diese dämonische Gottheit durch einen großartigen Tempelbau einen Ausdruck gab, ward die Fortuna als Weltherrscherin betrachtet. Wenn der Sicilianer zur „Sorte“ betet, so ist der Begriff dieser überirdischen Macht ebenso elastisch wie der Begriff, den das antike Leben mit dem Namen Fortuna verband, deren zahlreiche Beinamen ihr schwer zu definierendes Wesen ausdrückten. Bald war sie das, was wir Glück nennen, bald dasjenige, was unser deutsches: Schicksal bezeichnet, also der griechischen Aisa, dem Fatum ähnlich**). Was der Sicilianer La Sorte nennt, heißt auf dem Festland Süditaliens Destino (Schicksal, Bestimmung), oft auch: Combinazione d. h. Verkettung der Umstände. Alle diese mit unklaren Begriffen verbundenen Namen hängen mit der Religion

*) Aus diesem Satiriker des zweiten Jahrhunderts haben wir bereits in unserem ersten und zweiten Teil Citate angeführt.

**) Das Schicksal oder Verhängnis trug auch den Namen Meura, ein Wort, welches noch jetzt in Sicilien fortlebt. Unter Mira denkt man sich eine dunkle Schicksalsmacht.

des südlichen Volkes ebenso zusammen, wie die Fortuna mit dem antiken Religionsleben.

Düsteres Verhängnis blickt mit dämonischem Auge auf den Vénnari, wehe dem, welcher das Schicksal herausfordert! Frevelhaft wäre es, am Freitag Hochzeit zu halten, eine solche Ehe wäre sicherlich voll Unglück, leichtfertig wäre es, am Freitag eine Reise, einen Dienst anzutreten, ein neues Haus zu beziehen. Alle Frauen, welche ernste Frömmigkeit lieben, hüten sich, am Freitage Schmuck anzulegen. In Neapel giebt es zahlreiche ältere und jüngere Weiber, welche den Beruf haben, Frauen des Volkes zu frisieren, eine Arbeit, die in den älteren Stadtquartieren öffentlich auf der Straße vor den Thüren abgemacht wird. Eine solche Friseurin, die in Hinsicht der glücklichen Lottonummern*) oft eine wissende ist, heißt Cápera (Capo Kopf). Die Weiber des Volkes lassen sich alle Woche einmal frisieren, aber die Cápera thut dies nie am Freitag. Wenn die Gemahlin des Oberpriesters in Rom sich an gewissen Tagen des März, wie oben erwähnt, nicht frisierte, so war dies sicherlich für sie eine Entbehrung, wenn die Weiber in Süditalien am Freitag ihr Haar unfrisiert lassen, so kann dies keine Kasteiung für sie sein, da der gewöhnliche Zustand des weiblichen Hauptes in den niederen Ständen der unfrisierte ist. Wie es im übrigen mit einem solchen Haupt bestellt ist, zeigen Volksscenen auf der Straße, wo Weiber einander öffentlich den Dienst erweisen, gewisse Tierlein des Hauptes zu erhaschen. Der Wahrheit gemäß muß hier berichtet werden, daß diese niedere Jagd in Süditalien auch am Freitag ausgeübt wird. — Wie hoch in Sicilien der Freitag in Achtung steht, erhellt am besten aus der merkwürdigen Thatsache, daß selbst Diebe, Räuber und Mörder denselben respektieren. Die Verbrecher-Statistik weist nach, daß am Freitag höchst selten Schandthaten unternommen werden, obgleich dieselben auf jener Insel zu den gewöhnlichen Dingen gehören, wo die öffentliche Sicherheit immer noch zu den unsicheren Dingen gehört und die Ausübung der Privatrache ebenso als Recht und Pflicht betrachtet wird, wie auf Korsika, Sardinien und in ganz Süditalien.

*) Zu vergleichen Teil I, Kap. VIII: Orakel.

Man fürchtet jenen Tag aber nur deshalb, weil man überzeugt ist, daß eine am Freitag verübte Schandthat sicher ihre Strafe findet und derjenige, welcher sie verübte, entdeckt wird*).

Zu den unheilvollen Tagen gesellen sich ebensolche Zahlen und Handlungen.

Es ist eine Tradition aus dem fernsten Altertum, wenn man in Süditalien bei gewissen Gelegenheiten den ungleichen Zahlen den Vorzug vor den gleichen giebt. Wer in Calabrien Geschenke giebt, schenkt sie in ungleicher Zahl, also entweder drei, oder fünf, oder sieben. Nach Plutarch repräsentiert die ungleiche Zahl das Männliche, die gleiche dagegen das Weibliche. Mir ist von Freunden, die mit dem Landvolk viel verkehren, die Versicherung geworden, daß die Eier, welche man den Hühnern zum Brüten unterlegt, stets von ungleicher Zahl sein müssen**). Unheilvoll ist die Zahl dreizehn, ebenso siebzehn, auch die drei kann unter Umständen ihre Bedenken haben. Als kürzlich in meinem Zimmer drei Lichter brannten, löschte die Magd das eine aus und erklärte auf Befragen, drei Lichter seien „di mal augurio“. Vor Jahren machte man mich darauf aufmerksam, daß die Betten in einem Zimmer niemals so stehen dürfen, daß die Füße eines in demselben liegenden nach dem Ausgang gerichtet sind. Wehe dem, welcher diese Regel unbeachtet läßt, er würde bald als Leichnam das Zimmer verlassen müssen. Ich habe seitdem, so oft ich Gelegenheit hatte, darauf geachtet und gesehen, daß erwähnte Regel sorgfältig beobachtet wird. Die Toten werden, wenn sie circa zwölf Stunden hindurch nach antiker Sitte auf einem Paradebett liegen, so gestellt, daß die (mit ledernen Stiefeln) bekleideten Füße nach dem Ausgang gerichtet sind. Öl aus Versehen auf den Fußboden gießen, ist eine bedenkliche Handlung, welche sicher Unheil bringt, heilvoll dagegen ist das Ausgießen von Wein. Ein Brot darf man nie so hinlegen, daß die obere Seite sich unten befindet, es wäre dies ein „mal augurio“. Durch Anrufung verschiedener Heiligen gewinnt das selbstgebackene Brot besonderen Segen. Es

---

*) Pitré, Biblioteca, XVII, 262.

**) Cf. Dorsa, La tradizione, pag. 143.

ist nicht wohl gethan, eine Schere auf den Tisch zu legen, noch weit schlimmer aber, aus zwei Gegenständen auf dem Tisch ein Kreuz zu formen. Homer erzählt von Telemach, daß er kräftig nieste und seine Mutter dies als ein heilvolles Zeichen auffaßte. So denkt man noch heute in Süditalien, wo es ein jeder berechtigt finden würde, wenn man ihm erzählte, daß Tiberius, selbst wenn er im Wagen sitzend nieste, als Anerkennung dieser Handlung von guter Bedeutung verlangte, daß man ihm ein: „Salus tibi“ entgegenrief. Kehren wir zum Vennari zurück.

Die Kirche hat den Tag der Venus in einen „schwarzen“ Tag verwandelt. Ihr Sieg ist nicht zu bestreiten, aber er war kein vollständiger. Die große Göttin Venus hat ihr Terrain nicht gänzlich verloren, vielmehr ein gutes Stück desselben behalten, denn glücklich ist das Kind, welches am Freitag das Licht der Welt erblickte. Was wir von Sonntagskindern sprichwörtlich reden, das gilt in Sicilien von einem Freitagskind. Ein solches heißt im Dialekt Vinnirinu *), es hat eine glückliche Zukunft zu erwarten und wird vermöge seiner leiblichen und geistigen Kräfte große Unternehmungen ausführen. Vielfach betrachtet man den Vinnirinu sogar als ein Wunderkind, welches durch ungewöhnlichen Mut und prophetischen Scharfblick sich auszeichnen wird **). Woher nun diese Ausnahme? Weshalb gilt ein Vinnirinu nicht als Unglückskind, wie z. B. auf Madagaskar, wo man alle am Freitag geborenen Kinder in den Wald trägt und dort ihrem Schicksal überläßt? Jene Ausnahme haben wir auf das Konto der Frau Venus zu schreiben. Diese holde Frühlingsgöttin galt unter der Bezeichnung „Venus felix“ auch als die Beschützerin des Frauenlebens, als Geburtsgöttin. „Feiert der Venus geheiligte Macht“, sagt Ovid, denn unter ihrem Schutz hatte das neugeborene Kind Wachstum und Gedeihen. Aphrodite Urania war die mütterlich sorgende Gottheit des Kindersegens ***), so hat man sie einst in Sicilien be-

*) Cf. Pitré, Biblioteca, XVII, 264.

**) Ibid.

***) Preller, Griechische Mythologie, I, 280 u. 299. Auch ist zu vergleichen unser erster Teil, Kap. VI: Die neue Juno. — Aphrodite hatte, wie Artemis, den Beinamen Kourotrofos, die Kindesnährerin. Preller, S. 300.

trachtet, wo man ihre Statuen mit Rosen kränzte und ihren Tempeln Weihgeschenke brachte. Die Erinnerung an diese Gottheit tritt uns in der Thatsache entgegen, daß man in Sicilien den „schwarzen“ Charakter des Freitags nicht auf die Geburt eines neuen Menschenlebens übertrug, vielmehr in letzter Hinsicht den freundlichen Stern der Venus dem Kindlein glänzen ließ.

Die Kirche hat den Freitag als ernste Erinnerung an den Tod Christi gekennzeichnet und von ihren Angehörigen verlangt, daß sie diesen Tag solcher Erinnerung widmen. Sicherlich gab es in Sicilien eine Zeit, wo die Kirche ihren Zweck erreichte, aber nur eine kurze. Das alte Heidentum hat sich dort insofern dieses Tages bemächtigt, als derselbe immer mehr dem Spezialkultus eines Santo, also eines christlichen Heros*), eines Halbgottes, gewidmet wurde, der in ganz Süditalien unter der Heroenschar eine hohe Stellung einnimmt. Wir meinen St. Francesco di Paola, welcher 1507 am Karfreitag starb und dessen Kultus sich von Kalabrien aus über ganz Sicilien verbreitete, wo die Volkssprache ihn vielfach als „Santu Padri“ (heiliger Vater) bezeichnet. Die Kirche nennt ihn den Taumaturgo (Wunderthäter) Kalabriens und sagt: „Er ist ein glänzender Stern am mystischen Firmament der wahren Kirche Jesu Christi und leuchtete fast ein Jahrhundert hindurch (1416—1507) mit einem so wunderbaren Lichte, daß er mit seinem Leben und seinen Werken die erhabene und spezielle Mission offenbarte, die er vom Himmel empfing**).“ — „Ohne Hilfe menschlicher Wissenschaft, die ihm als Eremiten in einem finsteren Walde nicht zugänglich war, umfaßte er doch, mehr als menschliche Intelligenz vermag, die Geheimnisse Gottes; ohne je Lehrer gehabt zu haben, ohne Redner zu hören, allein inmitten brausender Stürme, brüllender Wölfe, leuchtender Blitze, erlangten seine Lippen doch die Tugend göttlicher Beredsamkeit, welche droht und bekehrt, erschreckt und triumphiert. Er hatte kein Buch, als die wilde

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. III: Fünfzehnhundert Jahre; Kap. VI: Auch ein Heiliger; Kap. XII: Ein Panegyrikus.

**) „Le sovrumane bellezze della chiesa di Dio nei Santi“, von P. Aless. Baroni, pag. 459 sqq.

Natur, keine Schule, als rauhe Wälder und steile Felsen, kein Licht, als die Sonne, und dennoch baute er Klöster und Kirchen, dennoch sah er wilde Tiere und Fürsten, Priester und Päpste zu seinen Füßen, dennoch gehorchten seinem Wink die Erde und das Meer, die Bäume und Steine, das Leben und der Tod." — „Die gesamte Natur war ihm unterworfen, er vervielfältigte wunderbar die Speisen, er brachte Wasser aus dürrem Gestein, er heilte Kranke und weckte die Toten auf. Vor ihm wich das Feuer zurück, auf seinen Wink blieben Steine in der Luft hängen, die Füße hemmten ihren Lauf, die Stürme schwiegen, die Blitze erloschen, der Hagel zerschmolz und das Meer trug ihn, als er auf seinem Mantel von Calabrien nach Sicilien hinüberfuhr." — „O, göttlicher (divino) Francesco, habe Erbarmen mit uns und strecke deine wunderbare Hand aus, damit sie uns bewahre vor der Schuld im Leben und uns kröne mit ewiger Wonne."

Eine andere Stimme*) läßt sich über diesen Taumaturgo also vernehmen: „Wenn nicht die allgemeine Überlieferung und der gemeinsame fromme Glaube unter Autorität der Kirche die Wirklichkeit der Wunder des St. Francesco di Paola feststellte, so könnte man die Zahl und Art derselben für übertrieben ansehen. Schon in seinen Jünglingsjahren heilte er Kranke durch Berührung seiner Hand, fünfzehn Tote erweckte er zum Leben. In Milazzo (Sicilien) sah er an einem Baume einen seit drei Tagen Erhängten, schnell zerschnitt er den Strick und machte den Toten im Namen der Dreieinigkeit wieder lebendig. Einst verrichtete er an einem einzigen Tage hundert Wunder, und letztere waren bei ihm so gewöhnlich, daß es als ein Wunder erschien, wenn einer seiner Tage ohne Wunder blieb."

Wenn die Kirche in unseren Tagen obiges von dem genannten Santo=Heros behauptet, so thut sie dies, weil ihr der Glaube des Volkes als Fundament dient. Das Volk Süditaliens betrachtet St. Francesco, der von Leo X. im Jahre 1519 heilig gesprochen wurde, als den Wundermenschen, den Taumaturgo,

*) Padre F. Ganger, Quaranta nuovi Panegirici. Napoli 1882. p. 32.

und mit heiliger Scheu naht sich der Calabrese dem Kloster jenes Heiligen, des Stifters der „Minimi“. Dasselbe liegt in einem stillen Thale, an der Grenze des Silawaldes, unweit des freundlichen Seestädtchens Paola. — Der oben erwähnte Freitagskultus dieses Heiligen, von der Kirche mit Eifer gefördert, ist in ganz Süditalien verbreitet und drängt natürlich die Erinnerung an die Passion Christi in den Hintergrund.

Außer dem genannten Santo macht auch eine Santa auf den Freitag Anspruch und zwar deshalb, weil sie angeblich am Venerdi geboren ist. Kein Papst hat diese Santa kanonisiert, in den Acta sanctorum hat sie keine Stätte, ihr Kultus ist auf einige Distrikte Siciliens und des südlichen Festlandes beschränkt. Es ist das eine „wunderliche“ Heilige, denn in ihrem Gewand birgt sich diejenige Gottheit, welche man im deutschen Hörselberge für immer eingeschlossen wähnt, kurz gesagt: Jene Santa ist Frau Venus selbst. An mehreren Stellen Siciliens und Calabriens wird eine Heilige verehrt, welche man mit dem Namen Santa Vénera, oder Venere bezeichnet. Diese volkstümliche Heilige ist eine rein mythologische Person, von der nirgends verlautet, wann sie lebte, desto mehr aber die Wunder erzählt werden, welche sie verrichtete. Auch weiß niemand, woher sie stammt, weshalb die einen Sicilien, andere Kampanien, andere Frankreich als ihre Heimat bezeichnen. Die römisch-katholische Mythologie erhebt sie zur Lichthöhe der Märtyrer, dichtet ihr alle erdenklichen Tugenden an und läßt durch sie drei Königreiche zum Christentum bekehrt werden. Aus einem alten Breviarium Gallicum sind diese mythologischen Notizen über die verdächtige Santa Venera entnommen*). Im heutigen Calabrien giebt es eine Landschaft namens Santa Venere und daselbst eine Kirche, in welcher junge Mädchen ein Gebet an diese Santa richten und darin dieselbe um einen Ehemann bitten. In Italien giebt es einige Landschaften und drei Häfen, welche noch jetzt den Namen Santa Venere tragen und an Tempel der Venus

*) Marafioti, Croniche ed Antichità di Calabria, p. 108. Cf. Dorsa, La tradizione, p. 60. Der letztere führt das Gebet an, welches also anfängt: „Tu, santa Venera nostra, sei la madre nostra, Noi veniamo per farti una devota preghiera etc.“

erinnern, welche einst daselbst standen. Als die äußere Christianisierung vor sich ging, war es das allergewöhnlichste, daß man sich gelegentlich immer wieder an die alten Götter, ebenso aber auch an die von der Kirche als wunderkräftig gepriesenen Heiligen wandte. Bei diesem Chaos alter und neuer Götter ward Venus allmählich eine „Santa Venere“. Das Gebet, welches heute calabresische Jungfrauen an genannte Santa richten, enthält denselben Wunsch, welchen hellenische Jungfrauen der Aphrodite ans Herz legten. Die griechische Aphrodite war bekanntlich eine mächtige Ehegöttin, „Herrscherin der Ehen“ wurde sie genannt und dementsprechend angerufen. Eine solche Helferin ließ man sich nicht nehmen, und viel später erst gab die immer mehr in das alte Heidentum zurücksinkende Kirche in obiger Hinsicht einen Ersatz in der Madonna, welche heutzutage am meisten bei Hochzeitsangelegenheiten in Anspruch genommen wird und nur insofern eine Erleichterung erfährt, als manche heiratslustige Jungfrauen sich an St. Antonio (di Padua) wenden und z. B. folgendes Gebet sprechen: „Mein freundlicher St. Antonio, du Advokat dieses Reiches, ich bin nicht häßlich, auch kann ich eine Mitgift erhalten. Nun weißt du, was ich dir sagen will“ *). In Frankreich ward, wie Baillet **) erwähnt, Jahrhunderte hindurch eine heilige Venise verehrt und als Helferin bei Frauenkrankheiten angerufen, ebenso wie die „Santa Venere“, deren Statue im ersten Teil dieser Schrift im ersten Kapitel (Tempel und Kirchen) erwähnt wurde.

---

*) Im calabresischen Dialekt: Sant' Antoniu miu benignu, Avvocatu de stu regnu, tanta brutta non ci signu. N'ugna i dote pozzu doire. Tu lu sai chi vogliu dire. Ein anderes Gebet lautet: Du weißt, St. Antonio, weshalb ich komme. Ich komme, um Dich anzubeten (adurare). Gieb mir einen jungen Mann. Cf. Dorsa, La tradizione, p. 63.

**) Vie des Saints, IX, 36.

Drittes Kapitel.

Der wunderbare Schleier.

„Da, umhülle die Brust mit diesem heiligen Schleier."

Homer.

Catania, in der Mitte der Ostküste Siciliens gelegen, fast in demselben Jahre von griechischen Auswanderern gegründet, in welchem Rom auf dem palatinischen Hügel am Tiberstrom erstand, ist berühmt durch seine Lage, sowie durch die Fruchtbarkeit der gen Süden und Westen sich erstreckenden Ebene, und zeigt in seinen Bauten eine Pracht, welche kaum von einer anderen Stadt Italiens erreicht wird. Sie ist durchweg neu erbaut, nachdem sie vor Jahrhunderten durch Ätna-Ausbrüche entsetzlich heimgesucht worden war. Im Jahre 1669 ward diese Stadt von einem in zwei Arme sich spaltenden Lavastrom so umzingelt, daß sie vom Meere aus mit Lebensmitteln versorgt werden mußte, und im Jahre 1693 erfolgte jenes fürchterliche Erdbeben, welches nur vier Gebäude verschonte, im übrigen die Stadt zerstörte und 16 000 Einwohner tötete. Nur ein Dritteil der Bewohner blieb am Leben. Seitdem ward sie neu und prächtig wieder aufgebaut und erfreut sich heutzutage einer hohen Blüte. Bekannt ist die dort herrschende Liebe für wissenschaftliche Bildung, und hochangesehen die von ca. 2000 Studenten besuchte Universität. Großen Einfluß hat hier der Klerus; das religiöse Leben durchdringt alles und der Einfluß der Geistlichkeit macht sich in kleinen und großen Dingen fühlbar. Sehr bedeutend ist bis zum heutigen Tage wie zur

Griechenzeit der Handel. Wenn man die Ebene bei Katania mit ihrem Reichtum an Produkten, die Gehänge des majestätischen Ätna mit ihrem Wein und den fast immer heiteren Himmel schaut, so versteht man, weshalb jener Stadt das Prädikat: „La Bella“ (die Schöne) zuteil wurde.

Mit Staunen und Grausen haben schon die Alten zum Ätna emporgeblickt, den der hellenische Sänger Pindar die „himmlische Säule“ nennt. Mit dem Namen Ätna bezeichneten die Griechen auch eine weibliche Gottheit, in der sich ihnen der feuergewaltige Berg personifizierte, von welchem Zeus einen seiner vielen Beinamen erhielt.

Der Ätna hat an seiner Basis einen Umfang von 189 Kilometer und bedeckt einen Flächenraum von 24 Quadratmeilen, seine Höhe ist 3313 Meter über der Meeresfläche. Die Einwohner Siciliens nennen ihn Mongibello, im Dialekt Mongibeddu, ein Wort, welches aus dem italienischen Monte (Berg) und dem arabischen Djebel (Berg) zusammengesetzt ist. Schon Strabo beschreibt den Ätna so, wie er jetzt dasteht. Man unterscheidet die bebaute Region, wo der Wein gedeiht und in fünfundsechzig Ortschaften über 300000 Einwohner leben. Weiter hinauf folgt der Waldgürtel, ca. 12 Kilometer breit. Dorthin kommen die Hirten mit ihren Ziegenherden, sowie die Köhler mit der Axt. Zahlreiche wilde Tiere, wie Dachse, Marder, Füchse haben hier ihre Heimat. Endlich folgt die wüste Region, im Winter mit Schnee bedeckt, welcher Lava und Asche umhüllt. Im Sommer bewahren die höchsten Partieen dieser Region die weiße Schneehaube beständig, welche den Vesuv nur bisweilen ziert. Kahl und nackt ragt der 300 Meter hohe Kraterkegel des Ätna empor, ist aber beständigen Veränderungen unterworfen. Eigentümlich sind dem Ätna die beim Vesuv fast gänzlich fehlenden Nebenkegel, man zählt deren achtzig große und siebenhundert kleine, alle von Ausbrüchen herrührend. Daß der gesamte Berg im Lauf der Jahrtausende sich selbst durch Aufschichtung und Aufschüttung gebildet hat, unterliegt keinem Zweifel.

Wohl keine Fabel der Alten ist erklärlicher, als die von dem Ungeheuer, dem Typhon, welcher, in den Tiefen des Tartarus ge-

fesselt, seinen feurigem Atem zum Krater des Ätna herausstößt und durch seine Bewegung das Erdbeben verursacht. So sang bereits Pindar. Sicilien, sagt er, hat ihn in berühmter Höhle groß gezogen und nun streckt sich sein Riesenleib vom Ätna, der seine Brust drückt, bis hin nach Kumä an der Festlandküste. Der erste Historiker, der den Ätna erwähnt, ist Thucydides, welcher drei Ausbrüche beobachtete, deren Datum er aber nicht näher angiebt. — Die Alten wähnten, daß sich unterhalb des Ätna die Schmiede-Werkstätte des Vulkan befände, welcher daselbst die Blitze des Zeus herstellte. Bis auf den heutigen Tag findet sich in Sicilien der Glaube, daß der Ätna die Behausung des Teufels, oder vielmehr der Teufel sei, deren Haupt man dort im Dialekt Lu Cifru (Lucifer) nennt. Dieser Volksglaube ist ein Echo jener antiken Sagen. Zwei große Eruptionen erfolgten unter der Regierung des durch Schillers Ballade berühmten Dionys, es war zur Zeit, als sich Plato in Syrakus befand und sich von da aus nach dem heutigen Catania begab, um die furchtbare Erscheinung aus der Nähe zu betrachten. Zur Zeit der Römer waren die Ausbrüche häufig, und von einem wird berichtet, daß damals Schiffe von glühenden Steinen in Brand geraten seien. Während unserer Zeitrechnung zählt man dreißig großartige Eruptionen, die unzählbar vielen kleinen beiseite gelassen.

Unter den römischen Dichtern ist es Virgil, der uns eine ebenso kurze als anschauliche Schilderung des Ätna hinterlassen, und der doch eine Eruption desselben nie mit eigenen Augen gesehen hat. Virgil läßt seinen Helden Äneas sich auf stürmischem Meere dem Lande der Cyklopen nähern und bei dieser Gelegenheit den Ätna erblicken. Von ihm heißt es in der Äneide also:

„Aber zunächst mit grausen Verwüstungen drohte der Ätna,
Oftmals strömt er die schwarz vorbrechende Wolke zum Äther,
Welche wie Pech aufwirbelt den Dampf voll funkelnder Flocken,
Und er erhebt Glutklumpen und leckt mit der Flamme die Sterne.
Oftmals Graus und Gesteine, dem Schoß entrissen des Berges,
Bäumet er strudelnd empor, und geschmolzene Felsen zum Himmel
Wirft er mit Donnergekrach, und kocht aus dem innersten Grund auf.
Wir nun dulden des Nachts das entsetzliche Wunder, in Waldung
Eingehüllt, nicht sehend, woher so tose der Aufruhr.“

Die Ausbrüche des Ätna, den die Phönizier mit dem Namen Etuna bezeichneten, folgen ziemlich schnell auf einander. Zu den berühmtesten der Neuzeit gehört der von 1778. Damals hatte der Vulkan etwa sieben Jahre völlig geruht, als sich plötzlich gegen Ende Juni seine Rauchsäule furchtbar vergrößerte und zwischen dem Qualm Blitze zuckten. In den ersten Tagen des Juli barst der Krater in der Richtung nach Nordwest und ein Lavastrom fing an, sich in der Breite einer halben deutschen Meile zu ergießen. Am 10. Juli sah man eine merkwürdige Erscheinung, man meinte ein Nordlicht zu erblicken, ein Phänomen, welches eine halbe Stunde dauerte und als Vorbote entsetzlicher Dinge betrachtet wurde. Am 13. Juli wurde die Hitze bis weit niederwärts eine unerträgliche, das Rollen des unterirdischen Donners grauenhaft, und endlich kam die Eruption am 17. Juli in ihrer furchtbaren Majestät zur Erscheinung. Aus dem Krater stieg eine Feuersäule von kolossaler Höhe und zur selben Zeit strömte die Lava von allen Seiten nieder. Wunderbar war es zu schauen, wie die Rauchsäule infolge verschiedener Gase beständig ihre Farbe wechselte. Die Asche flog damals bis nach Malta. Am 19. Juli jenes Jahres war alles vorüber. „Hoch ragt Ätna und deckt des Typhöus gräßlichen Rachen.“ (Ovid.)

Merkwürdig ist die Art, wie die Einwohner der griechischen Insel Zakynthos das Erdbeben erklären. Sie sagen: „Gott neigt sein Haupt zur Erde.“ — Andere daselbst sagen: „Gott schüttelt sein Haar.“ Dies erinnert an die bekannten Strophen der Ilias I, 528: „Also sprach und winkte mit schmerzlichen Brauen Kronion. Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höhen des Olympos“ *). — Bisweilen bringt man dort das Erdbeben mit unterirdischen Riesen in Zusammenhang.

Im Jahre 1883 erfolgte ein bedeutender Ausbruch des Ätna und brachte tausende von Fremden nach Katania.

Eine Reihe größerer und kleinerer Städte, wie Katania, Giarre, Riposto, Arcireale, Nicolosi, Mascalucia, Belpasso befand sich in-

*) B. Schmidt, Das alte Griechenland im neuen. I, 34 u. 201.

folge dieses Ausbruchs in furchtbarer Angst. Täglich kamen von dorther zum Festlande Telegramme, welche trotz lakonischer Kürze den Eindruck des furchtbaren Naturereignisses verrieten. Ein Hagel von Asche und Steinen hüllte die grünen Gefilde in ein graues Gewand, furchtbarer Donner ließ sich aus dem Innern des Berges vernehmen, die wellenförmigen Erdstöße, welche hier und da Häuser umwarfen, folgten rasch auf einander. Elf Öffnungen klafften plötzlich und mehrere von ihnen wurden sofort zu Feuerspeiern; an vielen Stellen übernachtete man im Freien oder in schnell aufgeschlagenen Baracken. Mit furchtbarer Majestät näherte sich ein Lavastrom dem Städtchen Nicolisi, der obere Teil des Berges zeigte sich gänzlich in schwarze Massen von Qualm und Asche eingehüllt.

In dieser Not wandten sich die Einwohner der bedrohten Ortschaften an die Schutzpatronin von Katania, die heilige Agatha. — Drei weibliche Gottheiten der römischen Kirche wetteifern auf Sicilien mit einander, St. Rosalia in Palermo, St. Agatha in Katania, St. Lucia in Syrakus, und Verfasser getraut sich nicht zu sagen, welche von den dreien die mächtigste und angesehenste ist. Die Legende behauptet, die heilige Agatha sei in Katania enthauptet, aber geboren in Palermo. Infolge dessen war Jahrhunderte hindurch ein Streit und Wetteifer zwischen diesen beiden Städten, welcher erst dann für immer endigte, als am Himmel Palermos ein neuer Stern (seit 1625) auftauchte, die heilige Rosalia. Vorher stand St. Agatha daselbst in hohem Ansehen, und Jahrhunderte hindurch stritt diese Stadt mit Katania um das Recht, jene Heilige als Mitbürgerin bezeichnen zu dürfen. Jahrhunderte hindurch zeigte man in einer Kirche Palermos einen Stein mit einer Fußspur, genannt „Pedata di S. Agata“, und kürzlich kamen mir verschiedene Erlasse des Senats von Palermo zu Gesicht, welcher im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert alljährlich genaue Vorschriften über die Prozession der St. Agatha erließ, deren Fest man mit großartigem Pomp am 5. Februar feierte *). Dies Fest galt als ein staatlich verordnetes, oder, wie

*) „Biblioteca storica e letteraria di Sicilia“, I, 83 sqq.

sich jene Verordnungen ausdrücken, „Comandata“, und bei hoher Strafe war es verboten, an diesem Tage zu arbeiten. Alle Läden wurden geschlossen, alle Häuser, welche die Prozession berührte, mit Guirlanden geschmückt, und an der letzteren nahmen auch, wie aus jenen Erlassen hervorgeht, Büßer teil, welche man „Ignudi“ nannte, wohl deshalb, weil ihre Füße und Oberkörper behufs Geißelung entblößt waren. Dieser Kultus ist seit zwei Jahrhunderten in Palermo verschwunden, St. Agatha hat ihre Würde an St. Rosalia abgetreten.

Urban VIII. verbot allerdings die Ernennung von Schutzheiligen durch Volkswahl, aber Sicilien scheint sich wenig um diesen Erlaß gekümmert zu haben, denn oft sind durch Volksbeschluß dort Heilige abgesetzt und eingesetzt worden. Als St. Agatha ihr Ansehen in Palermo verlor, behauptete sie dasselbe in Katania. Das zeigte sich auch beim erwähnten Ausbruch des Ätna. Man zog mit verschiedenen Heiligenstatuen dem Lavastrom entgegen, aber unaufhaltsam wälzte derselbe sich weiter. Da mußte St. Agatha helfen. Der Erzbischof von Katania erschien mit dem Palladium der Stadt, dem Schleier der St. Agatha, und siehe da, — „Wunder erzähl' ich“ —, der Lavastrom stellte sein Weiterströmen ein, der Wunderschleier hatte Rettung gebracht.

Von dem Leben, dem Martyrium und den Wundern der St. Agatha handeln in Katania und Umgegend zahllose Volkslieder und Beschreibungen. Ebenso populär wie in Rom die Sage von Romulus und der Wölfin, ist in Katania die Legende von der heiligen Agatha. Sie war, so erzählt das Volk, eine Weberin von außergewöhnlicher Schönheit. Ein reicher Mann kam zu ihren Eltern mit der Bitte, ihm die Tochter zum Weibe zu geben; aber diese wollte nicht, obgleich die Eltern, arme Leute, in sie drangen. Endlich sagte sie zu, stellte aber die Bedingung, daß erst dann die Hochzeit stattfinden sollte, wenn sie ein schönes Gewebe vollendet haben werde. Im Herzen war sie jenem Freier abhold, und um ihn nicht heiraten zu müssen, zertrennte sie stets in der Nacht dasjenige, was sie am Tage gewebt hatte.

Hier haben wir eines der vielen Beispiele von einer Vermischung antiker und kirchlicher Legenden. Was das Altertum von

der Penelope erzählte, welche, um den Freiern zu entgehen, das von ihr Gewebte auftrennte, wird in der römisch-katholischen Legende auf St. Agatha übertragen. Aber auch die Sage von einem Wunderschleier findet sich schon in der Odyssee. (V, 346.) Odysseus hat auf einem von ihm selbst gezimmerten Floß die Insel der Kalypso verlassen, wird aber von einem Sturm überrascht, der sein Fahrzeug zertrümmert und ihn in die Wogen schleudert. Da erbarmt sich seiner Leucothea. Letztere war eine „Heilige" des antiken Lebens, ursprünglich eine menschliche Jungfrau, die Tochter des Kadmos; nach ihrem Tode aber, wie die Odyssee sagt, „in den Fluten der göttlichen Ehre genießend". Die Laufbahn der genannten war also ähnlich derjenigen, welche wir von der heiligen Agatha berichteten, die ebenfalls von der menschlichen Jungfrau zu einer „Diva" aufrückte. Leucothea spricht zu Odysseus:

„Da, umhülle die Brust mit diesem heiligen Schleier
Und verachte getrost die drohenden Schrecken des Todes."

Odysseus folgt diesem Rat und wird gerettet, denn mit Hilfe jenes Wunderschleiers gelangt er zum gastlichen Ufer der Phäaken. Die Wunder des von St. Agatha getragenen und als Palladium hinterlassenen Schleiers stehen mit dem Ätna in Zusammenhang und handeln von Errettungen aller Art. Jeder Katanese hält es für Christentum und Patriotismus, solchen Wundermärlein zu glauben, überhaupt alles für bare Münze zu nehmen, was dem Ruhm und der Verherrlichung der „inclita (berühmt) Protettrice" dient. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß man auch dem Tuch, welches den Wunderschleier umhüllt, dieselbe Zauberkraft beilegt, welche der Schleier angeblich besitzt. Die Kirche hat alle jene Legenden mit dem Stempel historischer Wahrheit versehen.

Daß nun die edle Penelope in der St. Agatha weiterlebt, kann uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß einst Griechen die Insel Sicilien bevölkerten, wo man in späterer Zeit einen großen Teil der allbekannten homerischen Sagen „lokalisierte". Wenn die Odyssee von einer Insel Thrinakia erzählt, wo die heiligen Rinder des Helios weideten, so glaubte man, der Dichter

habe Sicilien gemeint. — Wenn Homer die gefahrdrohenden Strudel der Skylla und Charybdis beschreibt:

„Wenn sie die Wog' ausbrach, wie ein Kessel aus flammendem Feuer,
Tobte sie ganz aufbrausend mit trübem Gemisch, und emporstieg
Weißer Schaum, bis zum Gipfel die Felshöh'n beide bespritzend",

so verlegte man jene beiden in die Meerenge von Messina, wo noch heute an der Küste des Festlandes, der Spitze Siciliens gegenüber, das Städtlein Scilla liegt. Eine Höhle des Odysseus zeigt man noch heute bei Milazzo an der Nordküste Siciliens, jene liegt unter dem uralten Kastell genannter Stadt, von welchem man einen Blick auf Meer und Küste genießt. Von der homerischen „schöngelockten, melodischen" Kalypso sagten viele, daß sie auf dem kleinen Eiland Gozzo gewohnt habe, — als die Burg des Windgottes Äolos bezeichnete man die Insel Lipari, und allgemein war die Annahme, daß die Cyklopen*), die „ungesetzlichen Scheusale", nicht weit vom heutigen Catania hausten. In der Nähe von Acireale, nördlich von Catania, ragen im Meer nahe bei der Küste einige malerische Basaltfelsen auf, welche noch heute im Volksmunde „Felsen der Cyklopen" heißen. Es sind nach uralter Volkstradition die Felsblöcke, welche der wütende Cyklop dem Schiff des absegelnden Odysseus nachschleuderte. An dieser Küste läßt Virgil seinen Helden Äneas landen und die Wunder des Ätna schauen, worauf der Held den mißförmigen, gräßlichen Cyklopen Polyphem erblickt**), von dessen Gebrüll erschreckt der tapfere Äneas ebenso schleunig die Flucht ergreift, wie später der Kaiser Caligula, von dem Sueton berichtet, daß ihm das Getöse und der Qualm des Ätna Entsetzen einflößte. — Auch andere Sagen haben sich auf Sicilien erhalten, z. B. die vom Ende des Philosophen und angeblichen Wunderthäters Empedocles, von dem das Altertum erzählte, daß er sich in den Krater des Ätna gestürzt habe. Nach seinem Tode ward er als ein Gottwesen verehrt, wie heute St. Agatha und andere Heilige der römischen Kirche. An

*) Im heutigen Griechenland leben die einäugigen Cyklopen in Sage und Sprichwort des Volkes weiter. B. Schmidt, a. a. O., S. 203.

**) Äneis III, 656.

den obengenannten erinnert die Bezeichnung: „Torre del Filósofo“, womit das Volk eine uralte Ruine hoch oben auf dem Ätna meint*). — Noch heute zeigt man unweit Marsála Brunnen und Grab der Kumanischen Sibylle, über deren Höhle eine Kirche des St. Johannes erbaut worden ist. Die Quelle der Sibylla ward in einen Brunnen des St. Johannes verwandelt, aber die Weissagung blieb an dieser Stätte haften. Man ruft am Abend des St. Johannesfestes in die Grotte hinein und benutzt das Echo als Orakel. Mit Recht sagt Holm**) von dieser merkwürdigen Stätte: „So erhält sich uraltes Heidentum unter den Gewölben einer christlichen Kirche, und der Täufer St. Johannes kann die Sibylle nicht vollständig vertreiben.“

Ein Teil solcher antiken Sagen ward also, wie der Schleier und das Gewebe der heiligen Agatha beweist, von dem breiten Strom römisch-katholischer Legenden aufgenommen, eine Thatsache, die keineswegs vereinzelt dasteht. Wir finden z. B. in der Haute Bretagne in Frankreich dasselbe. In den volkstümlichen Legenden, welche sich an die sogenannten Houles des Côtes-du-Nord jener Ufer anschließen, steckt ein gut Stück uralten Heidentums, bei dem die Thatsache zu betonen ist, daß das Volk jener Küsten an die Feeen und Geister, von denen jene Legenden handeln, wirklich glaubt, womit bewiesen wird, daß die römisch-katholische Kirche nicht imstande war, das Heidentum daselbst völlig zu verbannen. Unter den Sagen jener Küste ist eine, welche von einem Riesen Gargantua handelt, der aufs deutlichste an Saturn erinnert, denn wie dieser verschlingt er seine Kinder***). In Sicilien zeigt sich nun die bemerkenswerte Thatsache, daß die römische Kirche die er-

*) Das heutige Katania bewahrt pietätvoll die Erinnerung an den großen hellenischen Dichter Stesichoros, welcher 600 vor Christi in „Katana“ lebte. Eine breite Straße der fast 90000 Einwohner zählenden Stadt heißt Via Stesichorea.

**) „Geschichte Siciliens“, I, 56.

***) Sebillot, Contes populaires de la Haute Bretagne. Auch zu vergleichen: Revue chrétienne, Heft I, 1890. La mytologie populaire en France.

wähnten mit St. Agatha verbundenen antik-heidnischen Sagen sanktioniert und mit dem Stempel geschichtlicher Glaubwürdigkeit versehen hat.

Ein ähnliches Beispiel derselben Art finden wir in Rom. Die griechische Mythologie erzählte von Hippolyt, dem Sohn des Theseus, daß die Rosse mit seinem Wagen, den er lenkte, durchgingen und ihn zu Tode schleiften. Euripides in seiner Trägödie Hippolyt beschreibt dies Ende des edlen Jünglings. Die scheu gewordenen Rosse reißen den Wagen fort

„Bis dieser endlich umwarf und sein Räderwerk
An einen Felsblock schmetternd auf dem Boden lag.
Ein krauses Durcheinander herrschte: alles sprang
Empor, die Räderbüchsen wie der Achselknopf.
Doch er, verwickelt in die Zügel — armer Mann! —
Wird an dem unentwirrbar festen Band geschleift.
Sein teures Haupt stößt an die Felsen an, sein Leib
Wird ihm gequetscht, und gräßlich ist sein Weheruf.“

Diese Sage brachte man in Rom in Verbindung mit dem Bischof und Märtyrer Hippolyt, der im dritten Jahrhundert lebte und schon im vierten Jahrhundert bei Rom ein Heiligtum besaß, wo man seine Marmorstatue aufgestellt hatte. Die Gleichheit des Namens hat es veranlaßt, daß die Volkssage diesen angeblichen Märtyrer auf Befehl eines römischen Präfekten von Pferden zu Tode geschleift werden läßt. Diese Volkstradition ward später für historische Wahrheit genommen und in diesem Sinn erzählt sie der römische Dichter Prudentius (gest. 405). Jener christliche Hippolyt, dessen angegebenes Märtyrertum mit dem Wahrheitsstempel der römischen Kirche versehen worden ist, genoß nach seinem Tode ähnliche Ehre wie der heidnische Hippolyt, dem Heroenehre zuteil wurde*). Nachdem die Göttin Artemis sein reines Herz und seinen frommen Sinn gelobt hat, fährt sie (bei Euripides) fort:

---

*) Auch bei Rom, im Hain der Diana am Nemisee, ward er als Gottheit verehrt, wie uns Ovid bezeugt, Fasti VI, 755. Die Hippolytsage war also in Rom wohlbekannt und populär.

„Dir aber will ich, zum Entgelt für dein Geschick,
Die höchsten Ehren im trözenischen Gebiet
Bescheren, denn ihr Lockenhaar wird jede Braut
Dir vor der Hochzeit weihen. — Durch Jahrhunderte
Soll tiefes Leid in Thränen dir gewidmet sein."

Der Hippolyt der heidnischen Sage, ein zum Märtyrer gewordener Götterliebling, ward zu einem mit Gelübden und Weihegaben zu ehrenden Heros, — der Hippolyt in der römisch-katholischen Sage, dessen Märtyrergeschichte man der heidnischen Mythologie entnahm, ward zu einem auf ähnliche Weise zu ehrenden „Heiligen". Im Museum des Lateran steht seine (teilweise ergänzte) Statue, welche beweist, daß sie einer frühen Zeit entstammt, als die Kunst noch edle Werke zu schaffen vermochte. Man fand sie an derselben Stelle, wo das Heiligtum dieses Heiligen schon im vierten Jahrhundert stand. Um ihm den Märtyrerkranz zu winden, pflückte Rom die nötigen Blumen im Garten der Mythologie, und daß die Christen ihren Hippolyt auf heidnische Weise ehrten, zeigen die Kniee jener Statue. Man bemerkt an ihnen die Spuren der Küsse!*).

Auch in Griechenland ist ein Teil mythologischer Legenden auf die Heiligen übergegangen. Auf Kreta verbindet man noch heute die Sagen von Herkules, welcher dort schädliches Gewürm getötet haben sollte, mit dem Apostel Paulus**). St. Dionysios in Griechenland, ein hochangesehener Heiliger, mußte allerlei Legenden von dem heidnischen Weingott Dionysos***) auf seine Schultern nehmen. Der heilige Dionysios nämlich hat den Weinbau erfunden, wie eine Legende erzählt, welche Wachsmuth in seiner kleinen Schrift: „Das alte Griechenland im neuen" berichtet (Seite 24). Mit Recht nennt er sie eine reizende Legende. Sie lautet wörtlich: „Als Dionysios noch klein war, machte er eine Reise durch Hellas, um nach Naxia zu gehen (Naxia ist der heutige Name von Naxos, dem alten Hauptsitz des Dionysoskultes); da aber der

*) Zu vergleichen: Hase, Kirchengeschichte, I, 339.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. VII: Ein Vergessener.

***) Über den Dionysios der hellenischen Mythologie vgl. Preller, Griechische Mythologie, I, 549 ff.

Weg sehr lang war, ermüdete er und setzte sich auf einen Stein, um auszuruhen. Als er nun so da saß und vor sich niederschaute, sah er zu seinen Füßen ein Pflänzchen aus dem Boden sprießen, welches er so schön fand, daß er sogleich den Entschluß faßte, es mitzunehmen und zu pflanzen. Er hob das Pflänzchen aus und trug es mit sich fort; da aber die Sonne eben sehr heiß schien, fürchtete er, daß es verdorren werde, bevor er nach Naxia komme. Da fand er ein Vogelbein und steckte das Pflänzchen in dasselbe und ging weiter. Allein in seiner gesegneten Hand wuchs das Pflänzchen so rasch, daß es bald unten und oben aus dem Knochen herausragte. Da fürchtete er wieder, daß es verdorren werde und dachte auf Abhilfe. Da fand er ein Löwenbein, das war dicker als das Vogelbein, und er steckte das Vogelbein mit dem Pflänzchen in das Löwenbein. Aber bald wuchs das Pflänzchen auch aus dem Löwenbein. Da fand er ein Eselsbein; das war noch dicker als das Löwenbein. Und er steckte das Pflänzchen mit dem Vogel= und Löwenbein in das Eselsbein; und so kam er auf Naxia an. Als er nun das Pflänzchen pflanzen wollte, fand er, daß sich die Wurzeln um das Vogelbein, um das Löwenbein und um das Eselsbein festgeschlungen hatten. Da er es also nicht herausnehmen konnte, ohne die Wurzeln zu beschädigen, pflanzte er es ein, wie es eben war; und schnell wuchs die Pflanze empor und trug zu seiner Freude die schönsten Trauben, aus welchen er sogleich den ersten Wein bereitete und den Menschen zu trinken gab. Aber welch' Wunder sah er nun! Als die Menschen davon tranken, sangen sie anfangs wie die Vögelchen; und wenn sie mehr davon tranken, wurden sie stark wie die Löwen; wenn sie aber noch mehr davon tranken, wurden sie — wie die Esel."

Die heutigen Griechen, deren äußerliche Christianisierung sich im fünften und sechsten Jahrhundert einigermaßen vollendete, verbinden noch jetzt manche vom alten Zeus stammende Vorstellungen mit dem Christengott, dessen Annahme von ihnen in den angegebenen Jahrhunderten verlangt wurde. Auf Kreta, wo das Götterkind Zeus das Licht der Welt erblickte, hat der einstige Kultus desselben Spuren hinterlassen. Noch immer schreibt man, ganz wie die alten Griechen dem Zeus, die Bildung von Wolken

und Regen, Blitz und Donner der unmittelbaren Thätigkeit Gottes zu, den Blitz nennt man vielfach: Geschoß Gottes. „Dios belos“, d. h. Geschoß des Zeus, sagen altgriechische Dichter. — Auf der Insel Zakynthos wird die antike Sage von den Kämpfen der Giganten wider Zeus auf den Christengott übertragen*).

Eine der ältesten Gestalten der römisch-katholischen Heiligenlegende ist St. Georg, der ritterliche Drachentöter. Die Akten seines Lebens und Märtyrertums sind falsch; ob er je gelebt hat, ist mehr als ungewiß. Dennoch ward er schon früh in der Kirche verehrt, schon Konstantin förderte den Kultus desselben, Gregor I. desgleichen, und bis auf den heutigen Tag wird er von der römischen Kirche angerufen. Mit diesem christlich gestempelten Halbgott verband sich der Mythus vom Lichtgott Mithras, der den Drachen der Finsternis tötet. Ich möchte behaupten, daß St. Georg ein christianisierter Perseus ist. An der Küste von Bairut sollte ersterer den Drachen getötet haben, an der Küste von Palästina überwand Perseus das Ungeheuer. Die heutigen Griechen in Epirus legen ihrem heiligen Donatus Drachenkämpfe bei und der heilige Nikitas auf Kreta reitet auf einem geflügelten Roß wie der antike Bellerophon**).

Kehren wir zur heiligen Agatha zurück. Die Legende erzählt weiter, daß ein Heidenkönig dieselbe heimführen wollte, und daß er, als sie ihm nicht folgte, sie grausam martern ließ. Sie starb als Märtyrerin, so schließt die Sage, zur Zeit des Kaisers Dioketian, indem sie zu Katania im Jahre 252 enthauptet wurde. Weil sie eine Weberin war, gilt sie als die besondere Schutzpatronin der Weberinnen, deren es auf Sicilien so viele giebt. Die Weberinnen in Palermo machen stets am 5. Februar eine Ausfahrt zu der außerhalb der Stadt gelegenen Kirche der Heiligen, wo sie der Messe beiwohnen und dann allerlei Lustbarkeiten sich hingeben.

Jahrhunderte lang wußte man von den Reliquien der Heiligen nichts. Da verbreitete sich im 12. Jahrhundert die Nachricht, daß

---

*) Vgl. B. Schmidt, a. a. O., S. 26—31.

**) B. Schmidt, a. a. O., S. 44.

ihre Gebeine in einem alten Kastell zu Catania gefunden seien, und nun begann die feierliche Übertragung dieses kostbaren Schatzes in den Dom. Nach dem Beispiel des Bischofs Mauritius gingen alle, welche 1126 an dieser Prozession teilnahmen, barfuß und in einen Sack gehüllt, ein Brauch, der auch späterhin beibehalten wurde. Als man aber ihr Fest auf den 5. Februar verlegte, konnte man denselben der Jahreszeit wegen nicht mehr beobachten. Aber noch jetzt erinnert an jene Sitte die Kleidung der Brüderschaften, welche an der Vigilie des Festes sich zur Prozession einfinden und dabei weiße, hemdartige Leinengewänder tragen, die durch einen Strick zusammengehalten werden.

Die Reliquien der St. Agatha befinden sich in einer Kapelle des Domes von Catania, wo sie in einem Silbersarg, auf dem man die Scenen ihres Märtyriums erblickt, aufbewahrt werden. In derselben Kapelle wird auch eine mit Edelsteinen besetzte Krone verwahrt, welche Richard Löwenherz der Heiligen schenkte; endlich ist dort das Palladium Katanias, der Schleier der heiligen Agatha. Der Dom, zu dessen Bau manches Stück antiken Materials verwendet worden ist*), zeigt über zwei Thüren die Anfangsbuchstaben lateinischer Worte, welche bedeuten: Beleidige nicht die Vaterstadt der heiligen Agatha, denn sie ist Rächerin der Beleidigungen. Das Innere des dreischiffigen Domes ist imposant, und über dem Altar sieht man ein Marmorrelief, welches die Krönung der St. Agatha durch Christus darstellt**).

Zur Hellenenzeit war in „Catana" Demeter die Hauptgottheit, und Cicero erzählt in seinen Reden gegen Verres, daß dieser die Statue jener Gottheit raubte. Zur Römerzeit war Ceres daselbst die angesehenste Gottheit. Beide Götternamen sind verschwunden, an ihrer Statt waltet in Katania eine „christliche" Gottheit, St. Agatha genannt, deren Funktion dieselbe ist wie diejenige der oben genannten Göttinnen und deren Verehrung

---

*) Siehe erster Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen.

**) Der Dialekt in Katania nennt diese große Heilige: Aita. Will man sie mit einem Schmeichelnamen nennen, so sagt man: Agatuzza, auch Tuzza oder Tudda.

ebenso eifrig betrieben wird, als wenn ihr Name Demeter oder Ceres wäre. Uralte Münzen der Stadt zeigen auf der einen Seite die schreitende Siegesgöttin. Als solche wird heutzutage St. Agatha in zahllosen Liedern, Schriften und Lobreden gepriesen. In Katania ist es allgemein üblich, diese Santa als Zeugin der Wahrheit anzurufen, auch in sprichwörtlichen Redensarten hört man überall ihren Namen, der so populär ist wie derjenige des St. Gennaro in Neapel, dessen Wunderblut ebenso den Vesuv bändigt, wie der vielgenannte Schleier den Ätna*). Im Museum zu Katania befinden sich römische Münzen, welche das Bild der Isis zeigen, deren Kult sich also auch in Katania fand. St. Agatha hat auch diesen unter ihren Mantel genommen. Sie ist wundermächtig, wie einst die sikelische Göttin Hyblaia, deren vielgepriesenes Heiligtum sich nicht weit von Katania auf einem uralten, noch immer reich bewachsenen Lavakegel befand, wo später die Stadt Paternó erbaut wurde. Von hier gelangt man nach Adernó, gleichfalls am Ätna erbaut, und zwar an derselben Stelle, wo der Feuergott Adranos ein Heiligtum hatte, in welchem das Bild des Gottes einst, wie Plutarch (Timoleon 12) erzählt, ebenso von heiligem Schweiße triefte, wie dies die römisch-katholische Legende von zahllosen Statuen der Madonna erzählt. Der Gott Adranos ist mit seinem Heiligtum verschwunden. Viva Sant Agatha! Sie ist die neue Feuergöttin.

Zur Zeit der Regierung des Kaisers Honorius, also im fünften Jahrhundert nach Christo, befand sich auf dem Festland, Sicilien gegenüber, in Rhegium (Reggio) eine Götterstatue, welcher geheimnisvolle Kräfte gegen das Feuer des Ätna zugeschrieben wurden**). Sie ward von einem christlichen Eiferer Namens Äskulap zerstört. Wenn es nun wahr wäre, daß schon Anno 252 nach Christo Reliquien und Schleier der heiligen Agatha in Katania das Feuer des Ätna bändigten, so hätte man dort schon sehr früh heidnischen Glauben christlich umgestempelt. Welches offenbare Heidentum aber im fünften Jahrhundert noch kräftig

*) Siehe erster Teil, Kap. IX: Das Blutwunder.

**) Schultze, Untergang des griechisch-römischen Heidentums, I, 387.

fortbestand, zeigt z. B. die Thatsache, daß ein heidnischer Zauberer es wagen konnte, dem in Ravenna von den Barbaren hart bedrängten Kaiser Honorius seine Hilfe anzubieten. Dasselbe beweisen gewisse kaiserliche Erlasse jenes Jahrhunderts, in denen die Rede ist von Scheinchristen, welche heimlich noch Opfer bringen*). Als Mittel zur Besiegung des Heidentums kannte man in jenem Jahrhundert kein anderes, als die Gewalt, sicherlich das denkbar schlechteste. Wir besitzen noch jetzt die sogenannte Theodosianische Gesetzsammlung, welche uns aufs klarste mit dem Geist der sogenannten „christlichen“ Kaiser bekannt macht. Die letzte in derselben enthaltene Verordnung wiederholt das seit Konstantin, also seit zwei Jahrhunderten, immer wieder erneute Verbot der Opfer, gebietet das oft verfügte Zerstören der Tempel und kennt dabei als Drohung nur die Todesstrafe! Welcher christliche Pöbel sich damals z. B. in der „christlichen“ Stadt Alexandria befand, zeigt die schauderhafte, an der Philosophin Hypatia daselbst im Jahre 415 begangene Mordthat. Der Bischof Cyrillus, welcher damals in Alexandria residierte, jagte mit Hilfe von wütenden Scharen seiner Gemeindeglieder die Juden aus der Stadt und gab deren Häuser und Güter der Plünderung preis. Als dieser Bischof sich gefährdet glaubte, erschien eine Bande von handfesten Mönchen, die einen greulichen Straßenkrawall veranlaßten. Das sind kirchengeschichtliche Bilder aus einer Zeit, als die mit der Staatsgewalt verbündete, von den Bischöfen beherrschte Kirche triumphierend verkündigte: Ich habe das Heidentum besiegt!

Was man im heutigen Katania von der erhabenen St. Agatha denkt, sagen zahlreiche Gedichte, welche bei Anlaß des Festes derselben im Jahre 1890 erschienen sind. Eines derselben beginnt:

„Sovra il tuo carro argenteo
Passi e trionfi, o Diva,
Dei nostri cuori Regina
Passi e trionfi, o Diva.

---

*) Schultze, a. a. O., S. 388.

„Tutto muta coi secoli
Tu vinci il tempo e trionfi.
Lieta col Re dei Martiri
Tu vinci il tempo e trionfi *).“

Der Beiname „Diva“ ward bekanntlich von den Römern einer Kaiserin gegeben, wenn sie die Ehre der Apotheose erhielt**). Divus war das Prädikat eines vergöttlichten Kaisers. — Ebenso redet eine weit verbreitete Monatsschrift, betitelt: „Il Messagiero di Sant Agata“, welche in Sizilien und vielfach auch im übrigen Italien gelesen wird***). Diese Zeitschrift brachte zum 5. Februar 1890 einen Festartikel, in welchem dieser Tag (Martyrium der St. Agatha) der glorreichste Tag in der ruhmvollen Geschichte Katanias genannt wird. „Dieser Tag bezeichnet die Apotheose einer Eroina (Heldin), die Vergöttlichung (l'apoteosi) des Schutzengels (Angiolo tutelare) unserer Vaterstadt, welche dieselbe von den Seeräubern, von Pestilenz, Erdbeben und Ausbrüchen des Ätna errettete. St. Agatha ist die geborene Retterin Katanias. Oft können weder Waffen, noch Heere, weder gelehrte Entdeckungen, noch Schätze die Thränen der Bürger trocknen, die wankenden Mauern stützen, den Lauf des Lavastromes hemmen. Dann sah man das Wirken einer unsichtbaren Macht, welche Stadt und Bewohner rettete, einer Macht, die zu uns sprach: Wo eure Macht endigt, da fängt die meinige an. Diese unsichtbare Macht nennen wir St. Agata, die himmlische Bändigerin (domatrice) des unbesiegbaren Ätna. Katania wird nie die lange Geschichte solcher Wohlthaten vergessen und weiht daher den 5. Februar als den Tag, welcher zur feierlichen Danksagung bestimmt ist. Viva Sant Agata!“

---

*) Auf deinem silbernen Wagen kommst du, o Vergöttlichte triumphierend daher. Als Königin unserer Herzen schreitest du, o Diva, daher. Alles ändert sich mit den Jahrhunderten, du besiegst die Zeit und triumphierst, froh mit dem König der Märtyrer, besiegst du triumphierend die Zeit.

**) Siehe erster Teil, Kap. III. VI. IX. XII.

***) Genannte Monatsschrift erscheint con approvazione dell' Autorità Ecclesiastica, sowie unter dem Segen des Papstes, welcher laut Schreiben vom 21. Januar 1890 diese Gunst bewilligt hat.

Die Acta sanctorum*) (Februar) stellen ein reiches Material über Leben und Thaten unserer Santa Eroina zusammen und huldigen dabei der Anschauung, welche wir schon im antik-römischen Leben finden. Aus letzterem an dieser Stelle einige Beispiele.

Als Hannibal im Jahre 212 plötzlich zum Entsetzen der Einwohner vor den Thoren Roms erschien und dann wider Erwarten abzog, hielten die Römer dies Ereignis für eine Wunderthat der Götter. So wird es auch von dem Dichter Silius Italicus (gest. 100 n. Chr.) in seinem Lied vom Punischen Krieg dargestellt. Der Dichter läßt die Juno sich dem Hannibal nahen, sie zeigt die Stadt der sieben Hügel. Dort auf dem Palatinischen Hügel steht, so sagt sie, Apollo, den Bogen gespannt, auf dem Aventinus befindet sich Diana, zu ihnen gesellt sich Mars als Schirmgott, Janus beschützt den Janiculus, mit ihm waltet Romulus als Schutzherr. Zu allen diesen kommt der kapitolinische Jupiter mit seinem Flammenschild.

„Hierher richte den Blick und den Donnerer wage zu schauen.
Welch ein Wetter umschwebt das geschüttelte Haupt!
Weiche den Göttern endlich und laß vom titanischen Kriege."

Wie einst eine Juno und Diana über Rom wachten, so jetzt St. Agatha über Katania. „Behüter der herrlichen Roma" nennt die Götter Ovid in seinen während der Verbannung gedichteten Trauerliedern. Als der Kaiser Maximinus Aquileja belagerte, erfuhr diese Stadt den Schutz ihrer Schutzgottheit Belenus. Herodian im letzten Buch seiner „Geschichte römischer Kaiser" erzählt wörtlich das Nachstehende: „Auch wurden mehrere Orakelsprüche kund gemacht, in welchen ihr heimischer Gott ihnen Sieg versprach. Sie nennen denselben Belis und weihen ihm eine vorzügliche Verehrung, indem sie ihn für Apollo halten. Auch erzählten später einige Soldaten des Maximinus, sein Bild sei mehrmals in der Luft für die Stadt streitend erschienen. Ob dies nun wirklich manchen ihre Phantasie vorgespiegelt haben mag, oder ob sie es nur vorgaben, weil sie die Schande nicht auf sich haben wollten,

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

daß ein so großes Heer gegen einen an Zahl viel geringeren Haufen bürgerlichen Volkes nichts habe ausrichten können und sich lieber den Anschein geben wollten, als seien sie von Göttern und nicht von Menschen besiegt worden, lasse ich dahin gestellt. Allein der unerwartete Ausgang macht alles glauben."

Beschützerin von Troja war einst Pallas, die waffentragende Göttin, deren Bild als Göttergabe vom Himmel niedergefallen war. Äneas nahm es mit sich, und auf diese Weise kam es nach Rom, wo es als Paladium der Stadt im Vestatempel verwahrt wurde. — So ward Pallas zur Beschützerin Roms und nahm dort dieselbe Stellung ein, welche St. Agatha in Katania inne hat.

Am Abend vor dem 5. Februar werden in Katania auf den öffentlichen Plätzen der Stadt Loblieder auf St. Agatha gesungen, und zwar von Chören, welche nach verschiedenen Heiligen ihre Namen tragen. Am 5. Februar beginnt das Jahresfest der Heiligen und dauert drei Tage. Der Jubel ist dann ungeheuer, und die Santa feiert einen Triumph, zu welchem sich die ganze Umgegend viele Meilen weit einfindet. In diesem Jahre wurde auch die lebensgroße, aus Silber gegossene Statue der Heiligen, mit kostbarem Schmuck behängt, auf einem Wagen in der Stadt herumgefahren und von der Bevölkerung mit Jubelrufen und Böllerschüssen empfangen. Der Wagen wurde von je zwanzig Bürgern, die sich jede Viertelstunde ablösten, gezogen*). Dieselben trugen lange weiße Talare, während sie den Kopf mit einer schwarzen Sammetmütze bedeckt hatten. Zahlreiche Adelige und reiche Bürger der Stadt gaben der Heiligen in blumenbekränzten Karossen das Geleit. Charakteristisch ist diese Prozession durch die verschleierten Frauen, welche an derselben teilnehmen. Letztere kleiden sich an diesem Festtage mit der höchsten Eleganz; wer es irgend kann in Seide, und vom Haupte nieder wallt rings herum ein Schleier oder richtiger eine Art Mantel, der nur die Augen frei läßt, im

---

*) Von der „Großen Mutter", der Göttin Kybele, sagt Ovid bei Schilderung ihres Festes: „Unter Geheul durch die Gassen der Stadt wird selbst sie getragen." (Fasti IV, 185.)

übrigen die Gestalt aber so unkenntlich macht, als trage sie eine Maske. Frauen nehmen zu Tausenden an der Prozession teil und bleiben den Tag über in dieser Verkleidung, wobei eine Art Maskerade stattfindet; denn jeder dieser Verschleierten ist es verstattet, sich an irgendeinen Bekannten oder Verwandten zu wenden, welcher verpflichtet ist, ihr so viel Kuchen 2c. zu kaufen, als sie von ihm verlangt; vielfach führt eine solche den Verwandten sogar in irgendeinen Laden und läßt sich von ihm diejenigen Waren zahlen, welche sie ausgesucht hat. Einen großartigen Charakter hat die abendliche Illumination, welche durch die Paläste an den Seiten der breiten Straßen gehoben wird, sowie durch den Hintergrund, den majestätischen Ätna, mit seinem Feuerhauch und seiner Dampfsäule. Der Glanz dieser Prozession wird erhöht durch sogenannte Cerei (Wachskerzen). Darunter versteht man künstlich aus Holz gebildete riesige Kandelaber, zwölf an der Zahl, jeder fünf Meter hoch und so schwer, daß je zehn Männer nötig sind, um die Last eines solchen Leuchters zu tragen. Die Zahl derjenigen, welche das erwähnte weiße Gewand, den sogenannten sacco, bei der Prozession tragen, pflegt tausend zu sein, den von den Frauen getragenen, auch das Angesicht verhüllenden Mantel nennt das Volk ochiali (Brille). Bis auf den heutigen Tag wird die Prozession als offizieller T r i b u t d e r S t a d t betrachtet*), weshalb der Stadtrat als solcher daran teilnimmt. Seit reichlich 50 Jahren werden zwei Prozessionen gehalten und zwar an zwei verschiedenen Tagen, nach der Sitte von Jahrhunderten bewegt sich die erste um das Stadtgebiet, nach neuerer Sitte durchschreitet die zweite die Hauptstraßen der Stadt.

In der ersten Prozession haben wir eine deutliche Erinnerung an die sogenannten Ambarvalien, d. h. die antike Flurweihe, welche in einer um Stadt und Feld sich bewegenden feierlichen Prozession bestand, wodurch man dem betreffenden Gebiet einen magischen Schutz zuzuwenden meinte. Bei solchem Umgang erschienen die

---

*) Die Götter der Griechen und Römer erfreuten sich an solchen Leistungen, ebenso die Heiligen der römischen Kirche. „Ich bin durch die heiligen Haine gegangen, wo sich Diana an Opfern erfreut." Euripides Iphigenia.

Teilnehmer der Prozession in Festkleidern, mit Ölzweigen in den Händen, und an die betreffenden Schutzgötter richtete man Gebete um Abwendung der Landplagen, sowie um Heil und Segen für Stadt und Volk*). Solche Umzüge, z. B. im Dienst der Ceres, kannte natürlich das antike „Catana“ wie alle anderen Städte des römischen Reiches. Die Kirche ließ diese Prozessionen bestehen, stellte sie aber zu Katania in Verbindung mit der heiligen Agatha. Die Sache blieb dieselbe, man änderte nur den Namen. Der von Nero für seine republikanische Gesinnung mit dem Tode bestrafte Dichter Lucanus schildert in seinem Gedicht „Pharsalia“ den Krieg zwischen Pompejus und Caesar und beschreibt im ersten Buch V. 592 ff. eine solche Prozession, die sich um die Mauern der Stadt bewegte. Wer diese Beschreibung liest und diejenigen Prozessionen kennt, mit denen die römische Kirche unserer Tage ebenfalls Schutz und Heil zu erreichen verheißt, der muß gestehen, daß die antik-heidnische und die römisch-katholische Welt keine verschiedenen Gebiete sind**).

Im Jahre 1641 beschrieb Carrera in seinen „Memorie historiche della città di Catania“ die damals übliche Prozession. Daß letztere einen großartigeren Charakter hatte als heute, folgt schon daraus, daß in jener Zeit die Mönchsorden in höchster Blüte standen, welche seit circa 30 Jahren nur den Schatten des früheren Glanzes besitzen. Originell waren vor Jahrhunderten die pomphaften „Bare“, welche in der Prozession den Silbersarg der Sant Agatha begleiteten. Jede Zunft, jedes Gewerk baute sich eine sogenannte Bara, bald ein Schiff, bald ein Castell, bald eine Pyramide u. dgl. Diese Bare waren aber oft so hoch, daß sie über die höchsten Paläste hinausragten und wurden mit allerlei Figuren geschmückt, welche meistens den Ruhm und die Größe der

---

*) Zu vergleichen Preller, Römische Mythologie, S. 370 u. 301. „Schirmerin Pallas, ich rufe dich an, Phöbos, auch du, o herrlicher Waidmann! — O kommet dem Land und den Bürgern des Lands zu Hilf' als doppelte Schutzwehr.“ — Sophokles im Trauerspiel Ödipus.

**) Wie Katania einen Wunderschleier als Palladium besitzt, so hatte Rom einen vom Himmel gefallenen Schild, das Ancile. — Dies Palladium ward ebenfalls in feierlicher Prozession durch die Straßen getragen.

heiligen Agatha meldeten. Jedes Jahr erfanden die „Künstler“ in dieser Hinsicht etwas Neues und wetteiferten miteinander darin. An Stelle dieser „Bare“ sind in neuerer Zeit die obenerwähnten Kandelaber getreten. An der Prozession beteiligten sich alle Studenten, alle Vereine, alle Körperschaften der Stadt, das Geläute aller Glocken, der Donner aller Kanonen begleitete die Prozession, und damals wie heute ward der Triumphwagen von Menschen gezogen.

Damals pflegte auch eine Schar von jungen Mädchen den Glanz der pomphaften Prozession zu erhöhen. Jede derselben hatte ihre Rolle, die eine stellte St. Agatha dar, eine andere S. Catharina, eine dritte S. Barbara u. s. w. Viele übernahmen Rollen von allerlei heidnischen Gottheiten und stolzierten als Nymphen und Sibyllen einher, während andere sich als Zigeunerinnen, ja sogar als Propheten und Soldaten verkleideten. Diese Maskerade wiederholte sich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts und erinnerte an jenen heiligen Maskenumzug, welchen die Römer alljährlich beim Fest der großen Mutter*) anstellten. Während diese Prozession am Vorabend des Festes stattfand, wurden am 5. Februar alle Reliquien der St. Agatha und anderer Heiligen im Dom ausgestellt.

Unser Gewährsmann, der genannte Carrera, beschreibt jede einzelne derselben und erzählt z. B. wörtlich: „An dem Arm der heiligen Agatha sieht man deutlich die Stelle, wo sie mit Stricken gebunden war. An ihrer Hand fehlt ein kleines Stück Fleisch, welches von einem fremden Prälaten abgebissen wurde, um dasselbe mit in seine Heimat zu nehmen. Als er aber mit diesem Raube ein Schiff bestieg, bewegte sich dasselbe nicht von der Stelle, und er sah sich genötigt, den Raub zurückzugeben. Ebenso wird der heilige Schleier auf einer silbernen Stange ausgestellt, und alle Gegenstände, welche man mit demselben berührt, erhalten die Kraft, Feuer zu bändigen“ **).

*) Siehe zweiter Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

**) Von der großen Prozession der Magna mater sagt Ovid: „Ein ins capanische Thor zieht, thronend zu Wagen, die Göttin. Über das Rindergespann streut man der Blumen Erguß.“ (Fasti IV, 345.)

Minutius Felix, ein Verteidiger des Christentums im dritten Jahrhundert, läßt in seinem „Octavius“ zuerst den Heiden reden. Nachdem dieser mit seinen Angriffen fertig ist, tritt der Christ gegen ihn auf und macht ihm folgenden Vorwurf: „Ihr gebt vor, daß Menschen nach dem Tode Götter werden, Romulus wird zum Gott, auch Juba in Afrika wird, da die Mauren es wollen, in einen Gott verwandelt. Auch andere Herrscher werden vergöttlicht.“ (S. 215.)

Wenn Minutius Felix heute in Katania lebte, wenn er hörte, was dort Lobredner von St. Agatha sagen, oder Dichter und Prosaiker von ihr fabulieren, so müßte er seinen den Heiden gemachten Vorwurf gegen die Verehrer der genannten „Santa Eroina“, der „Diva“ St. Agatha kehren und sagen: St. Agatha wird, weil es die Einwohner von Katania wollen, zur Gottheit, auch andere Frauen werden vergöttlicht.

Viertes Kapitel.

Die Verbrecherinsel.

„Die Unthat herrscht mit singender Gewalt
Sie spricht mit frechem Angesichte
Den heiligen Gesetzen Hohn."
Euripides.

Wenn während der Wintermonate vom tiefblauen Himmel die südliche Sonne ihr Strahlenmeer gießt und sich die Lichtfülle glitzernd und glänzend über Berg und Thal, über Meer und Land legt, wenn haushohe Dattelpalmen ihre mächtigen Wedel höher zu heben scheinen, weil es ihnen wohliger wird in solchem Lichtbade, wenn die Meilen weit entfernten Berge jede Zacke, jede Linie klar erkennen lassen, und alle Welt zu allen möglichen Zwecken sich im Freien aufhält, dann sagt der Neapolitaner: „Una giornata del paradiso" (Ein Tag vom Paradiese). Solche Tage traten vor letzten Weihnacht ein, halten noch immer im Januar d. J. an, Wundertage, unaussprechlich schön. Sie haben den Orangen die letzte Reife gegeben, jetzt, im Januar wird geerntet die goldige Frucht, welche aus dem dunkelgrünen Laube im Winter herausschaut, die weiten Balkonfenster stehen offen, wie Maienluft strömt es vom Meere ins Zimmer.

Ein solcher Tag brachte mich zur Insel Nisida, der kleinsten unter den Inseln des neapolitanischen Golfes.

Der Weg dahin führt durch die uralte Grotte. Durch „diese hohle Gasse" sind gezogen die römischen Weltgebieter, welche am Golf Neapels wonnige Paläste besaßen, vor allem am Wunder=

strande von Bajä! — Hier reden die Steine, denn, haben wir die Grotte zur Hälfte durchschritten, so zeigt sich linker Hand der Eingang zu einer Höhle, welche in römischer Zeit der Verehrung des Lichtgottes Mithras diente. Ein toller Lärm ist in dieser Grottenunterwelt. Menschen, Vieh, Wagen, so rollt, blöckt, schreit, knallt, donnert es von früh bis spät. — Selbstverständlich ist der Raum erhellt, doch freuen wir uns, nach einer viertelstündigen Wanderung wieder unter dem lachenden Himmel zu stehen. Von hier aus streckt sich eine mit Weinpflanzungen bestandene Ebene bis zum Meer, links sehen wir den Höhenzug des Posilip, rechts Höhenzüge, welche uns zum Besuch der Phlegräischen Felder laden, wo ausgebrannte Vulkane das Reich des Feuergottes melden, wo Schwefeldämpfe die Nähe der „feurigen Unterwelt" verraten.

Heute gehts weder rechts noch links, sondern gerade aus, zuerst durch das stadtähnliche Dorf Fuorigrotta mit heiterem Schmutz, ungewaschenen Kindern, langen Reihen von Ochsenkarren, dann durch die Ebene und — da sind wir am Meer, da ist die Barke und dort der augenzwinkernde Gaëtano, ein bewährter Barkenführer. Homer würde ihn zu den „frischblühenden ruderliebenden" Männern zählen und diesen Prädikaten können wir das Lob hinzufügen, daß er viele Namen aus der römischen Geschichte kennt.

Es macht auf den Fremdling in diesem Lande einen seltsamen Eindruck, wenn er die Namen: Virgil, Augustus, Cäsar, Nero u. s. w. ebenso geläufig von den Lippen des niederen Volkes ausgesprochen hört, als wären es Namen des täglichen Lebens. — Beim Grabe des Virgil schreien dich zerlumpte Straßenbuben an: Herr, wollt ihr zur tomba di Vergilio? (Grab des Virgil.) — Kommst du zum benachbarten Pozzuoli, so schwirren die Namen des Cicero, Cäsar, Caligula, Hadrian, die Namen der römischen Götter: Diana, Neptun u. s. w. wie Mücken um dich herum, in Bajä ist kein Name im Mund der Bewohner geläufiger, als Nero. Auch unserm Gaëtano sind die klassischen Namen geläufig. Wir steuern auf Nisida zu.

Wenn der Leser seinen Atlas zur Hand nimmt, um diese Insel im Golf Neapels zu suchen, so wird er sie auf den gewöhnlichen Karten kaum finden, weil sie nur klein ist. Die Karten

werden wohl nur Capri und Ischia zeigen. Und doch behauptet neben den letzten Inseln auch Nisida ihre Stelle. Drei Inseln sind dies, welche schon im grauen Altertum uns genannt werden, von den Dichtern sind sie besungen, in der Geschichte werden sie öfters erwähnt. — Bei dem Worte „Insel" denken wir Nordmenschen uns ein grünes, flaches Stück Land, das mühevoll die Nase über Wasser bringt. Jene drei Inseln dagegen sind Felsburgen, vor allem Capri und Ischia.

Was in einem Park schöne Baumgruppen, das sind im hiesigen Golf die Inseln, Ruhepunkte fürs Auge, Sammelpunkte in den Stunden jener zauberhaften Lichteffekte, welche das Meer des Südens aufzuweisen hat, schimmernde Edelsteine am blauen Mantel des Meeres, von den zartesten Farben umhüllt, wie sie in voller Zartheit keines Malers Pinsel nachzuahmen vermag. — Von der Insel Nisida streckt sich in der Richtung auf das Festland ein Damm, welcher ein Lazarett trägt, sowie Bauwerke, welche der Schiffahrt dienen. Rechts von der Insel sehen wir einen kleinen Leuchtturm. Gaëtano liebt Naturgeschichte und erzählt: „In alten Zeiten war die Insel fast unbewohnt, es lebten dort nur Kaninchen, Schlangen und Mäuse. Letztere waren da in ungeheuren Scharen, aber in jedem Jahre kamen dann die Schlangen und fraßen die Mäuse auf. Wer aber Kaninchen jagen wollte, der that es, und das weiße Fell mit den Seidenhaaren wurde gut bezahlt. Jetzt ist es anders, seitdem dort tausend Gefangene sind." Gaëtano hat recht. Über tausend Verbrecher, größtenteils von der allerschlimmsten Sorte, haben dort ihr Bereich, zum Teil sind sie noch ein Erbstück, welches das geeinigte Italien vom neapolitanischen Bourbonenreich hat übernehmen müssen.

Von einem Mörder, der einst auf dieser Insel weilte, meldet die Geschichte. Wir meinen Brutus, den Mörder Cäsars. Seine Gemahlin Porcia ward, als Brutus in der Schlacht bei Philippi gefallen war, auf Nisida zur Selbstmörderin. Martial in seinen Epigrammen I, 42 schreibt von ihr: „Begierig trank ihr Mund von der glühenden Asche."

In einiger Entfernung sehen wir am Inselufer eine Anzahl mit Ketten belasteter, mit roten Jacken bekleideter Sträflinge mit

kleinen und großen Fässern beschäftigt. Vom Festlande ist nämlich soeben eine kostbare Ladung angekommen, das notwendigste Lebensbedürfnis: Wasser. Die Insel hat keine Quellen, nur Cisternen, und die sind jetzt leer. Der Grund der Quellenlosigkeit findet sich in der Natur der Masse, woraus die Insel gebildet ist, sie ist nämlich ein Tuffberg, und Tuff ist zu Stein gehärtete Asche vulkanischen Ursprunges.

An einer zugänglichen Seite zieht sich langsam der dem Tuffselsen abgerungene Weg in die Höhe, ein Weg, der breit genug für Wagen ist, aber nie einen Wagen getragen hat, sondern nur Menschen und Lasttiere. Tiefer und tiefer sehen wir zur Seite unter uns das Meer, bis der Weg sich landeinwärts zieht und hohe Seitenmauern die Aussicht bis weiter verschließen. Die Straße, auf welcher vor zwei Jahrtausenden die Römer hier bergauf stiegen, war sicher an eben dieser Seite, welche der jetzige Weg aufwärts führt, denn wenigstens an zwei andern Seiten erscheint die Insel wegen ihrer steilen Abhänge unzugänglich. Daß bereits vor zwei Jahrtausenden ein Weg zur Inselhöhe führte, erhellt daraus, daß Lucullus, der wegen seines Reichtums zum Sprichwort gewordene Römer, hier Villenanlagen besaß, welche zu seiner großartigen Villenanlage auf der Höhe des Posilip da drüben hinüber winkten. Von der Villa auf dem Posilip sind heute noch Massenreste vorhanden, die mich an die Kaiserburg auf dem Palatin zu Rom erinnerten. Auf Nisida dagegen ist von jenen Villenanlagen kein Stein mehr sichtbar.

Eine durchaus unzuverlässige Nachricht erzählt, daß Konstantin der Große die Insel einem religiösen Orden geschenkt. Mir klingt diese Nachricht ebenso fabelhaft wie die von einer durch Konstantin dem Papst gewordenen Landschenkung. Daß später Mönche sich die Insel erkoren haben, daß sie diese Meereseinsamkeit für ihre Zwecke passend fanden, ist wahrscheinlich, ebenso daß sie die Villenreste für ihre Bauten nutzten, und erstere dadurch zerstörten. Letzteres verstanden aber sicherlich weit besser im späteren Mittelalter solche Menschenkinder, die mit Sporenklirren und Schwertgerassel die Insel betraten, die Herzöge von Amalfi, die Fürsten Piccolomini. Diese bauten droben jenes gewaltige

Kastell, finster und ernst wie jene Zeiten. Wer weiß, was sie zu ihren Bauten benutzten, ihnen war das erste Beste gut genug, und in den Riesenmauern des Kastells da droben, welche jetzt vom Kettengerassel, Zähneknirschen und Flüchen der 1000 Verbrecher wiederhallen, mag mancher Stein und Säulenstumpf sich befinden, welche, einst zur Villa des Lucullus gehörig, zur Römerzeit die Becher klingen hörten, wenn in jener Villa

„Gelächter erscholl und Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.“

Auf einem weiten Platz sehen wir Hunderte von kettenbeladenen Sträflingen mit der Anlage einer neuen Cisterne beschäftigt. Tief unten hämmern die einen die Tuffsteinblöcke los, andere steigen die Leitern empor, auf dem Kopf schwere Steinlasten aufwärts tragend. Ein Nordländer, der hier zum erstenmale eine solche Kopfbelastung sähe, könnte sich bei diesem Anblick eines leichten Grausens nicht erwehren und würde das Knacken und Brechen der Halswirbelsäule zu vernehmen glauben. Wer aber einige Zeit in Italien lebt, dem ist solcher Anblick einer der allergewöhnlichsten.

Überall auf Nisida sind Weinpflanzungen, ein Geschlinge von Baum zu Baum, hoch in die Bäume hinein, dann zu langen Weingängen gestaltet, unter denen man im Sommer schattig wandelt; dort weite Orangengärten, dunkelgrünes Laub, aus dem die goldigen Früchte hervorstrahlen; dort Citronenbäume voll grüner Früchte; dort Gemüsegärten voll Kohlarten, darunter der in weißen Köpfen sich brüstende, soeben ausgewachsene Blumenkohl; dort hohe Oleanderbäume, welche im Sommer im Blütenflor prangen, dort Pinien, diese für italische Landschaften so charakteristischen Bäume, schlanker Stamm, schön geformte Krone, in welcher die faustdicken Zapfen sich befinden, abgerundeter und viel stärker als Tannenzapfen. Am schlank aufstrebenden Stamm werden die Zweige beseitigt, um die Kraft des schnell wachsenden Baumes für die Krone zu erhalten. Im Herbst werden die Pinienzapfen gepflückt, kommen in Wagenladungen zur Stadt, und dort sieht man in fast allen Straßen jene Weiber, welche diese Zapfen auf Kohlenfeuer rösten, worauf sie abgeblättert und der darin steckenden braunen Kerne

beraubt werden, welche in die Kategorie des Spassa-tiempo, d. h. Zeitvertreib, gehören. Der Neapolitaner nämlich, namentlich die niedere Klasse, liebt es, in Mußestunden etwas zum Kauen und Knabbern zu haben. Dazu dienen am meisten die Pinienkerne, welche in allen Straßen, an allen Ecken feil geboten werden.

Höchst seltsam nehmen sich auf Nisida Anpflanzungen der Indischen Kaktusfeige aus. Sie tragen länglich runde, süßlich schmeckende Früchte, welche hier gern gegessen werden, aber auf Nisida und anderswo baut man sie nicht der Früchte, sondern der handbreiten, fleischigen, dicken Blätterlappen wegen, welche ein — Kuhfutter abgeben. Gras wächst dort nicht, also hat man auch keine Heuernte, die Kaktusblälter bieten guten Ersatz.

Doch, da stehen wir am Eingang zur Strafanstalt, wo aus einer Menge umgebender Baulichkeiten das runde, mit Trallenfenstern versehene Kastell auf uns niederschaut. Auf Anmeldung beim Direktor werden wir von diesem, einem staatlichen, in einen langen Mantel gehüllten Mann in der liebenswürdigsten Weise empfangen, und ein Offizier der Wache erhält Befehl, uns alles zu zeigen, nachher aber uns wieder zur Direktorwohnung zurückzuführen.

Wir betreten zuerst die weite Brüstung an den Baulichkeiten. Unwillkürlich hemmt sich der Schritt. Diejenige Hälfte des Golfs von Neapel liegt vor uns, welche links vom Kap Misenum, rechts vom Posilip begrenzt wird. Das Ufer baut sich auf aus Höhen, die im Hintergrunde anwachsen; wie ein riesiges Amphitheater liegt dies Ufer mit seinem prächtigen Linienschwung vor uns. In der Mitte am Ufer, auf einem Felsvorsprung ins Meer hinausgeschoben, die Stadt Pozzuoli, wo Paulus seinen Fuß auf der Reise nach Rom ans Ufer setzte*); dahinter dehnen sich die sogenannten Phlegräischen Felder, das Berggebiet des über die unterirdischen Feuergewalten herrschenden Vulkans, jenes Gebiet, auf dem, so spricht die mythologische Sage, Giganten den Himmel zu stürmen unternahmen, wo noch jetzt die Cyklopen, Vulkans Gesellen, tief unter der Erde hämmern! Wonniges Licht

*) Siehe unsern zweiten Teil, Kap. VII: Ein Vergessener.

umspielt das Amphitheater da vor uns, — und dicht bei uns stehen auf der Brüstung lange Reihen der zur Musterung kommandierten Sträflinge. Wir hören ihr Kettengerassel, hören Zahlen ausrufen: uno, due, tre u. s. w. jeder Sträfling hat eine Nummer, sie ist sein Name; den einstigen Namen, welchen er trug, als er in der wonnigen Welt drüben frei war, hat er verloren, für immer verloren, denn fast alle jene Kettenmänner tragen ihre Ketten lebenslänglich, und hat der Tod einem die Ketten genommen, so legt man den Toten ins Grab, ohne Kette zwar, aber auch ohne Namen, ohne Nummer. „Es sind fast lauter Briganten, Herr, mancher hat mehr als einen Mord auf dem Gewissen", sagt der begleitende Offizier.

Diese wohnen hier im Angesicht einer Paradiesnatur, schauen täglich eins der wunderbarsten Uferbilder der Erde! — Der Gegensatz menschlichen Jammers und der Schönheit der Natur geht einem hier wie ein Messer durch die Seele. Auf eine charakteristische Erscheinung will ich hier aufmerksam machen. Die größere Zahl der in der Stadt Neapel befindlichen zahlreichen Strafanstalten befindet sich an herrlich gelegenen Punkten, welche die wundervollste Aussicht bieten. Eine Strafanstalt von Gestalt einer kleinen Festung befindet sich z. B. oberhalb des Corso Vittorio Emanuele und gewährt den Blick über den ganzen Golf. Die Strafanstalten entziehen sich überhaupt nicht dem Blick, sondern drängen sich dem Blicke auf. Ebenso wenig werden Verbrecher hier dem Blick entzogen. Eine gewöhnliche Straßenerscheinung in Neapel ist es, mit Ketten oder Stricken an den Händen Gebundene durch die Straßen schreiten zu sehen, daneben eine Wache. Kein Mensch findet dies auffallend, es ist eben gewöhnlich. Das Seltsamste, was ich in dieser Art gesehen, war Folgendes: Ein wegen — Mordes zur Degradierung und lebenslänglicher Kettenhaft verurteilter Soldat wurde durch die Straßen geführt. Aber wie! — Voran eine Soldatenabteilung mit Pauken und Trompeten, dann der arme Sünder, ohne Kopfbedeckung, ein Bündel Zeug tragend, neben ihm die Wache, dann wieder eine Compagnie, die Offiziere in Gala mit weißen Handschuhen. So ging es fort mit lustigem Marsch, als ging es zur Hochzeit.

Der Bagno *) (Strafanstalt) auf Nisida ist ein Reich für sich. Alle Anstalten, welche zur Unterhaltung dieser traurigen Kolonie erforderlich sind, finden sich dort, und zwar, wie ich sah, in vortrefflichem Zustande. Jener Rundbau des Kastells enthält Räume für Beschäftigungen aller Art, sowie zum Schlafen. Einzelhaft besteht nur in Straffällen. Lange Korridore in den verschiedenen Stockwerken laufen der Rundmauer parallel, und dort sind die Thüren zu den Sälen, deren Fenster in der Außenwand sich zum Meere öffnen. Hier ists nicht nötig, die Fenster 12 Fuß hoch anzubringen, denn an ein Entfliehen ist nicht zu denken. — Herrliche reine Luft vom Meere war in allen Räumen, alle Sträflinge sah ich irgendwie beschäftigt.

Sowie der Offizier in einen Saal mit mir hineintrat, erhoben sich alle und stellten sich aufrecht in Positur. Ich ließ mit einem gewissen Bangen meine Augen von Gesicht zu Gesicht schweifen, fürchtend, durch dies Mustern zu verletzen. Auch nicht einen einzigen habe ich gesehen, der das Auge zu Boden geschlagen hätte, nirgends ein Zucken der Gesichtsmuskeln, nirgends einen Zug der Wehmut bemerkt. Kalt, starr, ohne eine Miene zu verziehen, sahen sie unverwandt ins Auge des Fremdlings, kalt durchrieselte es mich einmal übers andere, — denn Gesichter habe ich da gesehen, wie ich sie in meinem Leben nicht sah, Gesichter, die man nicht wieder los wird, die man nicht zum zweitenmale zu schauen begehrt. — Kehren wir um, lassen wir die langen, von Kettengeklirr wiederhallenden Gänge.

Wir steigen in die untersten Regionen, wo die Einzelhaftierten hausen. Eine Thür wird aufgeschlossen, wir sehen in eine enge Zelle, in ihr steht aufrecht ein mit schwerer Kette befestigter, etwa zwanzigjähriger Mensch, lesend. „Es ist ein Mörder, Herr“, sagt der Offizier. Der Gefangene hört uns, schaut mich an mit ruhigem Blick, kalt, die Thür wird geschlossen. „Die Prügelstrafe ist ab=

*) Das Wort Bagno bedeutet ursprünglich Bad. Wenn man nun eine Strafanstalt als „Bad“ bezeichnet, so denkt man sich die Sache in einer etwas humoristischen Weise. Wenn das Volk sagt, daß jemand in Haft genommen, so hört man: Er ist in die Sommerfrische (al fresco) gegangen.

geschafft", belehrt der Offizier. „Hauptstrafe ist bei uns Einzelhaft bei Wasser und Brot." Ein weiter Hof bildet den Innenraum des Kastells, dort ist auch die Kapelle, in welcher die Gefangenen der Messe beiwohnen. Eine große gewölbte Halle ist für die Schule bestimmt. Die Sträflinge werden in den Elementarfächern unterrichtet, denn die meisten haben früher nie Lesen und Schreiben gelernt. Dem Auge dieser Schüler sichtbar stand in großen Buchstaben an der Wand geschrieben Silenzio! (Stillschweigen). Diese Schüler müssen also in ihren alten Tagen noch das Stillsitzen und das Mundhalten lernen, für einen Südländer schwere Dinge. Unter den Schülern sind sogar greise Häupter. Wir betraten bald darauf einen Raum, wo diejenigen sich zeitweilig aufhalten, welche als Neulinge dem Bagno übergeben sind. In der Mitte eines Gewölbes ein hoher Pfahl, von demselben mehrere lange Ketten ausgehend, an jeder Kette ein Sträfling, der also den Pfahl im Kreise umschreiten kann. „Hier weilen schwere Verbrecher acht bis vierzehn Tage, um beobachtet zu werden." So sagte uns der Offizier.

Wir sind wieder im Hause des Direktors, auch die Frau desselben erscheint, eine Toskanerin aus der Nähe von Florenz, und gastfreundlich beginnt nun die Bewirtung. Auf einen Balkon geführt, übersehen wir die dem Meere zugewandte Seite der Insel. Das Meer biegt hier in das Innere der Insel hinein, und bildet tief unter uns einen Hafen mit rundlinigem Ufer, zu welchem dieser inwendige Inselteil in sanfter, überall bepflanzter gleichförmiger Neigung sich abdacht. Kein Zweifel, hier sehen wir in den einstigen Krater der Insel hinein; die Insel ist ursprünglich ein mit dem schönsten Krater versehener Vulkan gewesen, wie allgemein angenommen wird, und worauf uns vom Balkon aus der Direktor aufmerksam macht. Die Kraterform ist da, nur mit dem einzigen Mangel, daß derjenige Teil der Kraterwand, welcher sich dem Meere einst zuwandte, ein Raub der Wellen geworden, worauf sich der kleine, wenig geschützte Hafen da unten bildete, welcher den Namen Pfauenhafen trägt, weil er die Gestalt eines ausgebreiteten Pfauenschwanzes zeigt. Nisida ist ein ausgebrannter Vulkan. Auswürfe durch die Krateröffnung desselben

haben diese Insel in vorhistorischer Zeit gebildet, die Wände nach und nach erhöht. Die Insel ist vulkanischer Natur, wie alle Fluren, welche wir am Festlande vorhin bewunderten. Deshalb auch der Quellenmangel.

In der nächsten Umgebung von Nisida befinden sich andere große Strafanstalten. Die eine liegt am Wege nach Pozzuoli. Oft sah ich dort lange Züge von Verbrechern, alle an einer gemeinsamen Kette, lauter Mörder. Ein anderer „Bagno“, der gegen tausend schwere Verbrecher birgt, befindet sich an der höchsten Stelle in Pozzuoli, ein dritter in der mittelalterigen Burg auf der Insel Procida, auch hier fast lauter Mörder. Ganz Italien besitzt achtundsechzig solcher „Bagni“.

Achtzig Millionen, das ist die Summe, welche der Staat Italien alljährlich für Gerechtigkeitspflege und öffentliche Sicherheit verwendet, die Hälfte jener Summe verausgabt derselbe für das Volksschulwesen. Jene Summe reicht aber nicht hin, um den Strom der Verbrechen einzudämmen. Zu Anfang jeden Jahres pflegen die Hauptgerichtshöfe in den größeren Städten das neue Jahr mit einem feierlichen Akt, bei dem jedesmal auch eine Rede gehalten wird, zu beginnen. Verfasser hatte Gelegenheit, einem solchen Inaugurationsakt beizuwohnen. Der Gerichtshof trat in den Saal, die Mitglieder desselben in Talare gekleidet, der Vorsitzende mit goldener Kette geschmückt. Letzterer gab einen Rückblick auf das vergangene Jahr und zeichnete ein düsteres Bild mit grellen Farben. Das Verbrecherwesen galt ihm als eine Krankheit, und er äußerte sich dahin: „Alles, was wir bis jetzt gegen diesen Strom des Verderbens gethan haben, war nur die Anwendung von Kamillenthee, wir haben bis jetzt kein Chinin gegeben.“ Was er unter Chinin verstanden wissen wollte, sagte er nicht.

Es ist nicht zu leugnen, daß zwischen dem Norden und Süden Italiens ein Unterschied besteht, namentlich in Hinsicht sittlicher Volksanschauung, wir fassen hier vorwiegend den Süden ins Auge. Hier ist noch immer ein Mord aus Rache mit einer Art von Heiligenschein umgeben, die Blutrache immer noch etwas Selbstverständliches, der Brigant, welcher sich im Sila-Wald bei Cosenza verbirgt, immer noch eine Art Heros, die Begriffe von mein und

dein sind immer noch sehr wirre, Lug und Trug ist nach Volksanschauung nichts Böses, Übervorteilen ein Beweis der Schlauheit, Betrug etwas Allgewöhnliches, das Wort buscare bezeichnet sowohl den ehrlichen als den unehrlichen Erwerb. Die Regierung wird vom Volk als eine Art Feind betrachtet, Schwurgerichte stehen dem Volke vielfach auf einer Linie mit dem Schauspiel, die Leidenschaft des wallenden Zornes wird durch keine Selbstbeherrschung gebändigt, ein Menschenherz mit dem Dolch wegen elender Kupfermünze zu durchbohren, einen Menschen aus gemeiner Rache niederzuschießen, ist ein leider sehr gewöhnliches Ding. Viele Blutthaten kommen auf Rechnung der heillosen Sitte, nach welcher auch Jüngere, sogar vielfach Weiber, todbringende Waffen tragen. Dazu holt man sich für Geld die Erlaubnis der Behörde, es geht aber auch ohne eine solche, nur muß man sich nicht erwischen lassen.

Jahrelang wurden auf Sicilien Verbrecher inhaftiert, welche mit der berüchtigten Bande der sogenannten Mafia in Verbindung standen. Aber regelmäßig wurden dieselben auf dem Festland vor das Schwurgericht gestellt, weil man die Überzeugung hegte, die Geschworenen Siciliens würden jene Verbrecher für unschuldig erklären und zu solchem Urteil sich aus Menschenfurcht oder deshalb treiben lassen, weil sie selbst (die Geschworenen) im geheimen der Mafia angehören dürften! — Auf Sardinien ward ein ergrauter Bandit, der sein Handwerk dreißig Jahre lang betrieb und im Kampfe mehrere Polizeisoldaten getötet hatte, ergriffen, aber nicht auf jener Insel prozessiert, weil man wußte, daß kein Geschworener ihn für schuldig erklären würde. Der Prozeß geschah also auf dem Festlande, aber auch hier ward er frei gesprochen und bei seiner Rückkehr auf Sardinien wie ein siegreicher Held empfangen.

Im Jahre 1883 hat man zum erstenmale gewagt, eine Anzahl von Verbrechern der „Mafia“ in Palermo zu prozessieren, und siehe, zur Freude aller besseren gelang alles gut. Die Verhandlungen dauerten vor den Geschworenen vier Wochen, alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um korrumpierend auf letztere einzuwirken, aber die öffentliche Meinung, der öffentliche Zorn gegen jene schamlosen Verbrecher hielt die Geschworenen bei der Stange,

und es erfolgte der Spruch, welcher neun Angeklagte zum Tode und elf derselben zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte.

Verbrechersocietäten bestehen in Italien immer noch mit ungeschwächter Kraft*). Wir nannten vorhin bereits die sogenannte Mafia auf Sicilien. Zu ihr hat sich seit Jahren eine dunkle Bande gesellt, genannt Fratellanza, Bruderschaft, auch La mano fraterna, Bruderhand. Im Jahre 1884 gelang es der Polizei, nach vieler Mühe und jahrelangem Forschen dieser Bande Herr zu werden. Tiefes Geheimnis schützte dieselbe bis dahin, die Zeugen verschwiegen oder fälschten die Wahrheit aus Furcht; wenn bisweilen ein Lichtstrahl die Dunkelheit erhellte, so war von unsichtbarer Hand alsbald alles wieder in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, und dann folgten Racheakte gegen die Verräter, wobei einmal eine ganze Familie von unbekannter Hand ermordet wurde. Die Gerechtigkeit schien lahm gelegt, dem Verbrechen die Straflosigkeit gesichert zu sein. Endlich fielen dem Gerichte Fäden in die Hand, welche Schritt für Schritt zu weiteren Entdeckungen führten, und in einer Nacht ward ein vernichtender Schlag geführt, indem man mit einer ansehnlichen Heerschar von Carabinieri und Liniensoldaten die verdächtigen Ortschaften umzingelte und als Beute 150 Verbrecher heimbrachte. Zugleich wurden wichtige Entdeckungen in Hinsicht der Verbindung letzterer gemacht, man fand das Statut derselben, man entdeckte, daß jedes Bundesglied durch eine Art Taufe aufgenommen wurde, daß eine Blutschrift zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtete.

Von zeitweiligen Banden weiß Sardinien und die sogenannte Romagna (Gegend von Ravenna) zu sagen. In Turin bestand eine Bande, welche sich Cocca nannte, noch vor zwanzig Jahren, und in Mailand spielte ein Prozeß gegen eine Societät, welche sich mit dem mysteriösen Namen Tappa bezeichnete. Am allerschlimmsten scheinen die Zustände auf Sardinien zu sein. Im Jahre 1883 schlug der sardinische Deputierte Giordano Alarm, indem er an den Ministerpräsidenten einen Brief richtete, dem wir

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. V: Camorra.

Folgendes entnehmen: „Freche Bösewichter, in Banden zu dreißig bis vierzig vereint, umgeben nachts ein Dorf oder eine größere Kommune, betreten dieselbe als barbarische Eroberer und erschrecken die Einwohner durch Schießen und Heulen. Sie stürmen in die Häuser, zerschmettern die Thüren mit Axthieben, verwunden, berauben, ja töten die Bewohner. Es ist nicht meine Absicht, alle in letzter Zeit verübten Verbrechen dieser Art aufzuzählen, ich will nur von einigen Hauptthatsachen das Nötige melden. In der Provinz Sassari wurden im Verlauf weniger Monate durch bewaffnete Banden von zehn bis funfzig Mann im ganzen acht solcher Raubanfälle ausgeübt und zwar alle inmitten einer Bevölkerung von 243 452 Seelen, wohnhaft auf einem Raum von 10 700 Quadratmeter. Nicht besser sieht es in der Provinz Cagliari aus, wo die Bevölkerung von einer berittenen Räuberbande zu leiden hat, indem letztere in zahlreichen Fällen räuberische Überfälle verübte." — So weit der Brief. Infolge dessen hat die Regierung ernste Maßregeln ergriffen und sich Sardiniens angenommen, indem dorthin Schiffsladungen von Soldaten und Carabinieri gesandt wurden. Daß die öffentliche Sicherheit in Sicilien keineswegs eine — sichere ist, beweisen Facta der letzten Zeit. Der Graf Calvino, ein reicher Sicilianer, ward von Briganten weggeführt und hohes Lösegeld erpreßt. Bis ins Jahr 1883 hinein befand sich der Weg von Salerno nach Pästum stets unter Aufsicht berittener Carabinieri, um die zahlreichen Fremden, welche sich zu den dortigen Tempeln begaben, zu schützen. Jetzt ist dieser Schutz überflüssig, weil die Eisenbahn bis Pästum führt.

Wir wollen keinen Beitrag für den bekannten Pitaval liefern, meinen aber, daß letzterer Italien nur wenig kennt, sonst würde er seinen Stoff mehr in diesem Lande suchen. Die Verbrechen sind oft von grausiger Art, Vatermord, Muttermord, Gattenmord, Kindesmord nicht selten. Auf Ischia stiftete eine Frau ihre Kinder an, den Vater zu ermorden, in Rom ward der Abt des Klosters Monte Vergine von seinem Diener auf scheußliche Weise ermordet; in einer Stadt Siciliens fiel ein Priester in der Sakristei mit dem Dolchmesser über seinen Bischof her, fand aber an diesem einen geschickten, mit dem Messerkampf nicht unvertrauten Gegner; nicht

weit von Lecce wurde ein Gattenmord verübt, indem angestiftete Mörder den betreffenden Ehemann mit Steinen erschlugen; auf Sicilien dang eine Ehefrau drei Mörder für die Summe von 127 Lire, und diese vollführten ihren Auftrag der Zusage gemäß. Doch wozu weiter diese Chronik der Gegenwart? — Es steht so viel fest, daß in Ansehung der Verbrechen Italien einen traurigen Vorzug hat. Die Zahl seiner Verurteilten ist dreimal so groß als in Österreich, viermal so groß als in Preußen, doppelt so groß als in Irland, sechzehnmal so groß als in England. Italien aber ist das Land des Papstes, und Leo XIII. hat gesagt, daß man dort die Segnungen der römisch-katholischen „Religion" auf Schritt und Tritt schauen kann*).

In den 68 Strafanstalten des Landes befanden sich im Jahre 1882 circa 75 000 Verurteilte; nimmt man dazu circa 76 000 aus schweren und leichten Gründen Verhaftete, die eines Urteils warten, so haben wir eine Ziffer von entsetzlicher Höhe. Wie sehr die Zahl der Verurteilten zunimmt, erhellt daraus, daß im Jahre 1882 die Strafanstalten keinen genügenden Raum mehr boten und 3858 Strafgefangene in provisorischen Gefängnissen untergebracht werden mußten. Die Zahl der Verurteilten wäre noch größer, wenn nicht seit Jahren bei den Gerichtsverhandlungen und der Straferkennung gewisse eigentümliche Entschuldigungen üblich geworden wären. Die hier üblichen technischen Ausdrücke sind: Forza irresistibile (unwiderstehliche Gewalt) und attenuanti (d. h. mildernde Umstände). Von beiden machen die Verteidiger oft den weitgehendsten Gebrauch, und so kommt es vor, daß Geschworene sogar solche Verbrecher frei lassen, die in Deutschland sicherlich verurteilt worden wären. — Wie sehr in den schweren Verbrechen eine konstante Zunahme stattfand, erhellt aus einer Übersicht vom Jahre 1871 bis 1882. In diesen zwölf Jahren hat die Zahl der zu lebenslänglicher Galeerenstrafe (Zwangsarbeit) Verurteilten regelmäßig zugenommen und sind die zwölf Ziffern diese: 3280, 3181, 3365, 3512, 3745, 3921, 4091, 4387,

---

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

4697, 4858, 4994, 5198 *). Sechs Jahre also hält sich die Ziffer unter 4000, aber nur fünf Jahre unter 5000. Der Deputierte De Renzio fügt jenen Zahlen die Worte hinzu: „Ein Kommentar ist nicht nötig, es genügt die tragische Beredsamkeit der Ziffern. Jahr für Jahr mit unerbittlicher Progression wächst die Zahl der auf Lebenslänge Verurteilten um 300 bis 400!“

Im Jahre 1878 standen vor den Schwurgerichten 8433 Angeklagte, im Jahre 1879 schon 9475, im Jahre 1880 aber 10 581. Somit standen im letztgenannten Jahre von je 100 000 Einwohnern des Landes jedesmal 37 vor einem Schwurgericht. In Frankreich ist die Zahl günstiger, denn von derselben Zahl Einwohner standen vor dem Schwurgerichte nur 11, in Österreich 17. — Von allen in Italien Verurteilten kann kaum die Hälfte lesen und schreiben, die Zahl der Minorennen unter den Verurteilten ist groß, sie beträgt den fünften Teil der Verurteilten.

Der Schaden, welcher durch Verbrechen dem Privateigentum im Jahre 1881 zugefügt wurde, betrug 14 Millionen Francs. Im Jahre 1882 wurden von der Polizei 128 Tote und 1483 Verwundete von der Straße aufgelesen, dazu 462 verlassene Kinder und 4614 Bettler. Was die letzteren betrifft, so handelt es sich beim Aufgreifen derselben um solche, die allerlei Dieberei als Nebengeschäft betreiben.

Gegen das Verbrechertum bietet Italien eine Heerschar von Carabinieri und Polizisten anderer Art auf. Obgleich die Bevölkerung des Landes geringer an Zahl ist als die in Frankreich, besitzt doch Italien zweitausend Carabinieri mehr als Frankreich. Zu dieser teils berittenen, teils unberittenen Heerschar kommen Polizeiagenten der verschiedensten Art, namentlich eine Unmasse von Feldwächtern, um die Felddiebstähle zu verhindern. Die Kommunen haben gemeinsame Ausgaben für Ackerbau, und die Hälfte dieser Kosten wird für jene Feldwächter verausgabt!

Mit jenen Heerscharen von Gesetzeswächtern läßt sich nun schon

*) In neuester Zeit findet eine Abnahme der Verbrechen statt, eine Thatsache, die wir mit allen wahren Freunden Italiens freudig begrüßen.

etwas anfangen, und sicherlich zeigen dieselben Pflichteifer. Alljährlich beträgt die Zahl der vorgenommenen Verhaftungen 180000. Das kann man nur dem Diensteifer der Polizei gutschreiben. Aber seltsame Thatsache: von dieser Zahl der Verhafteten ward im Jahre 1883 die Hälfte als unschuldig wieder entlassen, mithin hatte sich die Polizei in 90000 Fällen geirrt, oder die Sache lag vielfach so, daß sich den Betreffenden nichts beweisen ließ.

Verfasser hat mehrere jener 68 großen Strafanstalten besucht. Was Sauberkeit betrifft, was Kost u. s. w. anbelangt, so wird sicherlich Anerkennenswertes geleistet. Auch findet man überall in diesen Anstalten Schulen, in denen die Analphabeten den versäumten Jugendunterricht nachholen können und müssen. Es wird sogar behauptet, daß die Kost in den Strafanstalten besser ist als in den Kasernen. Leider dürfen wir nicht verschweigen, daß von den circa 75000 Strafgefangenen nur 22054 Männer und 1120 Weiber die Wohlthat der Arbeit genießen.

Außer jenen in Strafanstalten befindlichen Verurteilten giebt es eine ansehnliche Heerschar solcher, die sich im sogenannten Domicilio coatto befinden (d. h. erzwungener Aufenthaltsort). Verschiedene Inseln, z. B. Ischia, Capri, die Ponza-Inseln genießen die zweifelhafte Annehmlichkeit, gewissen Verbrecherklassen als Verbannungsort zu dienen. Hat sich z. B. einer im Bagno gut geführt, so schickt man ihn z. B. nach Ischia, wo er unter Polizeiaufsicht steht, sich täglich melden muß, sich nicht entfernen darf und dabei eine gewisse Freiheit genießt, indem er größtenteils selbst zusehen muß, wie er sein Brot verdient. Außer dieser Klasse giebt es sogenannte Ammoniti, d. h. Verwarnte, solche, die unter schwerem Verdacht stehen, sei es, daß die Polizei, sei es, daß Privatleute sie denunziert haben. Der „Ammonito“ muß sich ebenfalls eine Überwachung gefallen lassen, ohne indes in einem Verbannungsorte zu leben.

Mangelhaft ist es mit der Sorge für entlassene Sträflinge bestellt, deshalb nimmt die Zahl der Rückfälligen zu. Kürzlich machte ein Advokat in Bari große Anstrengung, um in dieser Hinsicht das Land aus dem Schlaf zu rütteln, aber seine Arbeit war vergebens.

Als in Rom ein heidnischer Pontifex maximus wohnte, das Haupt des römischen Staatsklerus, kümmerte sich derselbe um die sittlichen Zustände seines Volkes nicht, sein Amt hatte es nur mit der Religion, d. h. mit dem Kultus und mancherlei bürgerlichen Angelegenheiten zu thun. Jetzt wohnt in Rom ein christlicher Pontifex maximus. Würde derselbe sich um die Not der entlassenen Sträflinge Italiens bekümmern, so thäte er ein gutes Werk. Er hat es seither nicht gethan und niemals seine Bischöfe auf jenen Notstand hingewiesen. Papst Leo XIII. hat soeben mit Hilfe des Peterspfennigs im Vatikan ein großartiges Observatorium geschaffen, versehen mit den seltensten, kostbarsten Instrumenten. Meteorologische Photographie, Instrumente für Erdmagnetismus und atmosphärische Elektrizität, Instrumente für Himmelsphotographie — alles findet man in dieser neuen Anstalt, die bestimmt ist, dem Vatikan neuen Ruhm zu verschaffen. Millionen verwendet dieser christliche Pontifex für seinen Glanz, was thut er für den physischen und moralischen Jammer der Tausende von entlassenen Sträflingen Italiens, die nicht wissen, was sie beginnen sollen? Die Kälte der Cäsaren wohnt im Vatikan, und es wäre lächerlich, jene 50 000 Lire geltend zu machen, welche der Stellvertreter Christi jährlich den Armen Roms giebt. Augustus und seine Nachfolger versorgten jährlich 200 000 Personen der Hauptstadt mit Brotkorn *).

Was thun in obiger Hinsicht die Kardinäle? Sixtus V. verfügte 1586, daß ihre Zahl 70 sein solle, weil Moses 70 Älteste aus den Israeliten berufen habe. Jeder Kardinal bezieht vom Vatikan jährlich 20 000 Lire, eine Einnahme, welche man offiziell als für die Piatti bezeichnet, also „für die Schüsseln“. — Sollte nicht von dieser Herren Tische ein Brocken abfallen, um mit denselben entlassenen Verbrechern zu helfen? — Die meisten Kardinäle haben weit größere Einnahmen, einige bis zu 100 000 Lire jährlich, viele hinterlassen bedeutende Kapitalien. Von keinem ist bekannt, daß ihm genannte Not zu Herzen ging.

---

*) Siehe in unserm dritten Teil Kap. I: Entstehung und Geschichte des Karnevals. — Seit der Regierung des Kaisers Aurelian wurde in Rom regelmäßig Brot verteilt, und dies blieb bis in die späteste Kaiserzeit.

Der Vatikan behauptet in seinem Hofblatt häufig, daß die politische Veränderung, die Aufhebung des Kirchenstaats an dem Verbrechertum schuld sei. Sehen wir zu, wie es im einstigen Kirchenstaat unter dem päpstlichen Scepter aussah.

Im Jahre 1831 bestieg der 66jährige Mönch Alberti Cappellari uuter dem Namen Gregor XVI. den päpstlichen Thron. Als er, 87 Jahre alt, starb, hinterließ er seinem Nachfolger 2000 politische Gefangene, eine Menge Banditen und 38 Millionen Scudi Schulden. Dabei war Gregor in kirchenpolitischer Hinsicht ein ausgezeichneter Papst. Bis in seine Regierung hinein, nämlich bis Anno 1833, galt in Rom und im ganzen Kirchenstaat eine peinliche Halsgerichtsordnung, welche mit keinem Buchstaben ein väterlich=mildes Regiment verrät, vielmehr an Grausamkeit und Barbarei Entsetzliches leistet. Dies Strafgesetzbuch trug den Namen: „Bandi generali“, eine Bezeichnung, die sich etwa mit: „Allgemeine Verfügungen“ übersetzen läßt. Erst im Jahre 1833 ward durch Gregor dieser Gesetzescodex abgeschafft. Zur allgemeinen Charakteristik führen wir aus demselben einige Bestimmungen an. — Das unerlaubte Betreten eines Nonnenklosters zog ohne weiteres, wenn auch von dem Schuldigen kein Verbrechen begangen wurde, Todesstrafe nach sich. Wer Schmähungen an Mauern und Thüren heftete, war je nach Schwere des Falles mit lebenslänglicher Galeerenstrafe oder mit dem Tode bedroht. Auf allen Seiten jener bandi generali liest man die Worte: Galeeren, Tortur und Peitsche. Unerlaubtes Waffentragen zog beim erstenmale drei öffentlich zu applizierende Peitschenhiebe, bei späteren Fällen Galeerenstrafe nach sich; konnte die Justiz einen Verurteilten nicht fassen, so ward sein Konterfey öffentlich an irgendeinem Schandplatz angebracht, aber so, daß der Maler den Betreffenden als an einem Fuße aufgehängt darstellte, wobei unter dem Haupte Name und Verbrechen zu lesen stand. Jeder Fluch wurde mit drei Peitschenhieben geahndet, im Wiederholungsfalle aber mit Galeere bis zu fünf Jahren.

Wie wollen, solchen Thatsachen gegenüber, die Klerikalen von einem väterlichen Regiment zur Zeit des Kirchenstaates reden? Kürzlich hat eine Kommission die in der Campagna di Roma noch

jetzt unter den Arbeitern herrschenden Zustände untersucht und grausige Dinge ans Tageslicht gebracht. Zustände, welche Jahrhunderte hindurch vor den Thoren der Stadt des Papstes, unter dessen Augen, ungeändert herrschten. Menschliche Wohnungen für Tiere zu schlecht, elende Nahrung, in Krankheitsfällen wenig oder keine Hilfe, erbärmlicher Lohn, Willkür der Aufseher, kurz gesagt Zustände, welche an diejenigen der römischen Sklaven erinnern, wobei es aber als gewiß erscheint, daß die christlichen Arbeiter schlechter gestellt sind als jene Sklaven. Wohl hat es Päpste gegeben, welche den Kampf gegen die Fieberluft der Campagna unternahmen und Grund und Boden zu meliorieren trachteten, aber von keinem der Päpste weiß die Geschichte zu melden, daß er Erbarmen mit den elenden Campagna-Arbeitern gehabt hätte.

Zur Kaiserzeit gab es geheime Spähер, welche auf Majestätsverbrecher fahndeten. Nicht besser scheinen die Zustände Roms im siebzehnten Jahrhundert gewesen zu sein, wie aus den kürzlich bekannt gewordenen Akten eines barbarischen Prozesses erhellt. Ein römischer Litterat Namens Laccagni hatte bei dem Kardinal Pallavicino die Freilassung seines Enkels erfleht, aber kein Gehör gefunden. Eines Tages sitzt der Bittsteller im Zimmer seines Barbiers und schüttet demselben sein Herz aus, wobei er sich ungeziemender Ausdrücke gegen den Kardinal bedient. Letzterer erfährt dies, weil der Barbier die Sache ausgeplaudert hatte; der Litterat wird ins Gefängnis geworfen, unter Anklage des Majestätsverbrechens gestellt und zum Tode verurteilt. Auf der Brücke St. Angelo, welche zur Engelsburg hinüberführt, fiel das Haupt des Unglücklichen unter dem Beile des Henkers (1649). Genannte Brücke, oder vielleicht der Platz vor der Engelsburg, scheint jahrhundertelang der Hinrichtungsplatz gewesen zu sein, und die nicht weit entfernten, jetzt kaum mehr vorhandenen Gefängnisse am Tiberufer haben grausige Dinge zu erzählen. Ein ähnlicher Prozeß, wie der obige, war unter Clemens XI. im achtzehnten Jahrhundert, demselben Papst, welcher gegen die Annahme der preußischen Königskrone Widerspruch erhob. Zur Zeit jenes Papstes lebte in Rom Gaetano Volpini, Korrespondent und Chronist. Er liebte es, allerlei Skandalgeschichten der römischen vornehmen Welt ans Tages-

licht zu fördern und mit Spott zu geißeln. Schließlich wagte er sich sogar an die Person des Papstes und schrieb einen Brief nach Wien, der gewisse Dinge aus dem Privatleben des letzteren enthüllte. Dies erfuhr der päpstliche Nuntius in Wien, meldete den Vorfall eiligst dem Papste, und dieser ließ den unvorsichtigen Briefschreiber in eines jener scheußlichen Gefängnisse werfen, welche sich am Forum unter dem Schutt im römischen Tabularium befanden. Dort schmachtete der Unglückliche lange Zeit, bis er zum Tode verurteilt wurde. Die Hinrichtung fand statt auf dem Kampo Vaccino im Jahre 1720, und zwar am ersten Sonnabend des Karnevals. Überall toste die Karnevals-Lust, ungestört durch ein Hinrichtungs-Schauspiel, ein solches war den Römern ja nichts Neues. Maskenzüge umgaben das Schafott, und der Verurteilte hatte sich als letzte Gnade ausgebeten, in seinen besten Kleidern die Todesstätte zu betreten. Die Bitte ward gewährt, und so sah man denselben in wohlfrisierter Perücke und elegantem Frack vom Schafott aus die Maskenzüge grüßen. Dann fiel sein Haupt. Unter demselben Papste wurde ein gewisser Domenico Spadaccino, der bei Gelegenheit des Karnevals sich als Priester verkleidet und so die Heiterkeit des Publikums erregt hatte, auf dem Campo di Fiore, gleichfalls einem berühmten Hinrichtungsplatze, verbrannt. Tausende hatten sich eingefunden, um diesem grausigen Schauspiel beizuwohnen.

Heutzutage sind die Klöster aufgehoben, und ihre Gebäude dienen weltlichen Zwecken. Wohl niemals wird die Welt alle Mysterien erfahren, welche die stummen Mauern verschweigen. Im siebzehnten Jahrhundert scheint man in Hinsicht der Nonnenklöster barbarische Justiz geübt zu haben. War ein Verbrechen begangen, so hielt man sich mit Untersuchungen nicht lange auf. Der Papst sandte seinen Scharfrichter in die Klostermauern, derselbe zog, dort angelangt, eine Schnur aus der Tasche, und im Handumdrehen war sein Werk vollendet. Im genannten Jahrhundert trachtete ein vornehmer Jüngling danach, eine Nonne aus dem Kloster Santa Croce auf Montecitorio zu entführen. Um dorthin zu gelangen, ließ er sich in einen Kasten schließen und in demselben ins Kloster tragen. Als man im Kloster den Kasten öffnete, fand man den

Jüngling tot, er war unterwegs erstickt. Die betreffende Nonne, von Verzweiflung ergriffen, sagte der Äbtissin des Klosters alles, und letztere benachrichtigte den Vikar des Papstes. Die Verhandlungen über diesen Fall waren kurz und endeten damit, daß jene Nonne, 18 Jahre alt, in jenem Kloster lebendig eingemauert wurde. Dergleichen Strafen waren in Rom in jenem Jahrhundert nicht selten.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ward der Kardinal Zeccadoro im Vatikan ermordert. Der Verdacht fiel auf dessen Kammerdiener, manche Anzeichen sprachen gegen den letzteren, man wandte die Tortur an, und derselbe gestand, daß er den Mord aus Habsucht begangen habe. Der Mörder ward zum Tode verurteilt, wenn wir aber das Todesurteil lesen, sollten wir meinen, daß irgendein Stamm wilder Neger oder Indianer dasselbe gefällt habe. Das Urteil lautete: „Der Verurteilte erhält vom Henker einen Messerstich in den Hals, dann wird er gevierteilt, die inneren Teile des Leibes werden herausgenommen, seine Glieder werden öffentlich ausgestellt, sein Kopf aber in einen eisernen Käfig gethan, den man zum ewigen Andenken auf der Porta Angelika befestigt.“ Dies Urteil gelangte öffentlich zur Ausführung. Tausende folgten dem Karren, auf dem der Unglückliche saß. Tausende betrachteten das entsetzliche Hinrichtungs-Schauspiel wie eine Art Fest, die Fenster der betreffenden Straßen und Plätze wurden zu hohen Preisen vermietet, ganz wie im Karneval. Zum Überfluß wurde die Strafe auch auf die Schwestern des Gerichteten ausgedehnt, die man aus Rom verbannte. Nicht lange vor der Annektierung Roms sah man auf der Porta Angelika Menschenschädel, und dieselbe Erscheinung war in anderen Städten des Kirchenstaates nicht selten. Unter allen Päpsten hat wohl keiner mehr Köpfe abschlagen lassen als Sixtus V., jener „Rehabeam“ Roms, der ebenso schonungslos mit den Resten des Altertums als mit den Banditen verfuhr. Wenn doch die Archive des Vatikans beweisen könnten, daß die Bevölkerung des Kirchenstaates unter päpstlicher Regierung eine halbwegs musterhafte Bevölkerung war, etwas besser als diejenige anderer Länder! Wenn sich doch beweisen ließe, daß der sittigende, zivilisierende Einfluß des päpstlichen Stuhles im eigenen

Hause stattgefunden! Dies wird aber niemand beweisen können, und mag er hundert Jahre in den Archiven herumstöbern. Als Sixtus V. im 16. Jahrhundert den Thron bestieg, hatte das Räuberwesen im Kirchenstaat einen furchtbaren Grad erreicht. Der Papst ließ aufräumen und mit väterlicher Strenge allen eingefangenen Banditen die Köpfe abhauen. Diese wurden in Haufen gestellt zu Nutz und Frommen für jedermann, so daß schließlich die entsetzten Römer sich über den Verwesungsgeruch beklagten, mit welchem jene Haufen die Stadt erfüllten. Sixtus V. erreichte freilich seinen Zweck, wenigstens fürs erste. Das Banditenwesen aber tauchte im Kirchenstaat immer wieder auf, und kein Papst hat es für immer auszurotten vermocht. Der Haß des römischen Volkes wandte sich gegen Sixtus V. schon bei dessen Lebzeiten, und als er starb, stürzte man seine Bildsäule um. Auf ihn darf sich Leo XIII. nicht berufen, wenn er etwa beweisen will, daß Papst und Römer stets wie Vater und Kinder mit einander gelebt haben und wenn er sich bemüht, in den Römern die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen des Kirchenstaates zu erwecken, wird er wohl thun, den sprichwörtlich gewordenen Namen jenes seines Vorgängers zu verschweigen.

Kürzlich ward eine vergleichende Statistik veröffentlicht, welche wahrhaft grausige Zustände enthüllt, wie sie vor ca. 150 Jahren im Kirchenstaat herrschten. Im Jahre 1881 ereigneten sich im Königreich Italien siebenhundertdreißig (730) Morde, eine große Zahl, aber gering, wenn wir sie mit dem Decennium 1730—1740 vergleichen und die Zahl der Mordfälle nennen, welche damals im kleinen Gebiet des Kirchenstaates sich zutrugen. Im Jahre 1730 bestieg der 78jährige Lorenzo Corsini unter dem Namen Clemens XII. den päpstlichen Thron. Unter seiner Regierung, in einem Zeitraum von zehn Jahren, hatte der Kirchenstaat zehntausend Mordfälle zu verzeichnen, also pro Jahr etwa tausend, mithin dreihundert mehr als jetzt ganz Italien. Von jenen zehntausend entfielen auf die Stadt Rom viertausend, macht also pro Jahr ca. vierhundert.

Welche Erziehung das Volk des früheren Kirchenstaats unter dem Scepter des sogenannten Stellvertreters Christi erhielt,

zeigen Verbrechen neuerer Zeit. Nur ein Beispiel vom Jahre 1882.

Nicht weit von Rom, also im ehemaligen Kirchenstaat, liegt das Städtchen Monterotondo, ein Ort, wie alle seinesgleichen. Die meisten Einwohner sind Analphabeten, das Schulwesen liegt in den Windeln, und vor nicht allzu langer Zeit war die Gegend durch den Briganten Fontana berüchtigt, welcher durch einen in jenem Ort wohnenden Schlachter, Namens Tozzi, in jeder Weise unterstützt wurde. Dies Verhältnis war natürlich für letzteren vorteilhaft, und behauptete jedermann, daß er seine Wohlhabenheit jenem Räuber verdanke. Tozzi nahm in Monterotondo durch sein Geld eine hervorragende, wenn auch keineswegs geachtete Stellung ein, keine Seele fühlte sich zu ihm hingezogen, eine Thatsache, die sich am leichtesten demjenigen erklärt, welcher sich das Angesicht dieses Mannes im Bilde betrachtet. Tozzi hatte einen Sohn und zwei Töchter. Scharfe Zungen behaupteten, daß die beiden ältesten Kinder, der Sohn Antonio und die Tochter Giuditta, die Kinder des Banditen Fontana seien, und stand die Frau des Tozzi in schlechtem Ruf, ebenso diese beiden Kinder, während das jüngste Kind, eine Tochter, sich allgemeinen Lobes zu erfreuen hatte. Längere Zeit hindurch hatte Tozzi einen jungen Compagnon, einen fleißigen, strebsamen Menschen, Namens Poggi, der sich die Neigung der jüngsten Tochter erwarb, dann aber ein selbständiges Schlachtergeschäft anfing, beabsichtigend, jene Tochter des Tozzi, zu heiraten. Jene Konkurrenz war letzterem bis in den Tod zuwider, zumal der Konkurrent anfing, dem Genannten Kundschaft wegzunehmen, weil er in hohem Maße das Vertrauen der dortigen Einwohner besaß. Der alte Tozzi stieß oft entsetzliche Drohungen gegen seinen Konkurrenten aus und untersagte jede Verbindung zwischen ihm und seiner Tochter, zum großen Schmerz der letzteren.

Eines Tages — es war im April 1882 — verschwand genannter Poggi. Sein Vater suchte irgendeine Spur zu entdecken, aber vergebens, er begab sich zu einer Hellseherin in Rom, aber auch diese wußte ihm keine Auskunft zu geben. Wenige Wochen vergingen, da verbreitete sich in Monterotondo die Nach=

richt, daß der Leichnam des Gesuchten in einem nahen Buschwäldchen, unter allerlei Schmutz versteckt, aufgefunden worden sei. So war es, man fand die Leiche des Unglücklichen, aber in sechzehn Teile zerhauen und zerschnitten. Sofort ward von der Volksstimme Tozzi als der Thäter bezeichnet und hat sich so viel als unzweifelhaft und nach eigenem Geständnis der Angeklagten herausgestellt, daß vier Personen jener Familie an jener Blutthat sich beteiligten, und nur die jüngste Tochter unbeteiligt ist.

Der Sohn Antonio hat den Unglücklichen in den Keller gelockt, wo bereits die Mordinstrumente in Bereitschaft waren, und dort den Mord an dem Arglosen verübt. An der Zerstückelung des Leichnams scheint sich außer ihm auch Vater, Mutter und Schwester beteiligt zu haben, die vergebens eine Verbrennung versuchten. Das Blut des Schlachtopfers haben sie in ein Gefäß gesammelt, haben es gekocht und dann verkauft, vorgebend, es sei Blut von Lämmern. Was sie mit dem Herzen und anderen inneren Teilen des Ermordeten gethan, steht ebenfalls fest und erinnert an gewisse Bräuche wilder Völkerstämme.

Der Beweggrund zu diesem grauenvollen Morde war kein anderer als Brotneid.

Kehren wir zurück nach Nisida. Wir hatten unseren Rundgang um die Insel vollendet, das Glöcklein der Kapelle läutete Avemaria, die Sonne war hinter den Bergen von Bajä verschwunden und warf ihren letzten Strahl auf Capri. Ein einziges Mal habe ich jene Insel der Verbrecher besucht, dies einzige Mal wird auch das letzte Mal sein.

Fünftes Kapitel.

Vom Schutzpatron der Tiere.

„Groß ist der Ruhm der Geschied'nen fürwahr,
Halbgöttergeschick zu gewinnen."
Sophokles.

In Pompeji hat sich unter vielen anderen ein Wandbild erhalten, auf welchem heitere Malerlaune ein Fest der Menschen und Tiere darstellte. Wir sehen bekränzte Esel und zwischen ihnen spielende, scherzende Amoretten, von denen einer einem Esel einen Kranz umhängt. Gemeint ist das Jahresfest der Müller und Bäcker, bei dem es sehr heiter zuging. „Vestalia" hieß dasselbe, erinnerte also an die Gottheit des Herdes und des Hausstandes, sowie an die Zeit, als es noch keine Müller und Bäcker gab, sondern jeder Hausstand das Brotbacken selbst besorgte. Ovid in seinem Lied vom Festkalender beschreibt die Bräuche bei jenem Fest und sagt:

„Brot — schau — hänget herab von dem Hals bekränzeter Esel,
Rostige Mühlen umschlingt duftiges Blumengeflecht."
(Fasti VI, 311.)

Gemeint sind kleine Brotkringel, welche an Schnüren den Eseln umgehängt wurden.

Die Tiere also nahmen an gewissen religiösen Festen teil, aber nicht nur das, sie hatten auch Anteil an Schutz und Schirm bestimmter Gottheiten, deren Gunst der Mensch durch Opfer und Feste zu erringen und sich zu sichern meinte. Unter dem Spezial=

schutz des Poseidon stand das Roß der Griechen, und alljährlich am Fest jenes Gottes erschienen lange Reihen festlich geschmückter Pferde. Jener Festtag erhielt den Namen: die Hippokratien. Verschiedene römische Schriftsteller bezeugen die Verehrung der Epŏna, einer Göttin, welche als Beschützerin der Pferde, Esel und Maultiere angesehen wurde. Ihre Bilder sah man an den Krippen, auch hatte sie in den Ställen oft eine kleine mit ihrer Statuette versehene, bei festlichen Gelegenheiten bekränzte Kapelle. Bildwerke obiger Art haben sich erhalten*). Ebenso kannte der volkstümliche Kultus der Römer eine Göttin Bubona, welche die Zucht der Rinder überwaltete. Einen überaus heiteren Charakter hatte das in jedem Frühling gefeierte Hirtenfest der Palilien, bestimmt, den Schutz der Gottheit Pales für Hirten und Herden zu sichern.

„Die Palilien rufen,
Ja, und ich folge dem Ruf, zeiget sich Pales mir hold."

So beginnt Ovid in seinem erwähnten Epos die Beschreibung jenes Festes und erwähnt in derselben die Bedeutung des letzteren in einem Gebet an die Gottheit Pales:

„Halte mir Krankheit fern, und gesund laß Menschen und Herden,
Halt auch die schützende Schar wachender Hunde gesund."
(Fasti VI, 763.)

Zu Ehren der „magna, veneranda Pales" wurden die Ställe mit Weihwasser besprengt und mit Blumen geschmückt. „Schmücke der Schafe Gehöft mit dem Laub frischgrünender Zweige, Laß von den Thüren herabschwenken der Kränze Geflecht"**).

Das erwähnte mit heiteren Festlichkeiten verbundene Heidentum

*) Preller, Römische Mythologie, S. 594. Juvenal in seinen Satiren VIII, 156 erwähnt die Epŏna deren Name von epus, statt equus (Pferd), hergeleitet wird. Auch Minutius Felix erwähnt sie Kapitel XXVIII seines Octavian.

**) Ovid, Fasti VI, 737. — Auch andere Schutzgötter dieser Art wurden verehrt, als Faunus und Pan. „Dort galt Pan als der schützende Gott für die Rinder und Schafe, und für der Schafe Gedeihn wurden ihm Opfer gebracht." Ovid, Fasti II, 278.

bewahrt die römische Kirche bis auf den heutigen Tag. Schutzpatron der Tiere, Weihwasser, Blumenschmuck, sogar die Kringelschnüre werden wir alsbald am Fest des heiligen Antonius in Neapel wiederfinden.

„Wohin fahren wir?“ So fragt der wackere Vincenzo, nachdem wir in seiner Droschke Platz genommen. — „Zur Kirche St. Antonio.“ Das Kutschergesicht, zu jedem Ausdruck fähig, nimmt sofort jene Gestalt an, welche Mangel an Verständnis bedeutet, und zum zweitenmale kommt die Frage: „Wohin fahren wir?“ — Wir wiederholen mit scharfem Accent: „Nach St. Antonio.“ Blitzschnell verklärt sich sein Angesicht, blitzschnell fährt die Peitsche knallend durch die Luft und dem Rößlein auf den Rücken. „Ja so — Ihr wollt zum St. Antuono? Warum habt Ihr das nicht gleich gesagt? Also Ihr wollt zum Fest? Das ist brav gehandelt, ein schönes Fest. Mein Pferd und ich wollten auch dahin.“ Also nach St. Antonio! — Was es mit letzterem auf sich hat? Von hochgelegener Wohnung schweifte mein Blick am Abend genannten Festtages über einen großen Teil der Stadt, Lichterschein überall, am gerundeten Ufer bis in die weite Ferne ein ununterbrochener Lichtstreifen. Zu diesem allabendlichen Schimmer traten heute inmitten des Häusergewimmels, am Meeresufer, in den Tiefen, auf den Höhen mächtige Lichtmassen, als wäre hier und da ein Haus in Brand geraten, und von allen Seiten drang Getöse zu meiner Höhe hinauf. Das sind die Freudenfeuer, welche jedesmal am Abend des 17. Januar zu Ehren des St. Antonio lodern, denn ihn betrachtet das Volk als Beschützer gegen Feuersnot, als Schutzherrn des Herdfeuers. Im allgemeinen ist es im neapolitanischen Volke nicht bräuchlich, für den andern Morgen Fürsorge zu treffen, aber Ausnahmen sind statthaft, und zu letzteren gehört der Eifer, mit welchem die Kinder im Alter von sechs bis zu sechzig Jahren darauf bedacht sind, allerlei Gerümpel für die Antoniusfeuer rechtzeitig zu sammeln, resp. zusammenzubetteln. Seit einem Monat etwa kommen die reifen Pinienzapfen zu Markte, welche auf Kohlenfeuer geröstet, dann ihrer Kerne beraubt und auf die Straße geworfen werden. Vortreffliches Material für den 17. Januar, dazu altes Holz,

alte Körbe, Stuhlbeine, faules Maisstroh u. s. w. Die Straßenbuben gehen dann scharenweise zu den Bäckern und sagen ein Verslein des Inhalts: „Wenn Ihr uns kein Holz geben wollt, so läßt St. Antuono Euch das Brot im Backofen verbrennen“, eine Drohung, welche auch dem habgierigsten Bäcker zu Herzen geht. So giebt's also lustige Feuer und neben diesen lustige Menschenkinder. Die Neapolitaner aber erwarten vom heiligen Antonius noch ganz andere Dinge, und wer bei letzteren Zeuge sein will, der muß sich am 17. Januar zur Titularkirche des Heiligen in Neapel begeben. Dorthin sollte uns, wie zu Anfang erwähnt, der brave Vincenzo fahren. Er weist mit der Peitsche nach seinem Rößlein und fragt: „Herr, wie gefällt Euch heute mein Pferd?“ Nun erst erblicken wir das Auffallende. Die Mähne ist mit rotem Band durchflochten, am linken Ohr eine aus blankem Messing angefertigte Rosette angebracht, und aus dieser ragt eine stattliche Pfauenfeder empor. „Für St. Antuono! — Am Museum vorbei führt der Weg, sich langsam neigend, zur stattlichen, mit einer Dattelpalme geschmückten Piazza Cavour, und von da beginnt eine der breitesten und längsten Straßen der Stadt, die Strada Foría, immer belebt, an gewöhnlichen Nachmittagen auch von Priestern, welche dort, inmitten von allerlei Volk und unter heiterer Konversation, oft zu Hunderten ihren täglichen Spaziergang machen. Das Straßenleben hat sich heute in ein buntes Straßengewimmel verwandelt. Wagen aller Art, kleine und große, kommen in rascher Fahrt daher, alle mit geschmückten Rossen bespannt, Massen von Fußgängern verfolgen eine und dieselbe Richtung, zahlreiche geschmückte Pferde, alte und junge, häßliche und schöne, dazu Esel, Maultiere werden am Zaum geführt. Wohin? Der brave Vincenzo hat auf diese Frage nur eine Antwort: „St. Antuono“. Am botanischen Garten fahren wir vorüber, erreichen endlich jenes riesengroße Armenhaus, Albergo dei Poveri genannt, welches Karl III. für sein ganzes Reich erbauen ließ, und da sind wir am Ziel, gegenüber liegt die Kirche des Heiligen, in ihrer ersten Gründung wohl eine der ältesten der Stadt.

Durch die weit geöffneten Pforten drängen sich Tiere und

Menschen in den stattlichen, vor der Kirche befindlichen Platz, vor den Pforten warten Fuhrwerke aller Art, sowie einzelne am Halfterband geführte Tiere auf Einlaß, aber man hat keine Eile. Der weite Hof vor der Fassade der Kirche ist in einen Marktplatz verwandelt, und nur mit Mühe hält die bewaffnete Macht eine hohle Gasse offen, durch welche man in ununterbrochener Reihe mit den festlich geschmückten Tieren passiert. Seltsame Dinge sind dort zu schauen, vorerst die im vorigen Jahrhundert modernisierte Fassade der uralten Kirche. Denke sich der Leser, er sähe eine würdige, etwa sechzigjährige Matrone, die auf den Gedanken gekommen, sich das neueste Pariser Ballkleid anzulegen; in dieser Weise hat man jene, sowie viele andere Kirchen entstellt. Kompakte Menschenströme, meist den niederen Stämmen angehörig, drängen aus und ein, wir vermögen nur mit einem Blick ein wenig von der Herrlichkeit zu erhaschen, welche die Kirche bei verhangenen Fenstern, in glänzender Beleuchtung, mit ihren von Gold und Silber strahlenden seidenen und sammetnen Drapierungen bietet, wir vermögen nur wenige Töne jenes Orchesters zu erhorchen, welches auf jenem kunstvoll gebauten, eigens für das Fest errichteten Chor seine heiteren Weisen erklingen läßt, dann erfaßt uns der kompakte Menschenstrom und versetzt uns wieder in das profane Markttreiben, welches mit seinen infernalischen Tönen keinem einzigen Orchesterton gestattet, aus dem Innern der Kirche in den sonnbeglänzten Tag hinauszudringen. Spielwaren aller Art bietet man zu Kauf, vor allen Dingen pfeifende, schnarrende, rasselnde; jeder Händler sucht den Ton seiner Instrumente zur Geltung zu bringen, und dicht vor der Kirchthür, wo die Händler mit bunten Bildern des St. Antuono vortreffliche Geschäfte machen, hat sich ein Trompetenhändler postiert. Am meisten werden Eßwaren und Näschereien feilgeboten, dazu Früchte jeder Art, und vor allen Dingen finden die Karren Zuspruch, auf denen in pyramidalen Körbchen Ricotto feilgeboten wird, eine süße, aus Rahm bereitete Masse. Der Händler greift dabei mit den Fingern in das Körbchen und legt seinen Kunden mit kühnem Griff die weiße Masse auf dünne Kuchen. Eine Menge von Markttischen ist zu unserer Verwunderung mit kleinen, aus Schokolade gebildeten Schweinchen besetzt, welche zahlreiche Abnehmer

finden. Was es mit diesen Tierlein auf sich hat, meldet uns ein Blick auf die in einer Nische der Kirchenfassade befindliche Marmorstatue des St. Antonius, zu deren Füßen wir ein Schweinchen aus Marmor erblicken*). Mit diesem Emblem hat die Kunst denselben stets dargestellt, wahrscheinlich deshalb, weil er, wie die Legende erzählt, in der Felswüste Ägyptens, wo er im vierten Jahrhundert als Vater des Mönchtums bis in sein einhundertundfünftes Lebensjahr wohnte, viele Kämpfe mit Dämonen zu bestehen hatte. An diese Legende lehnt sich eine ebenso seltsame als heitere Volkssitte, welche in Neapel bis ins vorige Jahrhundert herrschte. Zu den zahlreichen Privilegien des neben obgenannter Kirche befindlichen Klosters gehörte nämlich die Schweinezucht, bei der es die Mönche aber so hielten, daß sie die Stallungen nicht etwa im Kloster hatten, sondern die Tiere frei in der Stadt umherlaufen ließen. Diese wurden vom Volke als die „heiligen Schweine des St. Antuono" bezeichnet und überall reichlich mit Futter versehen. Kam dann die Schlachtzeit, so vereinigte sich das Volk zu einer Hetzjagd, und das Kloster erfreute sich einer stattlichen Einnahme aus dem teuer verkauften Fleisch. Im Jahre 1634 sah sich die Obrigkeit veranlaßt, gegen die Schweine des St. Antonio einzuschreiten, weil dieselben eine Prozession in Unordnung gebracht, sogar den sicheren Gang des Erzbischofs gefährdet hatten. Das erlassene strenge Verbot ward aber aus Rücksicht gegen den Heiligen und seine Mönche bald wieder aufgehoben und den Schweinen unter der Bedingung Straßenfreiheit gegeben, daß jedes dieser Tiere mit einem Glöcklein versehen werde, damit ein jeder rechtzeitig imstande sei, sich vor dem Rüsselvieh zu hüten. So geschah es, und infolge dessen erhielt die Statue des Santo, wie man noch heute vielfach sieht, ebenfalls ein Glöcklein**). Mit

---

*) In Calabrien heißt dieser Santo stets und allgemein St. Antuono de lu puorcu (porco Schwein). Dort ist man der Meinung, daß derselbe deshalb dies Tier neben sich hat, weil um die Zeit seines Festes jede Familie Calabriens ein Schwein schlachtet. Die Volkslegende nennt ihn: Nnamuratu (Liebhaber) de lu puorcu. Auch Dante redet von ihm Paradiso 29, 124. — In Calabrien heißt die Kellerassel: Schweinchen des St. Antonio.

**) So sieht man den Heiligen in einer Nische an der Straße St. Antonio

derselben Waffe aber wurden auch diejenigen ausgerüstet, welche für den St. Antonio, d. h. zum Besten des Klosters, kollektierten und den Namen Santantoani erhielten. Sie meldeten sich, wie die Schweine des Santo durch Läuten ihres Glöckleins an und sagten ein Verslein her, welches von dem mächtigen Schutz des „St. Antuono de lu fuoco“ handelte. Obgleich die Klosterschweine jetzt der Vergangenheit angehören und Mönche jenes Santo nicht mehr existieren, ist doch die Kollekte für letzteren nicht ganz verschwunden. Noch kürzlich sah ich einen jener Kollekteure, welcher in den ältern Teilen Neapels den Tribut einforderte, wo früher die Mütter die besondere Gunst erbaten, ihren Säuglingen in dem genannten Glöcklein einen Schluck Wasser zu geben. Solcher Trunk ward für heilkräftig angesehen.

Das Kloster mit seinem Schweine-Privilegium existiert nicht mehr, ein anderes, ebenso einträgliches Privilegium ist aber seit vollen fünfhundert Jahren genannter Kirche unverkürzt geblieben. Folgen wir dem Strom der Menschen, Tiere, Wagen, welche sich ohne Unterbrechung durch die offengehaltene Gasse quer über den oben beschriebenen Platz, dann durch eine rechts neben der Kirche befindliche Wölbung zum eigentlichen, von ehemaligen Klostergebäuden umgebenen Festschauplatz fortbewegen.

Dort finden wir in ziemlich regelmäßigen Reihen Rosse, Maultiere, Esel, Rinder, Kälber, Ziegen, Schafe, alle im buntesten Schmuck; Männer und Weiber, Kinder und Bettler drängen dazwischen, überall stehen Händler mit kleinen, auf Schnüren befindlichen Kringeln, da ist ein Lärmen, ein Lachen, ein Scherzen, daß man sein eigen Wort nicht versteht. — Plötzlich Stillschweigen, alle entblößen das Haupt, ein in Prachtgewänder gehüllter Priester erscheint, neben ihm der ein Weihwassergefäß tragende Meßner, der erstere liest aus seiner Agende die Weiheformel und geht dann von einem Tier zum andern, ein jedes mit Weihwasser besprengend. Lautlos folgt das Volk der heiligen Handlung. Kaum ist sie vol-

---

in Neapel. Er ist dargestellt als Abt, trägt am Stab ein Glöcklein und in der Hand das häusliche Herdfeuer. Bekanntlich war er ein Hauptgründer des orientalischen Mönchtums, heißt daher: L'Abbate.

lendet, so beginnt der Lärm aufs neue, jedes Tier erhält ein Bild des St. Antuono, welches man in die neben dem Ohr desselben befindliche Rosette steckt, dann wird der Hals des Tieres mit einer der bereits erwähnten Kringelschnüre geschmückt, und nun zieht die Reihe der mit der Benediktion versehenen Tiere durch einen andern Thorweg ab, der wieder in die breite Strada Foria hineinführt. Der Platz ist frei, neue Scharen von Menschen, Wagen und Tieren werden vorgelassen, dieselbe Weihe erfolgt, und so geht es ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend, und zwar nicht nur an diesem eigentlichen Festtage, sondern eine Woche hindurch, denn Tag für Tag kommen Tiere aus Stadt und Land zu demselben Zweck. St. Antuono gilt in Neapel und in ganz Campanien als Schutzpatron der Tiere, seine Kirche aber erhält dann reiche Spenden. Als noch die jetzt so stille Hofburg der Stadt ihre Hofhaltung hatte, war der 17. Januar jedesmal durch königlichen Glanz belebt. Die Stallungen des Hofes entsandten dann ihre prächtigen Rosse, ihre strahlenden Wagen, und dieser königliche Zug bewegte sich dreimal um Kirche und Kloster von St. Antuono, dann folgten Rosse und Wagen des Adels, darauf endlich die übrigen Scharen. Solcher Glanz fehlt heutzutage, das Volk aber hat von seiner fünfhundertjährigen Anhänglichkeit an den Schutzpatron der Tiere nichts eingebüßt. Aus einem Neptuntempel, der sich auf dem Grund und Boden des heutigen Domes befand, blieb ein prächtiges, aus Bronze geformtes Roß erhalten, dem das Volk bis zum dreizehnten Jahrhundert Zauberkräfte beilegte. Kranke Pferde führte man demselben zu, ließ dieselben dreimal jene Statue umgehen und meinte, daß dies heilkräftig sei. Um solch heidnischen Brauch zu vernichten, schwor ein Erzbischof des dreizehnten Jahrhunderts jenem Roß den Untergang und ließ aus demselben eine Glocke gießen, die noch heute zu den Domglocken gehört, nur der Kopf jenes Rosses blieb erhalten und befindet sich als ein berühmter Rest antiker Kunst im hiesigen Nationalmuseum. Mit jener Vernichtung aber war das Volk keineswegs zufrieden, und um dasselbe zu beruhigen, sah man sich genötigt, zu einem anderen Santo seine Zuflucht zu nehmen. Man ersah den heiligen Eligius, dessen uralte, ursprünglich gotische

Kirche sich nahe am Mercato befindet. Kranke Rosse führte man um die Kirche und befestigte als Votum ein Hufeisen des Tieres an der Mauer. Dieser Brauch, welcher Jahrhunderte hindurch dauerte, war die Veranlassung zu einem Sprichwort, welches noch heute nicht vergessen ist. Wenn jemand hoffnungslos krank ist, so sagt man bisweilen: „Wir müssen die Hufeisen nach St. Eligio tragen.“ Mit der Verehrung des letzteren ist es heutzutage nicht weit her, jedoch hörte ich einst, daß man seinen Namen anrief. Ich sah einen geschundenen Esel vor einer schwerbeladenen Karre niederfallen, worauf der Karrenführer unter greulichen Flüchen auf das Tier losschlug*). Als diese Barbarei nicht half, rief er: „St. Eligio steh mir bei!“ Aber der Heilige schien ebenso taub zu sein wie einst Baal, zu welchem die Pfaffen auf dem Berge Carmel schrieen. — An Stelle des St. Eligio ist seit einigen Jahrhunderten St. Antonio getreten, natürlich durch Volkeswillen, nicht durch päpstliche Gnade. Das Volk sah neben der von der Kirche aufgestellten Statue dieses Heiligen das Schwein und dachte, daß St. Antonio mächtig genug sei, auch andere Haustiere zu überwalten**). Bis dahin war er der Beschützer gegen Feuersgefahr gewesen, und dies hatte ebenfalls in der kirchlichen Darstellung dieses Santo seinen Grund. Noch heute sieht man ihn, wie er auf der Hand eine Flamme trägt, eine Erinnerung an jene im Mittelalter so gefürchtete Krankheit, welche man das „heilige Feuer“ nannte, zugleich die Veranlassung, daß man diesen Heiligen in Neapel allgemein (im Dialekt) als St. Antuono de lu fuoco bezeichnete.

In Sicilien besitzen alle größeren Städte ein ähnliches Tierfest, wie Neapel. In Palermo empfangen Esel, Maultiere und Rosse am Tage des St. Antonio den oberwähnten Festschmuck sowie den Zaubersegen des Heiligen, und das Bild des Santo wird im Stalle der Rosse befestigt, wie einst die Römer ein

*) Siehe erster Teil, Kap. XIII: Menschen und Tiere.

**) In Tirol bringt man am Tage Mariä Himmelfahrt allerlei Kräuter in die Kirchen, wo dieselben geweiht und dann den Tieren als Speise gegeben werden. Eine Tiersegnung, wie in Italien am 17. Januar, existiert meines Wissens in Tirol nicht.

Bild der Göttin Epŏna dort anbrachten *). An einigen Orten Siciliens muß sich die vielbeinige Kellerassel gefallen lassen, daß man sie als „Purciduccu (Schweinchen) des St. Antoni" bezeichnet und als Amulett für Kinder benutzt, um letztere gegen die Würmerkrankheit zu schützen. In der Stadt Vicari, wo St. Blasius als Lokalheiliger waltet, hat man dem Spezialschutz desselben auch die Tiere unterstellt. Beim Fest des genannten Heligen, dem zu Ehren dann auch ein bedeutender Viehmarkt dort stattfindet, werden dann Rosse, Kühe, Schafe, Schweine u. s. w. von der Kirche mit dem Zaubersegen des Santo versehen. Ein anderes Zaubermittel verschafft man sich mit Erlaubnis der Kirche auf folgende Weise: Man legt um den Hals der Statue des Santo einen Bindfaden, macht einen Knoten und hängt dies Amulett vermöge eines anderen Fadens an den Hals, Bauch ꝛc. des Tieres, welches man vor Krankheit bewahren möchte. Für denselben Zweck ruft man anderswo den St. Liborio um Hilfe an **).

Auch in Sicilien wird „St. Antoni" als Protektor gegen Feuersgefahr verehrt, jedoch mit derselben Beschränkung, welche wir auch auf dem süditalienischen Festlande und in Rom finden. Gegen das Feuer des Blitzes schützt nicht der genannte, sondern die heilige Barbara, welche seit Erfindung des Pulvers auch zur Beschützerin der Soldaten, also zur Nachfolgerin der Minerva, geworden ist. In Rom sah ich einen dieser Halbgöttin geweihten Altar, der mit kriegerischen Emblemen geziert ist.

Die Götter und Heroen des antiken Lebens hatten verschiedene Geschäfte und Aufgaben. In der Reisebeschreibung des Pausanias Buch IV, Kap. 30 lesen wir: „Athene ist Vorsteherin im Kriege, Artemis ist Helferin bei Geburten, Aphrodite hat die Heiratsangelegenheiten zu besorgen." Es ist daher nicht wohlgethan, wenn eine Gottheit in einen ihr fremden Wirkungskreis ein-

---

*) In Tirol sieht man über der Thür der Pferdeställe sehr häufig ein Bild des heiligen Martin, der also dort die heidnisch-römische Epona ersetzt. Über letztere Preller, Römische Mythologie, S. 594.

**) Im heutigen Griechenland versieht der heilige Dimitrios das Amt eines Beschützers der Herden. B. Schmidt, Das alte Griechenland im neuen, S. 39.

greift. Als Aphrodite sich, wie eine Athene, in den Männerkampf vor Troja mischte, ward sie an der Hand verwundet. Da rann ihr unsterbliches Blut hin. — Zeus ruft dann jene Göttin zu sich und sagt:

„Töchterchen, dein Geschäft sind nicht die Werke des Krieges,
Ordne du lieber hinfort anmutige Werke der Hochzeit.“
(Ilias V, 428.)

Die Geschichte des St. Antuono hat eine ziemlich ähnliche Episode aufzuweisen. Der letztere nämlich maßte sich (durch Volkeswillen) zu Anfang dieses Jahrhunderts den Wirkungskreis des St. Gennaro an. Letzterer hatte bekanntlich seine Stadt nicht gegen die Franzosen beschützt*), hatte dieselben in seiner Stadt geduldet und ward, als der Bourbonenkönig Ferdinand seinen Thron wieder erlangte, zeitweilig von seiner Stellung als Stadtbeschützer entlassen. Man war allgemein der Ansicht, daß St. Antuono, als Gott des Herdfeuers sowie als Beschützer gegen Feuersgefahr, auch wider den Vesuv schützen könne. — Da geschah eine furchtbare Eruption des letzteren. Man trug St. Antonio der Lava und Asche entgegen, aber vergebens, erst da ward die Gefahr beseitigt, als man das Blut und die Statue des St. Gennaro in Prozession daher führte. Letzterer war also der mächtigere, trat wieder in seine alten Rechte, und St. Antuono hatte sich kompromittiert. Wir sehen aus diesem Beispiel, daß die Santi ebenso dem Volkswillen unterworfen sind wie die lokalen Schutzgottheiten des hellenisch-römischen Lebens.

Ein Rundschreiben Urbans VIII. verbot, lokale Schutzheilige in Volksversammlungen zu wählen, und verfügte, daß die Wahl derselben an den Stuhl Petri gebunden sein solle. Diese Verfügung ist in Sicilien wenig beachtet worden; denn es haben sich seitdem dergleichen Volkswahlen wiederholt zugetragen, wobei es sich um Entlassung und um Kreierung eines Schutzpatrons handelte**). Man war in diesem Falle mit einem Heiligen und seinen Leistungen

*) Siehe erster Teil, Kap. IX: Das Blutwunder.

**) Siehe dritter Teil, Kap. III: Der wunderbare Schleier.

nicht zufrieden und ernannte einen anderen, von welchem man mehr Mirakel hoffte. Ende vorigen Jahres geschah eine solche Wahl in dem Städtchen Sejano, einige Meilen von Neapel entfernt. Seit einigen Jahrhunderten war dort St. Markus der Ortsheilige, derselbe, welchen Venedig als seinen Beschützer ehrt. Man hatte es in Sejano nie an dem festlichen Kultus des Heiligen fehlen lassen, nie versäumt, die Gunst desselben zu gewinnen; aber mit all dieser Mühe ward nichts erreicht; denn St. Markus hatte niemals durch ein Mirakel seine Macht kundgethan, hatte niemals einen Kranken, der ihn anrief und Kerzen anzündete, geheilt, niemals auf Wetter und Ernte, auf Wein und Obst einen Einfluß ausgeübt. Mochte man noch so viel seine Statue mit Pauken- und Trompetenschall umhertragen, noch so sehr durch Kirchenschmuck und Festgewänder seinen Ehrentag feiern, noch so prächtige Prozessionen anstellen und noch so viel Gelöbnisse thun: St. Markus blieb taub. Im Oktober 1882 versammelten sich nun die Eingesessenen des Städtchens, um einen seltsamen Beschluß zu fassen. Es war Mitternacht, als sie auf dem öffentlichen Platze des Ortes sich einfanden und nach kurzer Frist einstimmig sich dahin aussprachen: St. Markus ist als Schutzheiliger entlassen, an seine Stelle tritt St. Maria Vecchia. Kaum war dieses Plebiscit erfolgt, da brachen alle Anwesenden in lauten Jubel aus; Raketen stiegen gen Himmel, Bomben krachten, und der ganze Ort war diese Nacht wie die folgenden Tage und Nächte hindurch vom Freudentaumel ergriffen. Man führte die Marienstatue, eine uralte (Vecchia) aus der Kirche ins Freie, nachdem man sie mit neuen Gewändern versehen hatte; man stellte Prozessionen an, man illuminierte alle Häuser, und bei diesem Vorgang war der Klerus mit den Laien vollständig im Einklang. Es verlautet nichts von einer Eingabe an den Stuhl Petri, nichts von einer Genehmigung desselben, und zweifellos kommt dieser Vorgang nicht zur Kenntnis des Nachfolgers Petri.

Kehren wir zum St. Antonio zurück, der sich ähnlicher Volkswahl unterziehen mußte. Im dritten bis vierten Jahrhundert lebte dieser Ahnherr der Einsiedler in der Gebirgswüste unweit des Roten Meeres, bestand einen zwanzigjährigen Kampf mit den Dämonen,

wusch sich nie, erschien zur Zeit der Verfolgung tröstend und mahnend, angestaunt und bewundert in Alexandria und befahl, sein Grab geheim zu halten, damit seine Reliquien nicht verehrt würden. Sein Grab hat in der That niemand erfahren, aber schon im fünften Jahrhundert ward der Antoniusberg in Oberägypten ein berühmter Wallfahrtsort. St. Antonio ist also einer der ältesten Halbgötter der Römischen Kirche, und schon früh hatte er auch in Rom einen Kultus. Schwer ist zu sagen, wann ihm dort die Beschützung der Tiere übertragen wurde. Thatsache ist, daß letzteres dort geschah.

Vor zwanzig Jahren noch war der Tag des St. Antonio auch in Rom ein wichtiger Tag. Da sah man beim Heiligtum desselben in erster Linie die Equipage des Papstes, dessen Rosse dem Zaubersegen des genannten Santo unterstellt und zu dem Ende mit dem zauberhaft wirkenden Weihwasser besprengt wurden. An derselben Stelle sah man alsdann die Staatswagen und Vollblutrosse des römischen Adels, Karossen, mit vier und gar sechs Pferden bespannt. Diese hohen Herrschaften, z. B. die Colonna, Borghese, Barberini, Lancelotti, Rospigliosi, Corsini u. s. w. hatten in früheren Jahrhunderten einen besonderen Grund, sich dem Wohlwollen des St. Antonio zu empfehlen. Sie stellten nämlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert beim Karneval jene Rosse, welche ohne Reiter den durch Goethes Beschreibung bekannten Wettlauf machten, genannt „la corsa dei barberi“. Derjenige Aristokrat, dessen Roß einen Preis gewonnen hatte, legte letzteren zu den Füßen der Statue jenes Santo nieder und schrieb den Sieg der Gunst des Heiligen zu. Von den Stallknechten sagt Madame de Staël in ihrer Beschreibung des Karnevals: „Derjenige, dessen Roß den ersten Preis errungen hatte, warf sich vor demselben nieder, dankte demselben und empfahl dieses der Gunst des St. Antonio, des Schutzpatrons der Tiere.“

Wir haben im vorstehenden Kapitel den Beweis geliefert, daß die Päpste in Rom ein Stück Heidentum sorgfältig konserviert haben und daß die Beseitigung desselben keineswegs durch päpstliche Anordnung erfolgte. Für Rom ist St. Antonio seines fürsorgenden

Dienstes enthoben *), in Süditalien dagegen fungiert er als Tierbeschützer weiter, und da haben wir dasjenige wiedergefunden, was wir zu Anfang erwähnten, selbst die antiken Kringelschnüre fehlen nicht.

---

*) Kürzlich hat der Papst viele Rosse verkauft, die übrigens ein blühendes Aussehen hatten, obgleich sie des Zaubersegens des St. Antonio seit 1870 entbehren.

Sechstes Kapitel.

Der Himmel und sein Pförtner.

„In der Linken die Schlüssel.“
Ovid.

König Oswin in England berief im Jahre 664 eine Synode, in welcher verhandelt wurde, ob man die von der Kirche Roms festgesetzte Zeit des Osterfestes annehmen, oder bei dem britannischen Brauch bleiben solle. Als nun die Geistlichen dem Fürsten die Bemerkung machten, daß dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels anvertraut seien, entschloß sich der König, die Festzeit Roms anzunehmen. Auf diese Weise hoffte er, sich den Eingang durch die Himmelspforten zu sichern*).

Die erwähnte Begebenheit möge durch ein Bild aus der Gegenwart illustriert werden.

Wir sind in der Kirche der heiligen Lucia zu Neapel und befinden uns inmitten einer großen Schar von Andächtigen, Fischern, Barkenführern, Männern und Weibern, alle des Momentes harrend, in welchem eine Glocke den Beginn der Predigt verkündigt. Das Publikum langweilt sich nicht. Viele Frauen führen paarweise, andere in Gruppen eine keineswegs leise Unterhaltung, welche mehr weltlich als geistlich ist und sich nicht von derjenigen unterscheidet, welche auf der Straße oder vor den Häusern des Fischerquartiers von St. Lucia geführt zu werden pflegt, wo man tag=

*) Ranke, Weltgeschichte, IV, 226.

täglich die Menge der Fischerweiber mit der Spindel und Kindererziehung beschäftigt schauen kann. Obendrein dient diese Kirche auch als Durchgang, weshalb es uns nicht wundert, viele Aus- und Eingehende zu erblicken. Mancherlei Augenweide fehlt nicht. Dort in einem Glasbehälter befindet sich die bunt gekleidete Statue der heiligen Lucia, mit silbernen Voten behangen, nämlich mit lauter Augen*). Jene Santa nämlich hat es nur mit letzteren zu thun und scheut sich nicht, dann und wann Reklame zu machen und, mit jenen Augen behangen, vor der Thür ihrer Kirche zu stehen, wo stets frische Meerluft weht und ein buntes Menschengewimmel die Aufmerksamkeit fesselt. Santa Lucia macht es in Hinsicht der Reklame wie die Volksärzte des Südens, die, mit einer Medaille behangen, auf einem mit Diplomen geschmückten Wagen stehen und von da allem Volk ihre Heilmittel anpreisen. Einige dieser „Professoren“ sieht man sogar auf einem eigens für solchen Zweck eingerichteten Reisewagen, auf dem zugleich Musikanten sitzen, welche das Publikum durch Flötenklang und Trompetengeschmetter anlocken. Bis zu diesem Höhepunkt der Reklame versteigt sich die heilige Lucia nicht, sie bleibt stumm und vertraut auf die Wirkung ihrer Trophäen, jener Augen nämlich, welche einem jeden beweisen, daß sie zu helfen vermag. — Wir wollen die verschiedenen lebensgroßen Madonnen, welche andere Glasbehälter füllen, unerwähnt lassen, denn heute werden die Blicke der Anwesenden durch einen ungewöhnlichen Gegenstand gefesselt. Der Kanzel gegenüber stehen auf einer etwas erhöhten Tribüne zwei lebensgroße, mit bunten Kleidern versehene Statuen, Christus und Petrus, letzterer mit zwei Schlüsseln in der Hand, die er soeben aus den Händen Christi empfangen hat. Letzterer wendet sich dem Petrus zu, dieser hat sein Angesicht dem Publikum zugewendet. Einige Mütter, jede mit ihrem Kind auf dem Arm, nähern sich genannter Gruppe und erklären ihren Kleinen die letztere, die Kinder lernen von den Müttern, daß St. Petrus der Himmelspförtner ist.

---

*) Sie entspricht also der heiligen Odilia, die bei Freiburg ein Heiligtum und augenheilendes Zauberwasser besitzt.

Ein Glöcklein läßt seinen scharfen Ton hören, infolge dessen allgemeines Schweigen. Ein kräftiger Mönch, mit dem Kapuzinergewande bekleidet, besteigt die Kanzel und macht, oben angelangt, die nötigen Vorbereitungen, welche darin bestehen, daß er das Publikum betrachtet, sein Schnupftuch auf die Kanzelbrüstung legt und sich dann niedersetzt. Einige Minuten verstreichen, da erhebt sich der Mönch und ruft mit Donnerstimme: „Signori!“ (Meine Herren.) Der Redner beginnt mit einer Schilderung des mühseligen Fischerhandwerks, welches obendrein viele Gefahren mit sich bringt und wendet sich dann speziell an die Frauen, welche oft mit Angst auf das Meer blicken, wenn ihre Männer von Sturm und Wellen bedroht sind. „Aber dieser Beruf ist auch ein hochgeehrter, denn wer war St. Petrus, den ihr dort mit den Himmelsschlüsseln in der Hand erblickt? St. Pietro war ein Fischer und ward nicht nur der Fürst unter den Aposteln, sondern auch der Himmelspförtner. Wem er die Pforten aufschließt, der geht ein, wem er sie zuschließt, der ist ausgeschlossen vom himmlischen Paradiese.“ — Nach dieser Einleitung setzt sich Redner wiederum nieder, benutzt sein Schnupftuch zum provisorischen Abtrocknen des zukünftigen Schweißes, erhebt sich nach kurzer Pause wieder und kündigt dann an, daß er an vier aufeinander folgenden Tagen Vorträge über die Schlüsselgewalt Petri halten werde, zieht dann ein zweites Schnupftuch hervor und legt es auf die andere Seite der Kanzel. So hat der Redner ein Tuch für die Stirn, eins für die Nase, das eine bunt, das andere weiß, und ich bemerkte, daß derselbe auch in der Leidenschaftlichkeit seiner Rede beide niemals miteinander verwechselte.

Verfasser hat wiederholt solchen Vorträgen beigewohnt und erfahren, daß dieselben alljährlich stattfinden. Im Altertum pflegten, wie der Satiriker Lucian erzählt, Philosophen in öffentlichen Lokalen, z. B. in den Gymnasien, Vorträge zu halten, und namentlich waren es die Cyniker, die durch Pathos zu ersetzen suchten, was ihnen an Geist fehlte. Lucian hörte die Rede eines solchen, der das Lob des Cynikers Peregrinus zum Gegenstande seines Vortrages machte. Lucian schreibt: „Er schloß seine Rede folgendermaßen. Die beiden größten Wunder der Welt sind der

olympische Zeus und Peregrinus Proteus, jenen hat Phidias geformt, diesen die Natur. Jetzt aber wird dies Götterbild auf einem Feuerwagen gen Himmel steigen und uns einsam zurücklassen. — Dies trug der Cyniker so vor, daß er von Schweiß triefte, in höchst lächerlicher Weise weinte und anfing, sich das Haar zu raufen, wobei er indes nicht allzu hart anzog." — An diese Stelle aus Lucians Schriften ward ich wiederholt erinnert, als ich die Reden genannten Kapuziners über den Himmelspförtner Petrus und seine Schlüssel vernahm. Der Schweiß entströmte der Stirn des Redners, als er auf diejenigen die Blitze seiner Worte schleuderte, welche sich um die Protektion Petri nicht kümmern. Letztere ist durch eine andere Protektion zu erlangen, durch diejenige des Papstes, des Nachfolgers Petri. Wer dem heiligen Vater gehorcht, kann gewiß sein, daß St. Petrus sich seiner annimmt, wer jenes nicht thut, hat kein Recht, auf die Gunst St. Petri zu zählen. Den Ton des Weinens nahm seine Stimme an, als er den Schmerz derjenigen schilderte, welche bereits nahe Angehörige im Himmel haben, aber von dem Träger der Schlüssel am Himmelsthor abgewiesen werden. „Das Kind möchte zu seiner Mutter, die Frau zu ihrem Mann, aber die Thür ist verschlossen, sie rufen mit angstvoller, kläglicher Stimme, aber niemand antwortet, niemand öffnet. Arme Seelen, warum habt ihr es versäumt, die Gunst St. Petri zu verdienen?"

Jene Reden erinnerten mich aber nicht nur an Lucian, sondern auch an Ovid. Letzterer nämlich unterweist uns ebenfalls von einem Himmelspförtner. Ovids Epos vom Festkalender, worin uns zahlreiche Feste und Bräuche beschrieben werden, ist für die Kenntnis des antiken römischen Lebens von der größten Bedeutung. Gleich im ersten Buch (V. 137 ff.) führt der Dichter den Gott Janus redend ein:

„Gleichwie, hart an der äußersten Schwelle des Hauses gelagert,
Kommen und Gehen inacht nehmen die Pförtner bei euch —
Also durchschau' ich zugleich als der Pförtner der himmlischen Halle*)
Was in der Welten Bezirk Eos und Hesper bescheint."

*) Niemals weicht von der Schwelle der hütende Janus. (Virgil, Äneis VII, 610.)

Ferner sagt derselbe Gott:

„Über des Himmels Portal wach' ich mit den freundlichen Horen,
Ein= oder Ausgang hat Jupiter selber durch mich."

Nach griechischer Vorstellung bewachten die Horen das Himmelsthor (Ilias VIII, 393), nach römischer Vorstellung Janus, eine Gottheit, die nur in Italien verehrt wurde, wo man ihn den ältesten und heiligsten Gottheiten zuzählte. Uralte religiöse Lieder nannten den Namen des Janus zuerst; die stehenden Gebetsformeln, welche man im heidnischen Rom ebenso gedankenlos murmelte, wie man uralte Formeln heutzutage im christlichen Rom hersagt, begannen mit dem Namen jener hochangesehenen Gottheit, die man als „Vater" Janus zu bezeichnen pflegte. Ein überwölbter Durchgang war seit uralter Zeit das Symbol des Himmelsgewölbes, sowie seines Pförtners, der zwei Beinamen hatte, Clusius, der Schließer, und Patulcius, der Öffner, und dem man wegen dieses Doppelberufs ein doppeltes Angesicht gab. Er trug einen Stab in der Rechten und Schlüssel in der Linken, ward also ebenso dargestellt wie Petrus heutzutage (Ovid, Fasti I, 99). In der genannten Ovidischen Dichtung lesen wir ein Gespräch. Janus erscheint dem Dichter, welcher an den Gott die Frage richtet, warum man diesem zuerst Weihrauch spende. Janus entgegnet, dies geschehe deshalb: „Daß dir durch mich der Einlaß bei den Göttern gewährt werde" *) (Fasti I, 174). Dasselbe gilt von Petrus. — Ovid nennt seinen Himmelspförtner den schlüsselbewaffneten Gott, dieselbe Eigenschaft kommt dem Petrus zu. Uralte Überlieferung sagte von Janus, er sei der Stifter des Gottesdienstes in Italien, wobei wir wieder an Petrus erinnert werden, den die römische Kirche als Stifter einer neuen Ära, nämlich als Gründer des Papsttums betrachtet. Petrus und Janus sind beide Vermittler zwischen Himmel und Erde, und wenn Arnobius im vierten Jahrhundert von den heidnischen Römern sagte, sie glaubten, daß er ihnen den Weg zu den Göttern ebne,

---

*) „Ut possis aditum per me, qui limina servo
Ad quoscunque voles, inquit, habere Deos."

so hörte ich aus dem Munde des oben erwähnten Kapuziners eine ähnliche Behauptung in Hinsicht des Petrus. Janus war aber auch ein besonderer Beschützer seiner geliebten Stadt Rom, in welcher Hinsicht Petrus ihm nichts nachgiebt. Ersterer vertrieb durch ein Wunder die Sabiner (Ovid I, 270). Petrus dagegen die Hunnenscharen des Attila. Das dankbare Rom baute dem Janus Altäre und Tempel, das christliche Rom dem Petrus, die Heiden setzten die Statue des ersten in den Tempel, im Tempel des letzten sehen wir die Statue des Petrus, die von den Küssen der Gläubigen ebenso abgeschliffen ist, wie z. B. eine Statue des Herkules in Sicilien zu den Zeiten des Cicero. Das Fest des Janus in Rom und Italien war eins der größten Jahresfeste, auch Tag der vota genannt, weil dann besondere Gebete für das Wohl des Kaisers dargebracht und dem letzteren öffentliche Glückwünsche ausgesprochen wurden. Dasselbe geschieht am großen Petrusfest, und als der Papst noch seinen Kirchenstaat hatte, empfing er an diesem Feste ebenso Geschenke, wie man sie einst dem Kaiser am Janusfest darzubringen pflegte *), eine Sitte, die sich auch die christlichen Kaiser bis in die Zeiten des Arcadius und Honorius gefallen ließen, also bis in jene Zeit, als der Bischof von Rom anfing, an die Stelle des Kaisers zu treten. Am Petrusfest empfing der Papst dasjenige, was man il tributo a S. Pietro nannte, die „Vasallen“ brachten ihn dar, z. B. lebendige Hirsche, Fasane, Wachteln, Hunde, Gold, Silber, Becher, Getreide, Pfeffer, Salz. Hierzu kamen freiwillige Gaben von verschiedenen Seiten. Die Hauptgabe kam an jenem Tage aus Neapel, nämlich die sogenannte Chinéa, ein weißes mit schwerem Geldsack beladenes Roß, welches in großartigem Aufzug unter Kanonendonner in die Peterskirche hineingeführt und dort vom Papst feierlich in Empfang genommen wurde **). Das war das christianisierte Janusfest des Papstes. Uralte Legenden erzählten von Janus, er sei der erste König des römischen Gebietes gewesen, Sagen,

*) Sueton, Im Leben des Octavian, S. 57; des Tiberius, S. 34; des Caligula, S. 42; des Nero, S. 46.

**) La Corte e la società Romana von Silvagni, I, 344 sqq.

welche der Legende von Petrus entsprechen, den die römische Kirche zum ersten Papst macht, indem sie bis zur Stunde fortfährt, mit dieser Lüge der Wahrheit ins Angesicht zu schlagen. Wir müssen mithin den römischen Petrus als den christianisierten Janus bezeichnen, die Parallele zwischen beiden liegt auf der Hand.

Die Petrussagen sind nicht minder mannigfaltig wie die Janussagen, eine der ersten ist heutzutage nur wenig bekannt, wir meinen diejenige, welche seinen Kampf mit dem großen Zauberer Simon behandelt, den der Apostel von Stadt zu Stadt bis Rom verfolgte, wo Simon gen Himmel fliegen wollte, aber, durch Petri Kraft zur Erde gestürzt, den Hals brach. Weil nun jener Zauberer zugleich der Erzketzer war, reinigte also St. Petrus sein Rom von dem Übel aller Häresie und führte in dieser Hinsicht eine goldene Zeit für Rom herbei. Eine goldene Zeit war auch unter dem Regiment des Janus.

Zwischen Janus und Petrus ist aber nicht nur eine vielseitige Ähnlichkeit, sondern auch ein nachweisbarer Zusammenhang, nämlich in Hinsicht ihres beiderseitigen Schlüsselberufes als Himmelspförtner.

Seit dem fünften Jahrhundert ward in Rom ein Fest eingerichtet, welches als Petri Stuhlfeier bezeichnet wurde und die Schlüsselgewalt des Apostelfürsten verherrlichen sollte, den man als den Grundleger der Vorrechte und Herrscheransprüche des römischen Bischofsstuhles betrachtete. Der angebliche Bischofsstuhl Petri wird noch jetzt in einer Bronzeumhüllung in der Peterskirche aufbewahrt. Als man jenes Fest einführte, hing das äußerlich christianisierte Rom mit ganzer Seele an seinen uralten Festen, wie wir dies im ersten Kapitel in Hinsicht der Lupercalien nachgewiesen haben, insonderheit war damals das allgemein beliebte, mit uralten Bräuchen verbundene Totenfest nicht verschwunden, ward vielmehr noch immer am 22. Februar gefeiert. Um dies Fest zu christianisieren und zu verdrängen, legte man in die Zeit desselben die Stuhlfeier Petri und hoffte, vor allen Dingen auch den heidnischen Brauch abzuschaffen, nach welchem man Speiseopfer auf die Gräber stellte und im übrigen heitere Mahlzeiten sich nicht entgehen ließ. Als Mittelpunkt dieses Festes stand also

die vergöttlichte schlüsseltragende Person des Apostelfürsten da, dem man die Abgeschiedenen empfahl und von dem man im Fall des eigenen Abscheidens ein gnädiges Öffnen der Himmelspforte erflehte. Hatte man sich St. Petrus schon früher als Himmelspförtner gedacht, so ward diese Vorstellnng durch die Verbindung seiner Stuhlfeier mit dem 22. Februar dem alten Fest der Toten, noch viel mehr befestigt*). Der „schlüsselbewehrte" Janus war durch einen anderen Schlüsselträger ersetzt. Auf der Synode von Tours im Jahre 567 ward ein Beschluß gefaßt gegen diejenigen, „welche am Fest der Stuhlfeier Petri den Toten Speisen darbringen". Wir sehen, daß das alte Heidentum noch im sechsten Jahrhundert offenkundig weiterlebte. Heutzutage ist zwar das Darbringen von Speisen verschwunden, aber der Himmelspförtner ist geblieben.

Im heutigen Rom hat sich ein Heiligtum des Janus erhalten, ein Bogen mit kreuzweisem Durchgang mit Nischen für Götterstatuen. Dicht dabei ist der Ehrenbogen des Septimius Severus, merkwürdig durch seine den Opferkultus darstellenden Reliefs. Man sieht dort z. B. den Krummstab, den Sprengwedel, das Weihwasserbecken, das Weihrauchkästchen, Dinge, welche im Kultus der römischen Kirche zu den gewöhnlichen gehören. Ist die Zahl der aus dem Heidentum bewahrten Steine im heutigen Rom eine große, so giebt es ein Gebiet, wo die Zahl der heidnischen Reste in Rom eine weit größere ist. Der Himmelspförtner Petrus gehört diesem Gebiete an. Wir haben solche Umtaufung heidnischer Gottheiten in mehreren Kapiteln unseres zweiten Teiles nachgewiesen und verweisen z. B. auf Kap. VI: Die neue Juno, auf Kap. IV: Die große Mutter, Kap. XIV: Der Nachfolger des Neptun, Kap. XV: Die Himmelskönigin.

Der Himmelspförtner Petrus ist eine Schöpfung des Volksgeistes der mit Vorliebe nach dem Schicksal fragt, welches die Menschenseele im Jenseits zu erwarten hat. Die Kirche hat jenen christianisierten Janus in ihr System aufgenommen und versteht es, den=

---

*) Vgl. Neander, Kirchengeschichte, II, 1. 718. Hase, Kirchengeschichte, I, 610.

selben für ihre Zwecke praktisch zu verwerten. Im zweiten Teil Kap. VII ward nachgewiesen, wie die Volksphantasie den Apostel Paulus in einen Schlangenzauberer verwandelt hat. Diese Vorstellung überläßt die Kirche dem Volk, sie kann dieselbe nicht verwerten und da sie überhaupt mit Paulus nichts anzufangen weiß, läßt sie ihn gänzlich beiseite. Außer dem von der Kirche acceptierten Himmelspförtner beschäftigt sich die religiöse Phantasie des südlichen Volkes mit anderen Himmelsdingen, ohne in dieser Hinsicht von der Kirche gestört zu werden.

Weit verbreitet ist namentlich in Sicilien der Glaube, daß man imstande sei, an gewissen Himmelszeichen das Schicksal einer Seele, die ins Jenseits gegangen, zu erfahren. Drei Monate nach erfolgtem Tode der betreffenden Person geht man um Mitternacht bei Vollmond ins Freie, um den Himmel zu beobachten. Man schaut nach Osten, sieht vielleicht den Himmel dort voll Wolken, merkt einen scharfen Wind und hört in der Ferne das Bellen eines Hundes und weiß jetzt, daß die betreffende Seele im Jenseits keine Hoffnung hat, man kehrt traurig heim und murmelt die Worte: Povera anima è dannata. Ist der Himmel im Osten wolkenlos, die Luft ohne Wind, und vernimmt man einen Eulenschrei, so weiß man, daß die Seele sich im Fegfeuer befindet, und dann ist es Zeit, Seelenmessen lesen zu lassen. Am nächsten Tage geht man in die Pfarrkirche, zahlt 1½ Frc. für die Messe, erhält eine Quittung und geht seelenvergnügt nachhause, überzeugt, daß die Läuterungszeit der povera anima abgekürzt wird. Vielleicht war jener Betrag das letzte Geld im Hause, aber was thut's? Man muß die Seele ja erlösen. — Wenn man endlich den östlichen Himmel um die genannte Zeit hell sieht, wenn man keinen Wind spürt und am Himmel ein Stern fällt (Sternschnuppe), so ist dies ein Zeichen, daß die Seele sich im „Paradiese“ befindet, welches in der Phantasie des südlichen Volkes eine sehr mohamedanische Art hat.

Im Spätherbst 1885 ward in ganz Süditalien ein außerordentlich starker Sternschnuppenfall wahrgenommen, eine prachtvolle Himmelserscheinung. Nach Volksglauben waren jene glänzenden Meteorschwärme die Seelen der in der letzten Choleraperiode

Gestorbenen, von denen man annahm, daß sie nunmehr ins Paradies gingen. Zahlreich habe ich diesen Glauben aus Volksmunde gehört und dabei vernommen, wie viel geschehen sei, um jenen povere anime die Pein des Purgatorio zu kürzen. Es bildeten sich damals in aller Form regelrechte Aktiengesellschaften, wobei jede Aktie das Anrecht auf eine Anzahl perpetuierlicher Seelenmessen gab. Wie viele Arme haben sich das Brot vom Munde hinweggespart, um so kostbare Rechte zu erwerben!

Wer den zur römischen Kaiserzeit im ganzen damaligen römischen Reich herrschenden Aberglauben kennt, findet in der oben erwähnten nächtlichen Befragung des Himmels ein Echo der Zauberkünste, welche von den römischen Totenbeschwörern beim Befragen der Abgeschiedenen zur Anwendung gebracht wurden.

An manchen Stellen Siciliens hegt man eine eigentümliche Vorstellung in Hinsicht der Milchstraße. Man hält sie für eine wirkliche Straße, welche eine abscheidende Seele zur Buße und Sühnung betreten muß. Die Pein jenes Weges ist groß, denn derselbe besteht aus lauter scharfen Schwertern über welche die Seele „mit bloßen Füßen“ dahinschreitet, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangt. Wie die Römer der Seele einen Führer, nämlich den Mercur mitgaben, so ist St. Giacomo (Jacobus) der Seelenführer auf jener peinvollen Straße.

Sollte es nicht ein Mittel geben, um von dieser qualvollen Reise befreit zu werden? Die Volksdogmatik hat ein solches ausfindig gemacht. Im südlichsten Teil Siciliens liegt auf rauhem Felsgestein hoch und einsam ein Kirchlein des St. Giacomo, ein steiler Felsenpfad führt dorthin, und wer in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli barfuß jenen Felsenpfad hinaufklimmt, dreimal an die geschlossene Thür der genannten Kirche klopft, dann einige durch den Brauch geheiligte Gebete spricht, der ist von jener Reise über die Milchstraße nach seinem Tode dispensiert.

In manchen Distrikten der südlichen Teile Siciliens ist der Glaube an jene Reise nach dem Tode so allgemein und so stark, daß ein Bezweifeln derselben als Sünde angerechnet wird, für welche bei der Beichte eine Büßung aufgelegt

wird *). Es ist also leider Thatsache, daß der Klerus in Sicilien jenen Wahn aufrecht hält.

Unter dem Namen des Manilius besitzen wir ein astronomisches Lehrgedicht aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welches auch deshalb interessant ist, weil es von dem astrologischen Aberglauben des Altertums Zeugnis ablegt und von den gedachten Wohnsitzen der niederen Gottheiten redet. Der Dichter spricht von der Milchstraße und sagt:

„Schwingen, den Göttern gesellt, dorthin sich die Seelen der Helden,
Frei von den Banden des Leibes, verlassend die niedere Erde?
Leben sie dort im Himmel, den sie durch Thaten errungen,
Jahre der Götter, im vollen Genuß unsterblicher Wonne?"

Der Dichter bejaht diese Frage und nennt nun alle Heroen, welche in dieser ätherischen Wohnung weilen, er nennt die Heroen von Hellas, die Weisen, welche im eigenen Gemüte den sicheren Reichtum besaßen, dann die Heroen Roms, voran den Erbauer Roms, der sich durch Jupiter den Himmel erwarb, endlich den Stamm der Julier, Cäsar, Augustus:

„Der julische Stamm, entsprossen der Venus,
Stieg vom Himmel herab und bevölkerte wieder den Himmel,
Welchen Augustus jetzt im Verein mit Jupiter lenket."

Wir sehen aus den angeführten Strophen, wie schon das Altertum die Milchstraße mit den Seelen der Abgeschiedenen in Verbindung brachte.

Die Erinnerung an den astronomischen Aberglauben der Römer ist keineswegs verschwunden. In der siebenzehnten Ode des zweiten Buches erwähnt Horaz das Sternbild der Wage sowie des Skorpions und nennt sie Geburtsbegleiter, welche einen schreckenden Anblick gewähren, so daß sie dem Betreffenden Unheil bedeuten. So redet man noch heute, namentlich auf Sicilien, von günstigen und ungünstigen, von freundlichen und unfreundlichen Sternen, welche einem Menschen bei seiner Geburt leuchten und meint, daß die Sterne das Menschenleben beeinflussen. Einen noch größeren

*) Pitré, Biblioteca XVI, 11 sqq.

Einfluß auf das gesamte Naturleben schreibt man dem Monde zu, wobei wir uns daran erinnern müssen, daß die Alten ihre Diana als einflußreiche Mondgöttin verehrten.

Während wir die Himmelserscheinungen bewundern und ihre Schönheit besingen, zieht es der Südländer vor, sie praktisch für die Zwecke seines ihm unbewußten Aberglaubens zu benutzen. In dieser Hinsicht dient ihm z. B. der Regenbogen. Der Landmann betrachtet die drei Hauptfarben desselben, die gelbe, grüne und rote, und sucht zu bestimmen, welche von diesen dreien in einem wahrgenommenen Regenbogen (Bogen des Noah genannt) vorwiegt. Tritt nach seiner Meinung die gelbe Farbe hervor, so giebt's eine gute Kornernte, überwiegt das Rot, so giebt's eine gute Weinernte, tritt die grüne Farbe hervor, so ist dies ein günstiges Zeichen für die Olivenernte. Ein Komet wird vom Volke noch immer als Bote von Unheil betrachtet. Die letzte Cholera folgte bald auf die Erscheinung eines geschweiften Kometen.

Siebentes Kapitel.

Am Vesuv.

„Groß ist die Diana der Epheser."
Apostelgeschichte.

Auf der weiten Hügelfläche von Lava und Asche, unter welcher Herculanum seit dem Jahre 79 begraben liegt, findet sich seit Jahrhunderten die Stadt Resina, welche nach Retina (Netz=Ort), dem Hafenplatz des einstigen Herculanum, benannt ist. Sie liegt am Fuße des Vesuv, und zwar an einer Stelle, welche den Ausbrüchen desselben stets ausgesetzt ist. Wer an einem Sommerabend von Resina auf den Vesuv schaut, hat einen feierlich großartigen Anblick. Majestätisch erhebt der in Abendfarben glühende Berg sein Haupt gen Himmel, langsam steigt die Rauchsäule, einer stolzen Pinie vergleichbar, gen Himmel, und von Zeit zu Zeit hört man ein Rollen und Donnern wie von einer in weiter Ferne geschlagenen Schlacht, während auf dem Gipfel Feuerschein emporleuchtet, der regelmäßige Atem des unheimlichen Berges. Resina ist eine volkreiche Stadt, bekannt durch eine große Zahl von Villen, welche in heißer Sommerzeit kühlen Meerhauch bieten; zahlreiche Gärten voll Wein, Orangen und Zitronen ziehen sich von da den leise ansteigenden Berg hinauf, der hier eine wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens zeigt. Die größere Zahl der Bewohner gehört ärmeren und armen Klassen an. Herculanum war in Hinsicht der Kunst eine einzigartige Stadt, wie sich derjenige leicht überzeugt, welcher die Dinge betrachtet, die man dort auf einem

kleinen Fleck ausgegraben hat. Die in Herculanum entdeckten, jetzt im Museum zu Neapel aufbewahrten Wandbilder geben uns eine Vorstellung von dem, was hellenische Malerei vermochte; die daselbst gefundenen Statuen und Büsten aus Marmor und Metall zeigen die hellenisch-römische Kunst in ihrer Blüte. Resina, die heutige Stadt, ist mit dem alten Herculanum in keiner Hinsicht zu vergleichen; es herrscht dort viel Elend, physische und moralische Verkommenheit, und zur Zeit der Cholera sind dort Dinge ans Tageslicht gezogen, die wir hier nicht berichten können, und die sicherlich dem heidnischen Herculanum unbekannt waren.

Nur in einer Hinsicht findet zwischen den zwei genannten Städten eine Beziehung statt. Herculanum besaß einen Tempel der Kybele, Resina ebenfalls, nur mit dem Unterschied, daß der Name Kybele heutzutage dem Namen „Madonna“ gewichen ist*). Als die Einwohner von Herculanum jenen Tempel bauten, ward der Vesuv seit undenklichen Zeiten als ein erloschener Krater angesehen, und man bedurfte also hinsichtlich des Schutzes keiner Gottheit. Die heutigen Bewohner bedürfen eines Schutzes und nach ihrer heidnischen Anschauungsweise einer speziellen Schutzgottheit, wie sich in allen Vesuvorten eine Spezialgottheit für diesen Zweck findet. Die Madonna versieht in Resina seit undenklichen Zeiten diese Stellung. Wohl schien es, als wäre ihr Ansehen durch andere Madonnen etwas gesunken; aber seitdem Resina von der Cholera heimgesucht ward, ist ihr Ansehen wieder im Wachsen begriffen.

Die stattliche Fahrstraße, welche zum Observatorium des Vesuv hinaufführt, bringt uns durch Resina, wo wir bald zu einem breiten Platz, genannt Pugliano (der Apulische), gelangen, welcher eine ansehnliche Kirche zeigt. Letztere ist die Behausung der Madonna di Pugliano, welche an die Stelle der Kybele getreten ist. Ihre lebensgroße, in steife Prachtgewänder gehüllte Figur steht hinter Glas hoch über dem Altar; jeder sieht sie, wenn er in die mit breitem Atrium versehene dreischiffige, gänzlich modernisierte Kirche tritt. Eine riesenmäßige Marmortafel meldet durch

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter.

eine endlose lateinische Inschrift die Thaten der Madonna, erwähnt insbesondere, daß sie gegen jeden Ausbruch des Berges, gegen Lava, Asche, Feuer und Lapilli schützt, und daß sie (nämlich die Statue) im Jahre 1875 unter großartigen Festlichkeiten auf Befehl des Papstes mit goldener Krone gekrönt wurde, eine Belohnung für die seit Jahrhunderten geleisteten Dienste. Aber wenn die Madonna di Pugliano so vielseitiger Leistungen fähig ist, warum dann noch eine die Andacht und die Andächtigen (Devoti) verwirrende Zahl buntbemalter oder buntbekleideter Santi in die Kirche stellen? Wir finden dort z. B. die heilige Filomena, welche stets als bleiche Wachsfigur, bunt umhüllt, in einem Glassarge liegend, dargestellt wird, zur Gesellschaft aber einen Zwergengel bei sich hat, der mit leisem Schritt sich ihr nähert und ihr Haupt mit Rosen bekränzt. Die Märtyrerin Filomena ist in Campanien eine vielbesuchte Heilige, von der sich seltsame Dinge berichten ließen, aber sie vermag doch nicht gegen die Madonna di Pugliano aufzukommen. Wir finden dort ferner die lebensgroße Gestalt der Madonna addolorata im Trauerkleide, mit schmerzvollen Zügen, sieben Schwerter im Herzen. Die Addolorata ist natürlich eine besondere Madonna, die ihren besonderen Kultus, ihre besonderen Verehrer (Devoti) hat, sich also im Volksbewußtsein streng von der Madonna di Pugliano unterscheidet. Wir sehen ferner den Bambino, stehend in einem Glaskästchen, die Rechte zum Segnen erhoben, die Brust mit einer seidenen Schärpe geziert. Auch der Bambino ist ein vielgesuchter Santo; aber weder er noch die Genannten, denen sich noch manche andere hinzufügen ließen, erreichen die hoch oben über dem Altar thronende Majestät der Madonna di Pugliano, welche ihr Kind so sehr unter goldgestickten Gewändern verbirgt, daß man kaum mehr als das zur Mutter aufschauende Haupt desselben erblickt. Im Atrium der Kirche erblicken wir mehrere an der Wand befindliche Marmortafeln und auf denselben päpstliche Ablaßverfügungen, die älteste von Gregor XIII. Die Kirche ist nämlich mit großen Ablaßschätzen seit Jahrhunderten ausgestattet, und Gregor XIII. hat besonders drei Tage im Jahre in dieser Hinsicht ausgezeichnet, den 1. März, Ostern und den 15. August.

Seit Jahren schon macht sich dieser Madonna gegenüber eine Konkurrenz fühlbar. Nicht weit von Resina liegt Scafati, wo als spezielle Schutzgottheit die Madonna mit reichen Gaben, vielen Gelübden und pomphaften Festen ebenso verehrt wird, wie Venus in Pompeji oder Athene in Athen. Zwischen der antiken und modernen Verehrung ist ein Unterschied nicht zu entdecken. Scafati denkt ähnlich, wie wir in einer Elegie des Solon lesen:

„Wird uns die Stadt niemals hinsinken doch, während Kronions
Schicksal noch und die Huld ewiger Himmlischen gilt,
Also ja hält hochherzig des schrecklichen Vaters Erzeugte,
Pallas Athene, den Arm drob zu beschirmender Hut."

Hören wir über die Madonna von Scafati und andere Madonnen Stimmen aus der Kirche selbst.

Wir verweisen auf zahlreiche Nummern der Zeitung „La Campana", welche in Scafati zweimal wöchentlich erscheint. — Hier wird der Ruhm der dortigen Madonna gesungen. Wir lesen: Festa della Protettrice: „Die trionfale processione mit der Statue unserer Madonna währte von 9—3 Uhr, auch der Bürgermeister folgte trotz Sonnenhitze. Bei den Fabrikgebäuden ward Halt gemacht, und von einem Gerüst sah man zwei allerliebste Engel niedersteigen, welche zu den Füßen der Madonna 150 Lire als Gabe niederlegten, wie man ähnliche Gaben auch in den anderen Teilen der Stadt der Madonna überreichte."

Nicht weit von Scafati wohnt die durch ihren Wunderteich berühmte Madonna dei bagni. In einer vom Kanonikus Tortora verfaßten Schrift heißt es von den dieser Madonna geschenkten Exvotos: „Diese Weihegaben sind redende Denkmäler (monumenti parlanti) der Gnadengaben (favori), welche Maria ihren divoti zuteil werden ließ", S. 13. — Von den letzteren lesen wir auf S. 14: „Ganze Tage hindurch hört man in jenem Tempel Gebete, Weinen, Danken, Loben. Oft wird der Lärm der Massen, die im Tempel sind, durch lautes Geschrei der einsam Flehenden, oder durch lautes Lobpreisen der Begnadigten unterbrochen, Maria aber teilt allen Wohlthaten aus."

Wir nehmen eine dritte Schrift: Geschichte des insigne Santuario di S. Maria a Parete, Regina della Vittoria in Liveri

di Nola, gedruckt Neapel 1860. Wir lesen in der Einleitung, daß dies Heiligtum zu den berühmtesten des Orbe cattolico gehört, weil die Regina del Cielo e della Terra dort erschien. Dies geschah, wie wir im ersten Kapitel jenes Buches lesen, anno 1514 am 12. April. Die Madonna erschien der Hirtin Autilia Scala, bezeichnete die Stelle, wo man ihr Wunderbild finden werde, verlangte den Bau eines Tempels und drückte ihre fünf Finger auf die Wange jener Hirtin, wo zur Bekräftigung Strahlen zurückblieben (S. 3). Der ungenannte Verfasser beruft sich zur Bewahrheitung seiner Erzählung auf ein Breve apostolico des Papstes Leo X. vom 22. April 1519, sowie auf ein solches von Pius IX. vom 29. Juli 1859, insbesondere auf die vielen Ablaßschätze, welche diese Kirche besitzt (S. 5). Wir erfahren aus dem Buch, daß man diese Madonna auch in Hindostan verehrt, wohin man ihre wunderthätigen Medaillen gebracht hat. — Wir erfahren S. 17 ff., daß alljährlich am zweiten Sonntag nach Ostern eine Prozession stattfindet, indem man die Statue der Madonna von Liveri nach Nola trägt, wo man die „Mutter" glänzend empfängt. Ich bemerke, daß diese Prozession noch jetzt stattfindet. Als ich dieselbe im Sommer 1888 sah, war sie der Cholera wegen aufgeschoben. S. 19 lautet eine bemerkenswerte Stelle: „Die Prozession ist ergreifend wegen der Statue der Jungfrau, an deren Füßen zahlreiche goldene und silberne Voten aufgehängt sind, um zu zeigen, daß sie die Verteilerin (dispensatrice) der Gnadengaben ist." Mehrfach wird sie auch die Schatzmeisterin (tesoriera) der Gnaden genannt. Darauf weist die Überschrift an der Kirchenthür: „Alma Parens Virgo, et mundi titubantis asylum, pro populo Christi porrige, quaeso, preces *)."

Von S. 24—129 jenes Buches kann jeder, der dessen fähig ist, die Zeit besitzt und beim Lesen keine Übelkeit empfindet, von den Wundern lesen, welche das vielgenannte Wunderbild gewirkt hat. Die Wunder sind (S. 24) innumerabili und portentosi. Diese Partie des Buches ist natürlich die Hauptsache, die Reklame.

---

*) Segenspendende jungfräuliche Mutter, Asyl der wankenden Welt, bringe Gebete dar für das Volk Christi.

Man liest in vielen Zeitungen die Wunder = Wirkungen der Revalenta arabica, des Malz-Extraktes und gewisser Barterzeugungs-Mittel. Warum sollte man nicht für ein Wunderbild der magna mater Reklame machen? — Eine bemerkenswerte Stelle (S. 28) lautet: „Der Kanonikus erteilte den Rat, man möge sich an das Wunderbild der Madonna della vittoria in Liveri wenden und geloben, jeden Sonnabend zu fasten.“ Wir lesen auf S. 24 bis 129, daß sogar Kopieen jenes Bildes und „Kärtchen“ der Madonna genügen, um Wunderheilungen zu wirken. Ein Mann mit Krebs-wunden am Bein kommt zur genannten Madonna, man legt eine Kopie des Wunderbildes auf die von Würmern wimmelnden Stellen und siehe da, die Würmer fallen sofort tot zu Boden, die Schmerzen weichen, in 24 Stunden ist der Kranke vollkommen gesund, perfettamente sano. S. 40. Auf S. 103 lesen wir, daß die Madonna von Liveri diejenigen besonders begünstigt, welche ihr abitino eine Art Skapular, tragen, dem ähnlich, welches die Madonna anno 1254 dem Simon Stock auf dem Karmel vom Himmel nieder reichte. Wir erfahren, daß Ehefrauen in schwerer Stunde dies abitino anziehen. Demselben Zweck dienen (S. 104) auch die Kärtchen der Madonna.

Damit wir nun bei Lektüre der Heilungswunder uns nicht langweilen, bietet unser Buch S. 117 eine kleine Abwechselung. „Eine bescheidene namenlose Jungfrau, die nicht genannt sein will, las das Buch der Wunder der Madonna von Liveri. Plötzlich hörte sie in dem Buch ein Geräusch, blätterte, fand das Bild der Mutter Gottes und — — o Wunder, an demselben fünf helle Wassertropfen. Sie wollte dieselben abwischen, da — — o Wunder, das Bild schüttelte das Haupt und ein wunderbarer Geruch ging von dem Bilde aus. Dasselbe geschah drei anderen Frauen, die alle glaubwürdig sind.“ Wir erinnern hier an Äneis I, 402, wo es von der Venus heißt:

„Den ambrosischen Locken entatmete süß von dem Scheitel
Göttlicher Duft.“ — — —

Die Madonna von Liveri hat endlich eine Specialität aufzu-weisen. Als ihr Bild wunderbar gefunden wurde, fand man zu-

gleich eine Glocke, welche die Kraft besitzt, durch ihren Ton Stürme und Unglück zu vertreiben (S. 3). Das Buch läßt sich auf nähere Untersuchung nicht ein. Es liegt am Tage, daß die heilige apostolische römische Kirche mit solcher Glocke die Wunder des römischen Heidentumes besiegt! Diese Glocke hat einen Poeten zu einem Hirtenliede begeistert, welches dem erwähnten Buch angehängt ist. Der erste Vers sagt, daß Maria durch jene Glocke Gewitter vertreibt, der zweite, daß sie Hagelwetter unschädlich macht, der dritte, daß sie ein krankes Schaf heilt, der vierte, daß sie die bösen Geister, welche den Sturm bringen, verjagt, der fünfte, daß sie Freude und Lust in der Natur hervorbringt. So dachten sich die heidnischen Römer das Wunderwirken der Venus. Der Refrain lautet stets: Suona, suona, campanella, che disperdi la procella.

Wir verweisen ferner auf die in Neapel 1882 erschienene Schrift: Geschichte des antico ed illustre santuario di Santa Maria dell' Arco, zweite Auflage, verfaßt von Padre Sammartino, Rektor des Santuario. — Dies Heiligtum hat eine Geschichte von 400 Jahren hinter sich. Kap. I genannter Schrift beginnt: „Vierhundert Jahre der Ehren und Triumphe zählt dies Heiligtum. Seit vierhundert Jahren spendet dies glorifizierte Bild seinen Verehrern Gnadengaben und Wohlthaten“ (quella immagine glorificata dispensa ai suoi veneratori grazie e benefizi). An mehreren Stellen dieses Buches wird uns die schätzenswerte Mitteilung, daß alle Wunder dieser Madonna registriert werden, deshalb heißt es im Vorwort, daß man seine Zuflucht nimmt alla sacra Immagine, che si venera nel Santuario. Wir sehen, daß man in der römischen Kirche dieselbe abgöttische Verehrung mit den Bildern treibt, welche das römische Heidentum mit seinen Götterbildern trieb. Die Wunder der gran Madre dell' Arco werden im dritten Kapitel erzählt, welches überschrieben ist: Patrocinio di Maria sant. dell' Arco. „Ist die generosa Regina die freigiebige Spenderin von Gnadengaben für alle diejenigen, welche sich ihr empfehlen und mit Voten in sie dringen? Wer so fragt, dem zeigen wir alle Aufzeichnungen, die in den Archiven des Heiligtums verwahrt werden, alle Votivbilder, alle Voten in

Wachs und in Silber, alle Namen, Daten und Beweise der Gnadenspenden unserer Madonna. Ihr Tempel ist gänzlich mit Voten bedeckt, alle Mauern, alle Pfeiler sind voll, welch eine Riesenchronik!“ Unser Verfasser teilt die Wunder der gran Madre di Dio in mehrere Kategorieen: Kranke, Blinde und Taube, Rettung aus Gefangenschaft, Rettung aus Feindeshand, Verleumdete, Rettungen in Gefahr, Besessene. Wunderbar großartig zeigte sich die Madonna anno 1675, wie wir auf S. 37 lesen, denn am 25. März erblickte man auf ihrem Antlitz schimmernde Sterne. Dies war ein glorioso portento, welches viele Kirchenfürsten schauten, unter ihnen der nachherige Papst Benedikt XIII. Natürlich ward durch dies portento der Ruhm der Madonna dell' Arco in aller Welt verbreitet. — Wir zweifeln nicht an der Wahrheit einer Nachricht, die uns auf S. 53 genannten Buches begegnet: „Die Lithographie ermüdet ihre Steine, indem sie das teure Bild der Madonna dell' Arco reproduziert, im Jahre 1873 wurden 41 500 Bilder hergestellt und verteilt. Tausende und Abertausende von gesegneten Medaillen kamen ebenso in die Hände der Devoti.“ Am Schluß des Buches werden der magna mater folgende Namen gegeben:

„Mater Christianorum,
Arca Universorum,
Regula Viatorum,
Iaculum Inimicorum,
Advocata Peccatorum.“

Man nehme die ersten Buchstaben, so hat man den Namen Maria.

Daß nun zwischen den verschiedenen Heiligtümern Brotneid besteht, erhellt aus folgenden, der Campana del Mezzodi entlehnten Sätzen: „Viele, welchen der Glaube mangelt, meinten, es sei mit der Madonna dei Bagni vorbei und das benachbarte Heiligtum der Madonna di Pompeji hätte gesiegt, aber diese wurden glänzend durch das letzte Fest widerlegt, als sich eine Anzahl von Pilgern bei dem Wunderteich der Madonna, der Regina dell' universo, einfand, wo die Voten in Wachs und in Kleidern, in Gold und Silber den besten Beweis für das Patrocinium der großen Diva bieten. Die Zweifler standen da mit offenem Munde.

Im Tempel der Madonna di Pompeji erscheint die vornehme Welt, der Cultus ist dort mehr aristocratico, als popolare, im Tempel der Madonna dei Bagni erscheinen alle, Hohe und Niedrige, hat doch soeben die Herzogin von Cassano der letztgenannten Madonna einen kostbaren Teppich geschenkt."

Wir haben gesehen, wie ein Heiligtum mit seiner speziellen Madonna sich vor den anderen hervorzuthun bestrebt ist. Gerade in diesem Heiligtum, gerade vor diesem Bilde ist Heil zu erwarten, Rettung, Wunder zu hoffen. So tönt die Stimme aus jedem der Heiligtümer dem Volke entgegen. Ein Heiligtum ruft: Kommt hierher, denn hier hat die Madonna seit vierhundert Jahren geholfen. Ein zweites ruft: Kommt hierher, denn hier ist ein neues Heiligtum, die Madonna hat es eben erst zu ihrem Lieblingssitz erkoren. Ein drittes ruft: Kommt hierher, denn hier sind die großartigsten Wunder geschehen! — Ein viertes posaunt: Kommt zu mir, denn das Wunderbild hat sein Wunderleben oft offenbart! — Wer diese Zustände kennt und sieht, dem ist nicht zweifelhaft, was nach Begriffen der römischen Kirche die heiligsten Dinge in der Religion sind, der versteht aber auch den Grund der Thatsache, daß das Volk von verschiedenen Madonnen redet. Die Kirche thut es ja auch, indem sie ein Madonnenbild als besser, wirksamer, wunderkräftiger, als das andere, bezeichnet. Die weibliche Gottheit, Madonna genannt, teilt sich in verschiedene Gottheiten, in denen uns die Attribute und Funktionen der antiken Gottheiten entgegentreten, so daß wir in der Madonna bald die magna mater, bald die Venus, die Diana, die Ceres, Juno 2c. wiederfinden. Daß ein solcher Polytheismus in der römischen Kirche existiert, wird uns bestätigt in einem Buch, worauf wir uns ebenfalls beziehen. Es heißt: Storia del nascente Santuario di Pompeji, verfaßt von dem Advokaten B. Longo, Neapel 1885. Dieser eifrige Katholik berichtet auf Seite 5 und 6: „Eines Tages fragte ich eine Frau: Wißt Ihr nicht, daß die Madonna, die Mutter Gottes da ist, der zu Ehren wir den Rosenkranz recitieren? Die Frau sagte: ‚Gnorsi (Si Signore) aber wir im Thale von Pompeji haben ihn nicht.‘ — Ich fragte: Wo meinst du denn, daß die Madonna sich befindet? Die Frau antwortete: ‚Ich kenne

nur sieben Madonnen, welche sieben Schwestern sind, die Madonna dei Bagni in Scafati, die Madonna von Annunziata' u. s. w. So fuhr die Arme fort, glaubte also, daß ebenso viele Gottesmütter vorhanden seien, als Titel derselben und Feste, welche die genannte alljährlich in ihrer Nähe feierte."

Ein bekannter Kirchenhistoriker nennt die Individualisierung der mit ihren Bildern identifizierten Madonnen „Annäherung an das Heidentum". Richtiger würde es heißen: Wirkliches, wahres Heidentum.

Die gefährlichste Konkurrenz hat sich neuerdings auf dem Boden des alten Pompeji erhoben, wo eine Madonna aufgekommen ist, die sogar Lourdes Konkurrenz macht. Der Papst hat die Madonna di Pompeji unter seinen Schutz genommen und so viel für sie gethan, „daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt".

Resina fürchtet die Madonna von Pompeji nuova nicht. Diese Konkurrenz hat der Madonna di Pugliano genützt; ihre Devoti haben sich aufgerafft, ihre Feste erhielten neuen Glanz, die Kosten für dieselben wurden ohne Mühe aufgebracht. Auch das hohe Alter, der längst bewährte Schutz dieser Madonna fiel im Vergleich mit anderen jüngeren Madonnen schwer ins Gewicht, kurz, Resina fürchtet mit seiner Madonna keine Konkurrenz, und bei der letzten Cholera hat sie sich als wahre Mutter gezeigt. Allerdings dauerte diese Pest, von unglaublicher Unreinlichkeit der Stadt unterstützt, etwas lange, aber endlich hat die Madonna doch geholfen, als man ihr schließlich die Ehre einer Prozession gab.

Im Jahre 1887 war es, als wiederum die Cholera drohte, als wiederum die „verdächtigen Fälle", die Casi sospetti, von Mund zu Mund gingen, und man in Resina einer erst kurz vorhergegangenen Zeit gedachte, in welcher die Totenwagen rastlos durch die Straßen rollten und die schmutzigen Höfe, die übelriechenden Gäßchen und Gassen das Echo wilder Totenklagen zurückgaben. In jener Zeit, heiße Sommertage waren es, sah man in allen Vesuv-Städten riesengroße Plakate an den Straßenecken, deren Überschrift zeigte, um was es sich handelte. Man las: „La Madonna die Pugliano". „Der schönste Tag des ganzen Jahres sowohl für den katholischen Erdkreis als speziell für Resina ist der

15. August. Uralt ist die Verehrung für die grande eccelsa, incomparabile Madre di Dio, welche seit undenklichen Zeiten sich in Resina befindet und dort den Titel trägt: Madonna di Pugliano. Das Fest dieser im Jahre 1875 gekrönten Madonna wird in diesem Jahre einen großartigen Charakter annehmen". Die Anzeige machte dem Publikum bekannt, daß eine neuntägige Andacht (Novenario) dem Hauptfest vorangehen werde; ferner, daß zur Beleuchtung der Kirche und des Platzes 45000 bunte Lampen dienen sollten. Dann wurden die rinomati sacri oratori genannt, welche auf der Kanzel das Lob der Madonna verkündigen würden. Ebenso erfuhr man das Nötige über die grande orchestra, über die Pontifikalmesse, über Volksbelustigungen und über das alle Erwartungen übertreffende Feuerwerk. Der Schluß der Anzeige lautete: „Herbei, ihr Devoti! Herbei, um die von den Päpsten bewilligten Indulgenzen zu erlangen. Betet zur Regina dell' Universo, die stets die Bekämpferin aller Häresie war; betet, daß sie euch erhalte in der fede cattolica, worin allein alles Heil erlangt werden kann."

Resina ist von Neapel fast zwei Stunden entfernt und mit letzterem durch eine ununterbrochene Reihe von Städten verbunden. Am Hauptfesttage vorigen Jahres war der größere Teil der Heerstraße festlich geschmückt, und je näher Resina, desto größer der Lärm und das Gedränge. Wagen aller Art, stets in scharfem Trabe, mit Fahnen und anderem Schmuck, die Pferde mit Federn und Blumen versehen, kamen in Masse; der Weg war mit denselben bedeckt. In Resina vermochte man kaum das Gedränge zu durchschreiten, und der Lärm vor der Kirche auf dem weiten Platz war unerträglich. Hier war, wie üblich, das ärgste Markttreiben, wie es bei allen großen Festlichkeiten seit heidnischen Zeiten bis auf diesen Tag sich erhalten hat. Auf und nieder schritten Musikbanden mit Pauken und Trompeten; Waren aller Art wurden durch alle möglichen lärmvollen Mittel der Aufmerksamkeit der Käufer nahe gebracht, bald durch Geschrei, bald durch Trommeln, bald durch mißtönende Trompeten. Eine gute Ernte hatten die Verkäufer von Bildern der Madonna, aber was für Bilder! Stück für Stück kostet einen Soldo die kleinen, zwei Soldi die

großen. Es giebt Bilderfabriken, in welchen diese Machwerke hergestellt werden. Man kauft Bilder dieser Art und befestigt sie (ohne Rahmen) an der Zimmerwand, wo dieselben natürlich kaum ein Jahr aushalten. Dies ist der Grund des Massenabsatzes bei einem jeden Fest. Der größte Teil der Marktwaren bestand in Genußmitteln aller Art; bunte Zelte boten dem Durstigen und Hungrigen das Nötige. Ein Blick auf die Kirche aber zeigte ein beständiges Aus- und Einströmen der Festgenossen. Drinnen gab es viel zu bewundern. Hatte doch in diesem Jahr die Stadtkasse für die innere Ausschmückung der Kirche mehrere tausend Lire verausgabt; war doch der Madonna von reichen Einwohnern ein neues Prachtgewand geschenkt, mit goldener Stickerei versehen in der casa santa dell' Annunziata, dem Findelhause Neapels, wo heranwachsende Mädchen die Kunst der Goldstickerei erlernen. Die seidenen, mit Goldborden versehenen Draperien bedeckten Pfeiler und Wände der Kirchenhallen und ein Chor von Opernsängern begleitete den Vesperdienst.

Nach uraltem Herkommen verläßt die Madonna die Pugliano ihre Kirche selten und nur bei außergewöhnlichen, besonders wichtigen Veranlassungen. Eine solche lag vor: die drohende und in Resina kaum wegzuleugnende Cholera. Der große Augenblick nahte! Kopf an Kopf stand auf dem weiten Platze die Menschenmasse; alle Häuser, alle Dächer, alle Balkone waren besetzt; vor der Kirche hatten sich drei Musikbanden aufgestellt. Da plötzlich Stille auf dem weiten Plan. Die Glocken beginnen ein feierliches Geläute, von allen Kirchen nah und fern geschieht nach verabredeten Zeichen dasselbe, weit offen stehen die Pforten der Kirche, wohin sich aller Blicke richten, und jetzt erscheint sie im Freien, die majestätische Himmelskönigin, getragen auf den Schultern von acht Männern, welche diese Ehre bei öffentlicher Versteigerung mit Geld, also mit dem höchsten Angebot, bezahlt haben. Die goldene Krone schimmert auf ihrem Haupte; es glänzt die Goldstickerei ihres Gewandes; sie hält an, man sieht ihr leichtes Verneigen gegen die Masse ihrer Verehrer. Den Jubelton der harrenden Menge zu beschreiben, welche die erscheinende Madonna mit Rufen, Schreien, Schwenken der Fahnen und Tücher begrüßte, ist unmöglich. Wer

solchen Ton, richtiger solche Töne, einmal hörte, möchte sie niemals wieder hören. Die Madonna setzt sich in Bewegung. Da, ohne Aufforderung, wirft sich die gesamte Menschenmasse auf die Kniee! Wiederum Stille, nur unterbrochen von dem Triumphmarsch der Musikanten. Die Menge erhebt sich, stürzt aber wieder auf die Kniee. Die aus der Menge zur Madonna sich wendenden Rufe wandeln sich hier und da in Schreien und Flehen; der Fanatismus glühender Andacht steigt rasch einen Grad nach dem andern. Weiber lösen knieend das langwallende Haar, recken die Arme empor, schreien und heulen. Man sieht Weiber, welche ihr Gewand zerreißen und unter lautem Schluchzen sich niederwerfen, um dann in wilder Erregung wieder aufzuspringen. Die Glocken läuten, die Trompeten schmettern, die Menge schreit, lärmt, kniet, erhebt sich, jubelt dann wieder — und feierlich ernst erhebt sich dort der majestätische Vesuv, von glühendem Abendlichte umflossen.

Achtes Kapitel.

Mutter und Kind.

„Wir haben die Isis in die Tempel gebracht."

Suetonius.

„Hold ist die Mutter den Frauen, hinwallen zur Mutter die Scharen.
Zierliche Blüten zum Schmuck windet ums eigene Haupt.
Blumen der Göttin geweiht, die Göttin erfreut sich an Blumen."

(Ovid Fasti III, 251.)

Mit diesen Strophen erwähnt der Dichter ein hochheiliges Frühlingsfest der römischen Frauenwelt, welches am 1. März gefeiert wurde.

„Wieder ergrünen am Baum die vom Frost geschorenen Äste,
Zärtlichen Reben entquillt saftig aufs neue der Keim.
Auch das üppige Grün, das lang im Verborgenen weilte,
Fand auf heimlichem Pfad wieder zum Lichte den Weg,
Fruchtbar sprosset die Au." — — — —

Jenes Fest galt der Juno Lucina, einer Nationalgottheit Italiens, der gepriesenen, mit Gaben und Gelübden angerufenen Beschützerin des Frauenlebens. Juno Lucina hatte am 1. März — so hieß es — den Mars geboren und ward von den Frauen als Geburtsgöttin betrachtet. Dem ehelichen Glücke, besonders dem Kindersegen, galten die Opfer, welche man bei der erwähnten Feier der „Matronalia" darbrachte, an denen nur Ehefrauen und unbescholtene Jungfrauen teilnehmen durften. Vom Tempel der Juno Lucina war bereits in unserem zweiten Teil (Kap. 6 Die

neue Juno) die Rede, im vorstehenden Kapitel wendet sich unsere Aufmerksamkeit den bildlichen Darstellungen derselben zu. Man sieht auf Münzen ihre mit dem Schleier der Matrone versehene Gestalt, in der rechten Hand eine Blume, in der linken Hand ein Kindlein*).

In den verschiedensten Distrikten Süditaliens sah ich eine dieser Juno ähnliche Gestalt, die Madonna del Rosario. Ihre Statue findet sich in den meisten Kirchen, wo man sie für gewöhnlich in einem Glasbehälter erblickt, den sie zu Anfang Oktober für einige Wochen verläßt, um zunächst in einer Prozession zu glänzen und dann bis zu Ende des genannten Monats im Schiff der Kirche unter einem Baldachin, von Blumen und Strahlen umgeben, zu thronen. Nicht immer entspricht ihre Kleidung der neuesten Mode, es ist sogar gewöhnlich, ihr einen Reifrock anzuziehen, eine Sitte, die jenen Jahren entstammt, als Paris diese Mode aufbrachte. Jedesmal aber zeigt ihr Kleid eine gewisse Pracht, Stickerei in Gold und Silber, auch fehlt es ihrem Hals selten an Perlen, oft sieht man sogar an den Ohren Goldschmuck. Je weniger sie der Mode entspricht, desto mehr ist sie nach dem Typus der Juno Lucina gebildet, denn in der rechten trägt sie eine Blume und auf der linken ein Kindlein, letzteres mit buntem Kleid und mancherlei Schmuck versehen. Ist diese Ähnlichkeit eine zufällige?

Dieselbe Stellung, welche Juno zum weiblichen Leben einnahm, hatte Hera bei den Griechen, die infolge dessen bisweilen mit einem Kinde an der Brust**) dargestellt wurde, ebenso wie man dies bei Madonnenbildern nicht selten sieht. Am deutlichsten tritt dies z. B. bei der Madonna in Pozzano hervor, wo ein wunderthätiges Bild dieser Nachfolgerin der hellenischen Himmelskönigin gezeigt wird. Besagtes Bild ward in einem Brunnen gefunden (pozzo-Brunnen), wo es sein Dasein dnrch Lichtstrahlen verriet. Obgleich es dort Jahrhunderte gelegen, blieb es doch wohlerhalten, ein Umstand, der freilich schwer ins Gewicht fällt, wenn man bedenkt, daß das Bild auf Leinwand gemalt ist. Fischer

*) Preller, Römische Mythologie, S. 244.

**) Preller, Griechische Mythologie, I, 139.

hatten in einer Nacht jene Strahlen gesehen und eine Erscheinung der Madonna erlebt, welche sie dreimal, zuletzt mit Drohungen ermahnte, ihr Bild an dem Ort jenes Wunderlichtes zu suchen. Endlich gehorchten sie und zeigten die Sache dem Bischof an, die Ausgrabung erfolgte und in der bewußten Cisterne fand sich das Wunderbild. Also geschehen im zwölften Jahrhundert. An genannter Stelle entstand eine Kirche, die vor vierhundert Jähren einem Prachttempel gewichen ist. Derselbe liegt auf einer Höhe unweit des heutigen Castellamare und war Jahrhunderte hindurch ein berühmter Wallfahrtsort, „wo die Tauben hörend, die Stummen redend, die Blinden sehend, die Lahmen gehend, überhaupt Kranke aller Art gesund wurden, und so viele Pilger aller Stände sich einfanden, daß man dort ein Haus für dieselben bauen mußte *).“ Von jenem Bilde behauptet die „Kirche“, daß dasselbe schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums verehrt worden, dann aber zur Zeit der Bilderverfolgung in einer Cisterne (pozzo) geborgen sei, „bis es dem Allmächtigen gefiel, es seinen (des Bildes) Anbetern (adoratori) wiederzuschenken **).“ So sagt Riccardi in seinem von der Kirche approbierten Werk (IV, 40). Noch immer betrachtet die Umgegend von Castellamare jenes Bild als himmlischen Schatz, „celeste tesoro“ und namentlich am zweiten Ostertage sieht man viele Pilger zu den Füßen der Himmelskönigin (celeste Regina), welche sitzend, mit rotem Kleid und blauem Mantel, ihr Kindlein säugend (also wie die erwähnte säugende Hera) dargestellt ist. Obgleich es schlechterdings unmöglich ist, diesem Bilde ein höheres Alter, als etwa vierhundert Jahre beizulegen, bleibt doch die Kirche wider besseres Wissen bei ihrer Behauptung eines Alters von eintausendvierhundert Jahren und hält die Lüge von der Bildauffindung als historische Wahrheit aufrecht. Ihre Losung lautet: „Nichts lernen und nichts vergessen.“

---

*) Riccardi, Storia dei Santuari, IV, 41. — Ruggieri, Storia dell' immagine di S. Maria di Pozzano.

**) Der Satz lautet: Sino che piacque all' Altissimo, di ridonarla (gemeint ist das Bild, immagine) all'amore dei suoi antichi adoratori. Hier wird also von der Kirche die in ihren Bekenntnisschriften verbotene Bilderanbetung gelehrt.

Neben der Hera stand bei den Griechen die Aphrodite, nicht nur als Herrin himmlischer Heerscharen oder „himmlische Jungfrau", sondern auch als die Göttin des weiblichen Lebens, so fern es in der Ehe seinen Beruf erfüllt. Bei allen Verlöbnissen und Hochzeiten ward sie angerufen. Kein Wunder, daß man ihre figürliche Darstellung viel begehrte und auch billige Figuren für den Hausbedarf und die wenig Begüterten hergestellt wurden. Wenn uns in der Apostelgeschichte von dem Goldschmied Demetrius erzählt wird, daß er für den Bedarf der zum Heiligtum der Diana Pilgernden arbeitete, also sicherlich auch Figuren dieser Göttin anfertigte, so wissen wir, daß bei anderen Tempeln ähnliche Künstler resp. Handwerker nicht fehlten, deren billigste Waren in kleinen Thonfiguren der Götter bestanden. Zahlreiche Thonfiguren der Aphrodite haben sich erhalten, man hat sie auf Knidos, einem Hauptsitz des Aphroditekultus, gefunden, vielfach auch in Athen, Syrien, Bagdad, Kyrene, der Krimm u. s. w. Unter diesen Figuren sind viele, welche die Aphrodite, die Ehegöttin, mit einem Kinde auf dem Arm darstellen*). — Zahllos, wie jene Thonfiguren einst waren, sind jetzt in Italien und anderen Ländern die Bilder der Madonna, dieser vorzüglich von den Frauen in den wichtigsten Lebensangelegenheiten angerufenen Gottheit**). Diese gütige Mutter, die besonders den Mutterberuf überwaltet, wird mit dem Kind auf dem Arm dargestellt und Millionen von Bildern und Statuetten dieser Art finden sich in den Häusern. Wir haben im zweiten Teil die heutigen Hausgötter kennen gelernt und gesehen, welche bevorzugte Stellung die Madonna unter denselben einnimmt. Im heutigen Neapel arbeitet mehr als ein „Demetrius" für das Bedürfnis der Gläubigen, um Kirchen und Häuser mit den Figuren der römisch-katholischen Aphrodite zu versehen. Zahllos sind allein schon die Votivbilder, welche Rettungen aller Art, auch in Sturmesnot darstellen und auf denen über dem

---

*) Siehe Friedländer, Sittengeschichte Roms, III, 179.

**) Ich verweise auf unseren zweiten Teil, Kap. VI: Die neue Juno; Kap. IV: Die große Mutter; Kap. XV: Die Himmelskönigin, sowie auf den Anhang zu jedem der genannten Kapitel.

bedrohten Schiff die niederschwebende Madonna, auf ihrem Arm das Kind, dargestellt ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Madonna, wie Aphrodite, das Meer beherrscht. Die kleinen Thonbilder der Aphrodite von Knidos wurden von den Schiffern mitgenommen und galten als wunderthätig in Sturmesnot*), dasselbe gilt heute von Bildern der Madonna.

Selten besucht und wenig bekannt ist das Museo Campano im heutigen Capua. Mir war dasselbe lehrreich, insofern dasselbe einen Beitrag zur Geschichte der Entstehung der Madonnenbilder liefert. In ganz Campanien ward einst die Venus mit dem Prädikat „Felix“ verehrt und in solcher Eigenschaft als die Gottheit des Kindersegens angerufen. Die Venus ward überhaupt in ältester Zeit als diejenige Göttin angesehen, welche ihre Macht im Frühling offenbart, wenn sich alles erneuert, keimt und sprießt, weshalb man ihr den Monat Aprilis (aprire öffnen) weihte, „weil sich dann die Erde von neuem öffnet und Halme und Blüten sich ans Licht drängen.“ — Im obengenannten Museum befinden sich zahlreiche kleine Thonfiguren der Venus Felix, dargestellt mit einem Kindlein auf dem Schoß, oder auf dem Arm. Unter den in Pompeji gefundenen, im Nationalmuseum Neapels aufbewahrten Thonfiguren befindet sich ebenfalls eine solche Darstellung. Ich wandte mich vor Jahren beim Anblick dieser Figur an einen Aufseher mit der Frage, was diese Figur darstelle und erhielt zur Antwort: „Das ist die Madonna der alten Pompejaner.“ Die antiken Bewohner Capuas hatten in den Tempeln ihrer Venus aber nicht nur kleine, sondern auch große Figuren, unter letzteren befindet sich ebenfalls eine große Anzahl im erwähnten Museum daselbst. Ich sah lebensgroße weibliche Figuren, mütterliche Gestalten, von denen eine jede mehrere Wickelkinder, die eine sogar zehn, in ihren Armen hält. Diese sitzenden, lebensgroßen Gestalten, nebeneinander in Reihen aufgestellt, aus Tuffstein ziemlich roh gearbeitet, bieten einen seltsamen, ja komischen Anblick. Man denke sich eine Mutter mit einem Dutzend Babys auf den Armen! Mir ward in jenem Museum die Mitteilung, daß er-

---

*) Friedländer, a. a. O., S. 178.

wähnte Statuen die „Göttin der Fruchtbarkeit“ darstellen und als Votivstatuen für letztere von glücklichen Müttern bestimmt waren, welche sich jener Gottheit dankbar erweisen wollten. Letztere war aber keine andere, als die Venus Felix, welche besonders in der campanischen Ebene ihre Verehrerinnen hatte*). Vielleicht war eine Aphrodite in Olympia ähnlich gedacht. Pausanias in seiner Reisebeschreibung (verfaßt im zweiten Jahrhundert) sagt von einer ehernen Statue genannter Göttin: Vor der Aphrodite sitzt ein nacktes, vergoldetes Knäblein (XVII, 17).

Wiederholt nennt derselbe Pausanias auch andere Darstellungen einer göttlichen Mutter mit ihrem Kinde, er erwähnt Eirene, die Friedensgöttin, mit einem Knaben Plutos (Reichtum) auf dem Arm, ebenso die Statue der Tyche, des Glückes, welche ebenfalls den kleinen Plutos trägt**) In Präneste (heute Palestrina) bei Rom befand sich ein Tempel der Fortuna, welche dort ihren Schicksalswillen durch Lose offenbarte, von denen die Legende erzählte, daß sie durch ein Wunder an den Tag gekommen seien, also ähnlich, wie das erwähnte Wunderbild der Madonna di Pozzano und unzählige andere Wunderbilder derselben. Die göttliche Würde jener Orakelstätte ward durch ein Wunder beglaubigt, denn aus einem Ölbaum floß Honig, ein Mirakel, welches die römische Kirche als Muster nimmt, indem sie aus den Knochen des heiligen Nikolaus in Bari Manna fließen läßt, welches sie an arme Pilger teuer verkauft***). Jene Fortuna, auf deren Tempelresten die heutige Stadt Palestrina erbaut wurde, hatte den Beinamen Primigenia, die erstgeborene, allerzeugende, und ward daselbst als die Mutter des Jupiter und der Juno bezeichnet. Im

---

*) Auch in Pompeji hat man die Figur eines Wickelkindes gefunden, eine zum Votivgeschenk bestimmte Thonfigur. Die Wickelung des kleinen Baby ist ebenso, wie man an den oben erwähnten Figuren in Capua sieht. — Genau ebenso wickeln die heutigen Fischerweiber ihre kleinen Säuglinge, wie man dies tagtäglich am Meeresstrande sehen kann. Es werden nämlich auch Füße und Arme von den Wickeln so eng umschlossen, daß das arme Baby kein Glied rühren kann.

**) Pausanias, Reisebeschreibung, I, 8 u. IX, 16.

***) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Der Nachfolger des Neptun.

erwähnten Tempel sah man ihre sitzende Statue, in ihrem Schoß die Statuen ihrer Kinder. Cicero in seiner Schrift über die Weissagung (II, 41. 85 u. I, 18. 34) sagt von jener Statue, daß in ihr die Fortuna als säugende Mutter dargestellt sei, die bei allen Müttern hohe Verehrung genossen habe.

Bei der erwähnten Fortuna tritt uns die bemerkenswerte Erscheinung entgegen, daß man nicht nur der genannten Mutter, sondern auch ihrem Knaben, also dem Jupiterkind, Verehrung zollte *). Der kleine Jupiter Bambino hatte in jenem Tempel einen Specialkultus. Wir gedenken hier an die Thatsache, daß die römische Kirche nicht nur ihrer Madonna, sondern auch dem in ihrem Arm dargestellten Kind Verehrung widmet. Der kleine Jesus Bambino hat seinen Specialkultus. Letzteren erwähnten wir bereits in unserem zweiten Teil, als von den Hausgöttern die Rede war. Die Griechen wußten nichts von einem Kultus des Zeus Bambino, wir können also das Vorbild des heutigen in ganz Italien verbreiteten, speciell auch in Rom unter den Augen des Papstes blühenden Bambinokultus nur im antiken römischen Leben finden **).

Der Bambino, den man im Kultus von seiner Mutter, der Madonna, trennt, ist ein vielseitiges Wesen, der zu Rom unter den Augen und mit Genehmigung des Papstes den Kranken und Sterbenden Orakel spendet, in Campanien aber in den Fußspuren einer Gottheit wandelt, welche einst ebenso unzertrennlich mit der Aphrodite verbunden war, wie heute der Bambino auf den Bildern mit der Madonna. Als den Sohn der Aphrodite bezeichnete man den holden, kleinen Eros, den Liebesgott, dessen berühmtes Marmorbild der Meister Praxiteles für die Stadt Thespiä angefertigt hatte, wo Eros hohe Verehrung genoß. Bei den Römern ward Eros zum Amor (Cupido), den man ebenfalls als Begleiter seiner Mutter, der Venus, darstellte. — Wer auf Capri mit dem Familienleben der dortigen Einwohner näher bekannt wurde, der

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 561.

**) In unserem ersten Teil ward der römische Bambino im Kapitel von den Orakeln schon erwähnt.

weiß, daß jedes neubegründete Hauswesen einen Bambino mitbringt, der den Ehrenplatz im besten Stübchen erhält. Wenn nun eine junge Ehefrau sich der Mutterhoffnung erfreut, ist es ihre Pflicht, so lange sie auf Erfüllung ihrer Hoffnung wartet, den lieblichen Bambino so viel als möglich anzusehen. Dies geschieht von allen jungen Ehefrauen daselbst in der Überzeugung, daß ihr gehofftes Kindlein ebenso hübsch sein wird, wie der Bambino. Der Bambino-Eros auf Capri ist zwar kein Gebilde des Praxiteles, hat aber doch einen holden Ausdruck im Angesicht und was die kleinen Babys auf Capri betrifft, so sind sie allerliebste Menschenkinder, welche an die Thatsache erinnern, daß Kaiser Augustus gerne mit den Kindern auf Capri scherzte, also ohne Zweifel an ihrem holden Aussehen seine Freude hatte.

Haben wir seither zahlreiche Vorbilder der römisch-katholischen Madonnendarstellungen sowohl im hellenischen, als auch im römischen Leben gefunden, so kommt schließlich noch eine Gottheit inbetracht, welche auch dann noch Millionen Gemüter beherrschte, als schon längst der Götterdienst von der Staatsgewalt verboten war.

Zu obengenannten Kulten gesellte sich zur Kaiserzeit der in Italien hochangesehene, auch die höheren Stände, vorzüglich die Frauenwelt erfassende Kultus der Isis, der durch seine Waschungen, Prozessionen, heiteren Feste und Mysterien nicht nur oberflächlichen Naturen Befriedigung bot, sondern auch ernstere anzog, welche durch Büßungen sich auf das Jenseits vorbereiten wollten. Eine magna mater im umfassendsten Sinne war die mit Diadem und köstlichem Gewande bekleidete Isis, Himmelskönigin genannt, „Allmutter der Dinge, Herrin aller Elemente, die Erstgeborene der Jahrhunderte, die höchste der Gottheiten, die Königin der Manen, die erste der Himmlischen, die eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen, welche die lichtreihen Höhen des Himmels und die Tiefen der Unteren durch ihre Winke beherrscht, deren Wesen unter verschiedener Gestalt, unter wechselndem Namen der ganze Erdkreis verehrt“ (Apulejus Metamorphosen XI). Sie war die weibliche Allgottheit, die Regina, von ihr sagt eine in Capua gefundene Inschrift: quae es omnia Dea Isis (die du alles in allem bist,

Göttin Isis). Von Alexandria aus, wo die Vorstellung von ihr hellenisiert wurde, nahm sie ihren Siegeslauf, ward in Italien zur Modegöttin und hatte sich in Hinsicht ihres Kultus Allerhöchster Protektion zu erfreuen. Von dem Kaiser Otho erzählt Sueton (Kap. XII): „Auch das Isisfest soll er häufig in dem leinenen, vom Kultus befohlenen Gewande öffentlich besucht haben.“ An den Küsten des Mittelmeers, in Gallien, in der Schweiz, in Spanien, in Deutschland florierte, wie nachweislich, ihre Verehrung. Sie war besonders Beschützerin der Seefahrer, in ihren Tempeln pflegte man daher kleine Schiffe zu verwahren und diejenigen, welche bei einem Schiffbruch gerettet wurden, weihten der genannten Gottheit Votivbilder, Darstellungen solcher Rettung, die in einem Tempel aufgehängt wurden. Darum sagt Juvenal in seiner zwölften Satire V. 27:

„Wißt ihr nicht, daß ernährt von der Isis werden die Maler?“

Am meisten ward sie von der Frauenwelt in Anspruch genommen, sie war die große Heilgottheit und Geburtsgöttin, geliebt und gefürchtet, weshalb man schwere Kasteiung nicht scheute, um ihre Gnade zu erwerben.

Isis war Mutter, das Kind sah man in der Mutter Arm auf Bildern, welche schon das alte Ägypten kannte, von wo sie sich weiter verbreiteten. Von dieser Mutter sagt Äschylos in seiner Tragödie, die Schutzflehenden:

„Ein Pfand empfing sie für das Gottes Wort,
Den hehrsten Helden, den beglücktesten
In aller Welt, gebar die Selige,
Und alle Lande jauchzten ringsumher:
Ja, das ist wahrlich unseres Gottes Sohn.“

Das Bild dieser „Himmelskönigin“ mit dem Gotteskind im Schoß kannte und sah man überall, wo ihr Kultus stattfand. Als nun das Christentum mehr und mehr eine Weltstellung erlangte, als der christliche Kultus seit Konstantin die Alleinberechtigung behauptete und durch Vielseitigkeit und Pracht zu imponieren strebte, schienen christlicher Kultus und Isisreligion sich in mancher Hinsicht zu berühren. Weihungen, Gelübde, Tonsur der Geistlichen, Fasten,

Büßungen fanden sich auf beiden Seiten, und in den Massen der nur äußerlich Bekehrten entstand jene von uns schon oft erwähnte Mischung von heidnischen Vorstellungen und christlichen Gedanken, wobei die ersten aber die vorherrschenden blieben.

Wohl verfielen die Tempel der erhabenen, mütterlichen Isis, aber das Bedürfnis der nur äußerlich christianisierten Massen, eine solche Himmelskönigin und Gnadenmutter zu besitzen, blieb dasselbe, und die in den Herzen der Menschen fortlebende Isis wartete nur auf eine Gelegenheit zur neuen Besitzergreifung ihres Thrones. Solche Gelegenheit bot die Jungfrau aus Nazareth, die wegen ihrer Jungfräulichkeit schon früh gepriesene. Ihre Gestalt erlebte durch die ethnisierende Richtung der christlich-heidnischen Massen jenen Prozeß, durch welchen sie nach und nach apotheosiert und in eine der Isis gleiche Gestalt verwandelt wurde. An die Spitze des neubelebten Olymps trat unter neuem Namen die alte Himmelskönigin. Eine Lotosblume trug die Isis, eine Lilie die Madonna-Isis: weiß sind beide Blumen. Der Isiskultus verschwand dem Namen nach, die mit demselben verbundenen Bilder ebenso, in Wirklichkeit aber setzte der erste sich im Kultus der Madonna fort und das nie verschwundene Bilderbedürfnis schuf eine neue Muttergestalt mit dem Kinde auf dem Schoß, wodurch die Kirche dem Volk einen Ersatz für die verlorenen Isisbilder lieferte. Die Kirche ließ sich von dem Bedürfnis und dem Instinkt der Massen leiten, sie nahm das religiöse Leben, wie sie es vorfand, auf und gewann dadurch äußeren Sieg und bleibende Macht.

So haben wir es zu erklären, daß speciell die Beschützung der Seefahrer von der Isis auf die Madonna überging und der letzteren an den Küsten des Mittelmeeres bis auf den heutigen Tag geblieben ist*). Wie Ludwig XIII. im Jahre 1636, als er von schwerer Krankheit genesen war, ganz Frankreich unter den Schutz der Madonna stellte, so geschah dies in besonderer Weise von der Stadt Marseille, indem dieselbe in ihrer Nähe auf den

---

*) Schon im zweiten Teil, Kap. XIV (Neptuns Nachfolger) wiesen wir darauf hin.

Wachtberg der Himmelskönigin ein Heiligtum errichtete. „Die Schiffer, welche den Hafen von Marseille verlassen, oder vorbeisegeln, erheben ihre Augen zur Notre Dame de la garde und wenn sie in Sturmesnot geraten, rufen sie dieselbe als Stern des Meeres (maris stella) an und viele steigen, von der Meerfahrt heimgekehrt, zu jenem Berge hinauf, um der Meeresherrscherin zu danken *)." — Die Madonna von Roc-Amadour versieht gleichfalls seit Jahrhunderten das Amt der Rettung in Sturmesnot. Die Legende sagt, daß eine Glocke daselbst, von geheimnisvoller, unsichtbarer Hand bewegt, läutete, wenn Schiffer in der Nähe in Gefahr zur Madonna riefen. An mehreren Stellen der französischen Küste befinden sich Heiligtümer dieser großen Meerbeherrscherin, die unter dem Namen Notre Dame de Roc-Amadour weit und breit bekannt ist. In neuerer Zeit soll ihr Kultus nachgelassen haben, nachdem er viele Jahrhunderte geblüht **). Nicht wenige Heiligtümer der Meereskönigin sind infolge von Gelübden erbaut worden. Das gilt z. B. von demjenigen, welches sich neben Honfleur an Frankreichs Küste erhebt, sowie von St. Maria del Porto zu Ravenna ***). In allen Hafenstädten Italiens gilt die Madonna als Beschützerin der Seefahrt, und steht in dieser Hinsicht ebenso im Ansehen, wie St. Nicóla, der christianisierte Neptun.

Lange bevor die Himmelskönigin Isis als Flutenbeherrscherin fungierte, hatten die Hellenen eine solche in der Athene (Minerva). Sie war ursprünglich eine Tochter der Wogen, deshalb Tritogeneia (Tochter des Meergottes Triton) in der Ilias genannt, ihre Lieblinge waren nach Homer die Erbauer von Schiffen, sie zeigte dem Danaos den Gebrauch der Segel, unter ihrer Leitung entstand das Wunderschiff Argo, auf dem die Argonauten ihre abenteuerliche Fahrt machten. Wenn bei dem glanzvollen Fest der Panathenaeen sich die feierliche Prozession zum Parthenon begab, befand sich in diesem Zuge auch ein Schiff. Auf einer antiken Münze aus

*) Riccardi, a. a. O., IV, 488.
**) Riccardi, a. a. O., IV, 451.
***) Riccardi, a. a. O., IV, 370.

Heraclea *) sieht man die behelmte Gestalt der Athene, deren Leib in einem Fischschwanz endigt.

Reliquien des Isiskultus sind im heutigen Italien zahlreich. Auf der Piazza della Minerva zu Rom befindet sich ein Obelisk, der einst zur Zierde des Isistempels genannter Stadt diente, in Benevento erinnert eine wohlerhaltene Statue des Apis daran, daß diese Stadt den Isiskultus eifrig pflegte; an zahlreichen Stellen Italiens hat man Marmorinschriften gefunden, welche von jener Göttin reden, in Pompeji ist ihr Tempel, und aus demselben sind zahlreiche thönerne Gelübdegaben ins Museum gewandert, wo mehrere Gemälde den Isiskultus darstellen und zahlreiche Rasselinstrumente (Sistrum) verwahrt werden, wodurch der Gang des Kultus reguliert wurde. In mehreren Kirchen Süditaliens fand ich einen Schellenkranz, dessen Geklingel die einzelnen Akte des festlichen Madonnakultus ankündigt. In einem Kirchlein bei Cava war ich bei einem Fest dieser Art zugegen, hörte das rasselnde Klingen jenes Instrumentes und mußte an den Ton denken, welchen die in Pompeji gefundenen metallenen Sistren hervorbringen, wenn man die lose eingefügten Stäbe derselben schüttelt. Die Musik der Isis tönt also noch heute und im gesamten Madonnakultus vernehmen wir das Echo des Isiskultus **). Kannte doch der letztere schon die Elevation, das weiße Priesterkleid, das Weihwasser, den Weihrauch, die brennenden Lampen und, wie von uns wiederholt erwähnt, die „glatzige Herde“ der tonsierten Geistlichen. Die römische Kirche verweist, wenn sie Vorbilder ihrer Kultusakte nennt, stets auf das Alte Testament und sagt z. B., daß daselbst schon Prozessionen erwähnt werden, indem die Israeliten die Stadt Jericho mit der Bundeslade umzogen und David dies Heiligtum in Prozession zur Hauptstadt brachte. Auch für den Gebrauch der Lichter beruft sie sich auf den alttestamentlichen Kultus, hütet sich aber, das Kultusleben der griechischen und römischen Welt als Vorbild zu nennen. Wie in anderen Fällen

---

*) Lenormant, La Grande Grèce, II, 337.

**) Ähnlich urteilt auch Roßmann, Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen, S. 55 ff.

fürchtet die römische Kirche die Wahrheit. Zu dieser Furcht gesellt sich eine bodenlose Unwissenheit sowohl des niederen, als des höheren Klerus und ein den Gebildeten Italiens überhaupt eigentümlicher Mangel an Interesse für die in tausenden von Spuren in Italien redende antike Welt. Die Geistesbildung des Klerus ist in jenem Lande in den meisten Fällen eine so einseitige und beschränkte, daß man die Mehrzahl der Glieder desselben nicht zu den „Gebildeten“ rechnen kann. Wenn nicht beides, Furcht und Unwissenheit, wie eine Mauer hemmend wirkte, so müßte man in der römischen Kirche längst die heidnische Natur des Madonnenkultus erkannt haben und wissen, daß dementsprechend in den Kultusbildern dieser Himmelskönigin eine Fortsetzung antiker Kultusbilder zu erblicken ist *).

Um diesen Zusammenhang zu beweisen, müssen wir zweierlei ins Auge fassen, zunächst das Alter der Bilder und dann die von der Kirche im Überwinden des Heidentums befolgte Praxis.

1) Die ältesten Bilder **).

Es steht geschichtlich fest, daß im vierten und fünften Jahrhundert die Kirchen sich mit Bildern füllten, ferner, daß mit dem fünften Jahrhundert im Morgenlande die religiöse Bilderverehrung begann, die schnell einen abgöttischen Charakter annahm. Über dieses in der Kirche vorhandene Heidentum klagt schon Augustinus (im fünften Jahrhundert). Daß nun damals schon abgöttisch verehrte Bilder der Maria vorhanden waren, folgt mit Sicherheit aus der Thatsache, daß sich im fünften Jahrhundert der Maria abgöttische Verehrung zuwendete und damals schon ihre Himmelfahrt, also ihre Aufnahme in den christlichen Olymp, angenommen wurde. Stellte man nun, dem heidnischen Bedürfnis der Massen nachgebend, die Heiligen bildlich dar, so konnte unmöglich die Darstellung der Maria fehlen. Daß ihre Bilder sich

*) Die älteste christliche Kunst hat bekanntlich die Gestalt des Orpheus benutzt, um Christus darzustellen. Warum sollte sie denn nicht das Bild einer Göttermutter mit ihrem Kinde verwenden?

**) Selbstverständlich ist hier nicht von allen alten Bildern dieser Art die Rede, es wäre unnötig, sie alle vorzuführen.

an den in der heidnischen Welt allgemein bekannten Typus (Mutter und Kind) anschlossen, beweisen diejenigen Bilder, welche aus jener Periode noch jetzt vorhanden sind und als Kultusbilder im höchsten Ansehen stehen. Die älteste christliche Kunst schloß sich, wie bekannt, an die Formen heidnischer Kunst an und scheute sich durchaus nicht, die Darstellungsweise derselben zu benutzen. Indem nun die Kirche die Maria zu einer mütterlichen Gottheit werden ließ, war dies keine neue Vorstellung und deshalb lag es um so näher, sich hier an heidnische Kunstdarstellung anzuschließen.

In Italien befindet sich eine größere Anzahl solcher Madonnenbilder, die fast ohne Ausnahme aus dem Orient stammen, wo sie im fünften oder sechsten Jahrhundert entstanden sind. Sie alle zeigen den gleichen byzantinischen Typus, die Madonna mit dem Mantel, der vom Haupte niederwallt, die Augen mandelförmig, die Nase lang, der Mund klein, die Farbe dunkel, das Kind auf ihrem linken Arm. Nur wenige zeigen das Kind auf den Knieen der Mutter, und diese Bilder sind wahrscheinlich die ältesten. Jene alten byzantinischen Kultusbilder kamen teilweise im achten Jahrhundert nach Italien, als im Orient die Staatsgewalt sich gegen die Bilderverehrung erklärte und nach und nach fünfzigtausend Priester und Mönche *) vor den kaiserlichen Verfolgern sich nach Italien flüchteten, wobei sie manche damals schon alte Wunderbilder der Maria mitnahmen und auf diese Weise den Bilderkultus verbreiteten. Nach dem verhängnisvollen Konzil zu Ephesus (431), wo die Maria die Apotheose einer Gottesmutter erlebte **), ward Konstantinopel ein Hauptsitz ihres Kultus und ihrer Bilder, in letzter Hinsicht sehen wir namentlich die Kaiserin Pulcheria eifrig thätig und schon im fünften Jahrhundert hatte man dort Wunderbilder der Madonna, als deren Urheber St. Lukas bezeichnet wurde. In der Kaiserstadt des byzantinischen Reiches befand sich ein berühmtes Marienbild, welches man Hodegetria nannte und

*) Lenormant, La Grande-Gréce, II, 387. Vgl. Baronius, Annalen, Bd. VIII, zum Jahre 637.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter und Kap. XV: Die Himmelskönigin.

als Palladium der Stadt betrachtete, neben demselben ein ähnliches Bild, gleichfalls mit Himmelskräften ausgerüstet und als Nikopeja (Siegverleiherin) bezeichnet. So oft die Kaiserstadt von Feinden bedroht war, mußte die Hodegetria helfen und ward an den bedrohten Teil der Mauer gestellt. Die Nikopeja ward in die Schlacht getragen und waltete dort siegverleihend. Das erste Bild ward, so lautet ein Bericht, von den Sarazenen vernichtet, ein anderer Bericht aber behauptet, daß fromme Mönche dasselbe anno 733 nach Bari brachten, um dies Palladium vor der Wut der bilderfeindlichen Kaiser zu retten. Dort ist noch jetzt ein uraltes byzantinisches Bild, Mutter und Kind vorstellend, allgemein als Wunderbild betrachtet und von dem Glorienschein des Glaubens umgeben, welcher behauptet, die wirkliche Hodegetria zu besitzen. Venedig dagegen ist stolz, im Besitz der Nikopeja zu sein und behauptet, daß dieselbe als ehrliche Kriegsbeute in den Kreuzzügen dorthin gelangte. Festlich ward dies Wunderbild in der Lagunenstadt empfangen und in den St. Markusdom gebracht, von wo aus dasselbe in den folgenden Jahrhunderten bei öffentlichen Notlagen, im Krieg, in Dürre, in Regenzeiten, bei Epidemien, in Prozession über die Piazza di St. Marco getragen wurde. Einen Festzug dieser Art erlebte Venedig im Jahre 1631, als die bei einer Pest gelobte Kirche St. Maria della Salute eingeweiht wurde und die ganze Stadt mit dem Dogen und der Signoria an der Spitze dem Wunderbilde folgte. Letzteres zeigt in Mutter und Kind denselben Typus, wie das Bild in Bari.

An zahlreichen Stellen Italiens verehrt man noch heute die Madonna di Constantinopoli, d. h. dasjenige Bild, welches nach dem Typus jenes in Venedig befindlichen Bildes gearbeitet ist. Ein Heiligtum dieser Spezialmadonna befindet sich auch in Neapel, wo während der letzten Choleraperiode die Kirche St. Maria di Constantinopoli stets von Besuchern angefüllt war, welche der großen Isismadonna Flehen und Gelübde darbrachten. Das Bild, welches sich in genannter Kirche befindet, ward durch eine Erscheinung der Madonna während einer Pestepidemie gefunden und leistete sofort die nötigen Wunder. Diese Madonna hat speziellen Einfluß auf Wind und Wetter, sie schafft Regen und

wehrt einer zu großen Nässe, sie ist also wie Isis oder Juno, eine Beherrscherin elementarer Gewalten. Als vor zweihundert Jahren in Campanien eine anhaltende Dürre eintrat, ward mit dem Bilde eine Prozession angestellt, in welcher der Erzbischof mit dem Klerus barfuß einherschritt *).

Die Stadt Rossano in Calabrien rühmt sich weniger einer alten Evangelienhandschrift, als eines vom Osten gekommenen, angeblich von Kaiser Mauritius geschenkten Bildes, auf welchem man, wie auf allen jenen alten Bildern, Mutter und Kind dunkel gefärbt erblickt und dicht bei Catanzaro sieht man ein von der ganzen Umgegend hochverehrtes Reliefbild der Madonna, versehen mit der griechischen Inschrift: Mētēr theōū (Gottesmutter). Es stammt aus einer bei Catanzaro befindlichen, bisher von keinem Archäologen erwähnten ruinenhaften Kirche aus dem vierten oder fünften Jahrhundert und zeigt Maria im Gewand einer byzantinischen Kaiserin, das Kind im Kleide eines byzantinischen Prinzen. Lenormant ist der Überzeugung, daß jenes Relief dem Zeitalter des Belisar, also dem sechsten Jahrhundert angehört **).

Östlich neben Bologna erhebt sich der stolze Monte della Guardia, wo im zwölften Jahrhundert eine Kapelle des St. Lukas errichtet wurde und zwei Jungfrauen das heilige Leben der Einsiedler führten. „St. Lukas schaute zufällig vom Himmel, sah mit Wohlgefallen den frommen (divoto) Kultus der beiden und beschloß, jener Kapelle ein Werk seiner Hand zu senden, um dadurch seine Kultusehre zu erhöhen und mit seinem Namen denjenigen der erhabenen Gottesmutter zu verbinden, die er bei seinen Lebzeiten mit seiner Feder und mit seinem Pinsel verherrlicht hatte ***).“ Die Legende erzählt weiter, daß St. Lukas dem Eremiten Theocles den Gedanken eingab, die Kirche St. Sofia in Konstantinopel zu besuchen, wo derselbe ein Bild der Gottesmutter fand, welches sich ihm durch eine Unterschrift als Werk des

*) Montorio in seinem Werk über die Heiligtümer des (ehemaligen) Königreich Neapel.

**) Lenormant, ibid., II, 255.

***) Riccardi, Storia dei Santuari, II, 278.

St. Lukas beglaubigte. Der heilige Eremit beging einen unheiligen Diebstahl, nahm das Bild mit und kam mit demselben nach Bologna, wo man den frommen Raub als eine Himmelsgabe, als Beweis von der Schutzherrschaft der Madonna betrachtete und das heilige Bild in großartiger Prozession zum erwähnten Berg hinauftrug. Dort entstand ein stattlicher Tempel der Madonna, dessen mit dem Zaubersegen des Papstes versehener Grundstein von Rom dorthin geschickt wurde. Die Madonna aber schützte ihr Heiligtum und als im Jahre 1526 eine Schar wilder „Luterani" dasselbe stürmte, zeigten sich kämpfende, das Heiligtum schützende Jünglinge, lauter Engel, direkt von der Madonna abgesandt*). Im vorigen Jahrhundert erbaute man zur Erleichterung der Pilger einen Säulengang, welcher von Bologna aus bis zum Heiligtum der Madonna hinaufführt und 1723 ward die Kirche vollendet, welche sich majestätisch auf dem Monte della Guardia erhebt. Als im vorigen Jahrhundert Regengüsse verheerende Überschwemmungen erzeugten, verordnete der Erzbischof, daß die Madonna drei Tage hindurch unten in der Stadt weilen solle. Von da an bis heute ist der Brauch geblieben, daß jenes Bild am Abend vor Himmelfahrt in Prozession zur Kathedrale der Stadt getragen und in derselben feierlich begrüßt wird. Weit und breit, in Stadt und Land wird jenes Bild genannt: „La Madonna di St. Luca", und von allen Seiten strömen Pilger nach Bologna, wenn dort die Himmelskönigin von ihrem Berge niedersteigt.

Die Entführungsgeschichte des erwähnten Bildes wiederholt

---

*) Hier haben wir eine der vielen römisch-katholischen Legenden, welche als getreue Kopie der ebenso zahlreichen Legenden Griechenlands erscheinen. Als die Einwohner von Croton mit denen von Locri in der Schlacht bei Sagra kämpften, behauptete man, die sich am Streit beteiligenden Götter und Heroen gesehen zu haben. Jedem Heeresflügel der Locrer zeigte sich ein schöner Jüngling in glänzender Rüstung auf weißem Roß, und man sagte, dies seien die Dioscuren gewesen, dieselben Halbgötter, welche den Römern in der Schlacht am See Rigillus beistanden. Auch behaupteten die Locrer, daß ihr Nationalheld Ajax in deutlich sichtbarer Weise sich am Kampf beteiligt habe. So ward später dem Reisenden Pausanias erzählt.

sich nirgends, desto erfinderischer war die Phantasie, um den vom Morgenlande gekommenen Bildern eine Wunderreise zu bereiten. Ein Wunder war die Reise des uralten Madonnenbildes im Heiligtum auf dem Monte Nero bei Livorno. Die Legende lautet: „Dies göttliche Bild der Madonna di Monte Nero, welches sich ursprünglich in Negroponte befand, entfernte sich (si partí) wunderbar und kam an diese Küste, wo es sich nahe am Fluß Ardenzo niederließ, sich mit Majestät vor den Augen eines Schafhirten enthüllte und zu ihm sagte, er möge das Bild auf den Monte Nero tragen und an der Stelle niederlegen, wo er ein zunehmendes Gewicht desselben spüren werde.“ Das Bild ist sicherlich alt, Mutter und Kind heben ihre dunklen Angesichter von Goldgrund ab, die Kleidung ist prächtig, das Gesicht der Mutter hat den üblichen byzantinischen Schnitt. Mit gotischen Buchstaben sind die Worte geschrieben: Ave M. Mater Christi. Diese Inschrift zeigt aber, daß das Bild keineswegs dasjenige Alter besitzt, welches viele Bilder Süditaliens aufzuweisen haben *). Indes hat die Madonna auf dem Monte Nero trotz ihres geringeren Alters eine bedeutende Macht, welche sie z. B. an einer Raubschar von Corsaren bewies, die alle miteinander geblendet wurden, als sie jenes Heiligtum plündern wollten. — Der Tempel der Madonna zeigt ausgewählte Pracht, namentlich das Tabernakel, in welchem sich das Wunderbild befindet. Weißer Marmor von Carrara, sowie andere bunte Marmorarten wetteifern miteinander. In der Kuppel sieht man die Himmelfahrt der Madonna, die, einer Aphrodite gleich, vom himmlischen Hofstaat begrüßt wird. Im Jahre 1690 ward das Bild gekrönt, wobei man dasselbe zur Kathedrale in Livorno brachte und ein allgemeines Fest von drei Tagen feierte. „In allen Unglückszeiten, in allen Gefahren erhebt Livorno seine Augen und eilt mit Gelübden zur Madonna di Monte Nero, wo man zu allen Zeiten den Schutz der erhabenen Avvocata fand. Dorthin eilte man im Erdbeben, als das Dröhnen der Tiefe mit dem Geschrei der Einwohner wetteiferte. Die Stadt

*) Storia della miracolosa Immagine di Nostra Signora di Montenero di G. Oberhausen I, 5. 11.

ruhte nicht, bis die Madonna in ihren Mauern erschien, wohin man sie in Prozession brachte. Im Jahre 1684 stellte man das Bild auf den vor der Kirche befindlichen Platz und Kanonensalven bezeichneten den Moment, als man von jenem Bilde aus die von der Pest heimgesuchte Stadt segnete."

Die Reise der Madonna vom Monte Nero ist ein Kinderspiel gegen diejenige, welche, mit dem Siegel päpstlicher Beglaubigung versehen, von dem Madonnenbild in Genezzano berichtet wird. „Außerhalb der Mauern von Scutari befand sich vor reichlich vierhundert Jahren auf einem Hügel eine Kirche, wo ein Wandbild der Madonna unter dem Titel La Madonna del Buon Officio verehrt wurde. Einige behaupteten, dies Bild sei vom Himmel gekommen, andere dagegen, daß es früher in einem fernen Lande gewesen und unbekannt geblieben sei wegen der beständigen Türkenkriege. Diese Meinungen bezeugen sicherlich die besondere Verehrung, welche man diesem lieblichen Bild zuteil werden ließ, vor welchem auch Georg Castriota, der zwanzig Jahre die Türken bekriegte, zu beten pflegte. Aber diese Madonna war den Albanesen nicht mehr geneigt *)." Die Legende spricht die Vermutung aus, daß es der Madonna in Scutari wegen der Kriege nicht mehr behagte und sie deshalb einen anderen Ort ersah, von dem sie hoffte, daß ihr dort eine höhere Ehre sicher sein werde. Sie brachte ihren Plan glänzend zur Ausführung, wohl wissend, daß die Türken nach kurzer Frist Scutari besetzen würden. Im Jahre 1467 bemerkten zwei vor jenem Bilde betende Einsiedler, daß dasselbe sich leise von der Mauer ablöste und, von weißer Wolke umgeben, davon schwebte. Von geheimnisvoller Gewalt ergriffen eilten sie dem Bilde nach, folgten ihm, man weiß nicht wie, übers Wasser, gelangten nach Rom und sahen dort das Bild vor ihren

---

*) Dieser Satz, entlehnt aus dem in der römischen Kirche viel gepriesenen, bereits vielfach von uns citierten Werk von Riccardi, ist charakteristisch und beweist, daß man das Bild mit der Madonna identifiziert und demgemäß zahlreiche Madonnen kennt, ebenso, wie man im Altertum verschiedene Aphroditen, Dianen, Junos rc. hatte, je nach dem Ort, wo ihr Bild oder Statue verehrt wurde. Riccardi sagt: Quella Madonna, diese Madonna, unterscheidet sie also von anderen.

Augen verschwinden. — Nicht weit von Rom, in der Diöcese Palestrina, liegt das Städtchen Genezzano, wo man gerade damals (es war am 25. April 1467) das mit einem Markt verbundene Fest des St. Marko feierte. Es war gegen Abend, — da plötzlich, o Wunder, sah man das genannte Bild niederschweben, leise, leise, bis es endlich auf einer hohen Mauer still stand. Staunen, Schrecken, Verwunderung bei allen Festgenossen, und — Wunder erzähl ich — die Glocken der Kirchen, von keiner Menschenhand berührt, begannen zu läuten, nicht nur in genannter Stadt, sondern in allen Städten der Nachbarschaft *). Als nun die zwei genannten Pilger in Rom vergebens eine Spur des Bildes suchten, hörten sie am nächsten Tage die Wundermär aus Genazzano, eilten dorthin und erzählten, wie das Bild sich von Scutari entfernt habe. Die Einwohner von Genazzano aber sagten, dies Bild sei vom Himmel gekommen und nannten dasselbe: La Madonna del Paradiso. Diese schüttete das Füllhorn ihrer Gnaden über genannte Stadt aus und ein Notar wurde beschäftigt, um die Wunder zu verzeichnen, welche vom April bis August jenes Jahres geschahen. Diese Urkunde ist noch jetzt vorhanden, ein Archäologe Namens Marini, hat sie vor ca. 50 Jahren geprüft und mitgeteilt, daß in jenen Monaten 161 Wunder geschahen, darunter eine Totenerweckung. Von anderer Seite wird gesagt, die richtige Zahl sei 159. Wir wollen uns in diesen Streit katholischer Gelehrten nicht mischen und um des Friedens willen demjenigen Recht geben, welcher die größte Zahl behauptet. Die Menge muß es bringen. Dabei wollen wir kein Gewicht darauf legen, daß erwähntes Dokument nur abschriftlich vorhanden sein soll und zwar im geheimen Archiv des Vatikan. Mag es dort in Frieden ruhen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß Papst Paul II. jene Wunderreise als autentisch bestätigt, daß Innocens XI. Mutter und Kind am 15. November 1682 hat krönen lassen, daß Urban VIII., welcher in seiner Bulle „Coelestis Hierusalem" vor der Leichtgläubigkeit warnte, persönlich und kniefällig die er=

*) Senni, Memorie di Genezzano. Roma 1838. Jenes Wunderläuten wird in der Mythologie der römisch=katholischen Kirche oft erwähnt.

wähnte Madonna anflehte, daß Pius VI. nach „regelrechter Prüfung aller Dokumente“ ein besonderes Offizium dieser Madonna anordnete, infolge dessen noch heute in der festlichen Messe von der Wunderreise jenes Bildes die Rede ist. Dazu kommen Inschriften der betreffenden Kirche, welche das Wunder melden, endlich eine Schar von Schriftstellern, welche dasselbe behandeln, sowie die Panegyriker, welche im Schweiße ihres Angesichtes jenes Wunder und die Madonna preisen. Letztere hat seit drei Jahrhunderten den Namen: La Madonna del buon consiglio. Der Titel ist vertrauenerweckend, aber keineswegs originell, denn schon die Griechen verehrten die Artemis mit dem Beinamen aristoboulē (guter Rat). Genannte Madonna hat überall in Italien ihre Heiligtümer, überall finden sich Kopien jenes Wunderbildes, auch in Dresden und Prag sind ihr Kirchen geweiht, zu ihren Füßen hat man Fürsten und Fürstinnen knieend geschaut und zahllose Bilder der Madonna del buon consiglio sind im Gebiet der ganzen römisch-katholischen Kirche als Amulette in Gebrauch, „apostolische“ Missionare haben dieselben sogar in Afrika und Amerika verbreitet*).

Als im Jahre 431 das bereits erwähnte Konzil zu Ephesus die Vergöttlichung der Maria ausgesprochen hatte, fand das ephesinische Triumphgeschrei sein Echo in Rom, wo der Bischof Sixtus III. die angeblich damals schon auf dem Esquilin vorhandene Kirche neu und prächtig herstellen ließ. Jeder Romfahrer kennt die berühmte Kirche, St. Maria Maggiore genannt. Am Triumphbogen derselben hat Rom bald nach jenem Konzil seine Zustimmung zur erwähnten Apotheose ausgesprochen, indem man letztere in Mosaikbildern daselbst verewigte. Wir sehen an jenem Bogen die gekrönte Jungfrau, auf ihren Armen das mit dem Nimbus versehene Kind. Laut Inschrift ist dieses Bild mit den übrigen dort befindlichen im fünften Jahrhundert angefertigt worden. Mühsam, aber höchst belehrend ist die genaue Betrachtung derjenigen Mosaiken, welche sich im Fries an beiden Seiten des Mittelschiffs

*) Riccardi, a. a. O., III, 141. Vanutelli, Cenni storici. Roma 1839, pag. 55. De Orgio, Notizie, Senni Memorie.

befinden, die meisten aus dem fünften Jahrhundert. Man sieht nämlich, wie die christliche Kunst jenes Jahrhunderts sich ganz und gar den damals vorhandenen heidnischen Typen anschließt, und noch keine selbständigen Typen hervorgebracht hatte. In jenen am Fries befindlichen alttestamentlichen Bildern sind die kämpfenden Israeliten wie römische Krieger, die Engel wie römische Viktorien, die Heiligen wie römische Götter dargestellt. Diese Thatsache macht es erklärlich, daß man bei Darstellung der vergöttlichten Maria im fünften Jahrhundert ebenfalls die vorhandenen heidnischen Typen, die wir zu Anfang dieses Kapitels erwähnten, nachahmte. Nachdem man diesen antiken Typus von Mutter und Kind in die christliche Kunst eingeführt hatte, blieb derselbe maßgebend, letzteres um so mehr, da die alten, im Orient vorhandenen Bilder dieser Art sehr bald ein Gegenstand des Kultus wurden und als wunderthätig galten. Hatte Konstantinopel schon im fünften Jahrhundert Marienbilder von der Hand des Lukas, so wollte Rom in dieser Hinsicht nicht zurückstehen. St. Maria Maggiore birgt in der mit fabelhafter Pracht ausgestatteten Cappella Paolina einen solchen Schatz, ein byzantinisches Bild, welches von Lukas gemalt sein soll und von dem gesagt wird, daß es aus dem Orient kam, also eben daher, woher nach Sage und Geschichte alle uralten Madonnenbilder stammen. Die Mutter trägt, wie immer, das Kind auf dem linken Arm, der Mantel wallt vom Haupte nieder und daß das Bild nicht dem sechsten, sondern dem fünften Jahrhundert angehört, beweist ein Zug von Anmut, den damals die Künstler noch hervorzubringen verstanden. Genanntes Bild hat eine lange Geschichte, die mit Roms Geschichte verwebt ist. Gregor I. trug im sechsten Jahrhundert dies Bild durch die von der Pest heimgesuchte Stadt, und seitdem hat diese Madonna manchen ähnlichen Gang gemacht, den letzten anno 1860. — Eine der ältesten Kirchen Roms ist gleichfalls St. Maria in Cosmedin, hineingebaut in einen Tempel der Fortuna, in welchem einst die durch Wunder berühmte Statue der jungfräulichen Fortuna (Fortuna Virgo) aufgestellt war. Die jetzige Kirche besitzt als Ersatz für jene Statue ein aus dem Orient gekommenes, vielleicht dem fünften Jahrhundert angehören=

des Wunderbild der jungfräulichen Maria, welche dasselbe leistet, was man einst von der Fortuna erflehte. Die Überlieferung behauptet, daß dies Bild zur Zeit des Bilderstreits nach Rom kam. Auf diesen Ursprung weist uns auch die griechische Inschrift desselben: „Der immer jungfräulichen Gottesmutter". — Dies Wunderbild ist, wie einst die Statue der Fortuna Virgo, für gewöhnlich verhüllt, wird aber an ihrem Festtag enthüllt. Als einst (5. Juni 1672) diese Enthüllung vergessen war und man gerade sang: Adoramus Te (wir beten dich an), öffneten sich wunderbar die jenes Bild verhüllenden Thüren und die Madonna Virgo zeigte sich dem staunenden Volk. Für dies Wunder ward jenem Bild am 23. November 1672 die Krone zuteil.

Reich an uralten, byzantinischen Wunderbildern ist Neapel. Ich nenne zuerst die Kirche St. Maria a Portanova, in welcher bis zum vierzehnten Jahrhundert sich die griechische Kultussprache erhielt. Dort ist ein echt orientalisches Marienbild (das Kind auf dem linken Arm), welches nach dem Muster vieler im Bereich der griechisch-katholischen Kirche befindlichen Kultusbilder angefertigt worden ist. Die beiden Häupter von Mutter und Kind sind nämlich Holzreliefs. In Neapel, wie freilich auch anderswo, zeigt sich das von der Kirche eifrig unterstützte Bemühen, den Beginn des Madonnenkultus in die apostolische Zeit zu verlegen. Deshalb nennt man ein uraltes (später renoviertes) Mosaikbild der Madonna in der Basilica di St. Restituta stets: „La Madonna del Principio" (Anfang) und behauptet, daß der von Petrus geweihte mythische erste Bischof *) dies Kultusbild habe anfertigen lassen. Dies Bild zeigt Mutter und Kind in Lebensgröße, letzteres auf den Knieen der auf einem Thron sitzenden Maria. Dasselbe sieht man auf einem uralten byzantinischen Bilde in der Kirche St. Aniello. Die Kapelle, wo sich dasselbe befindet, war ursprünglich die Apsis einer anderen Kirche, welche später in die jetzige hineingenommen wurde. Das dunkle Angesicht der Mutter mit langer Nase, kleinem Mund, mandelförmigen Augen, auf ihren Knieen das Kind, schaut mit mildem Ernst und byzantinischer

---

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. IV.

Kälte auf die vielen Frauen nieder, welche tagtäglich, am meisten Ostern und an den Sonntagen des Mai, sich daselbst einfinden. Viele Tausende neapolitanischer Frauen wissen, was es heißt: „fare il mese“, es bedeutet, dreißig Tage hindurch jeden Tag vor der genannten Madonna knieend erscheinen, um von ihr den Kindersegen zu erflehen, also dasselbe, was man einst von der Isis mit Gebeten und Gelübden zu erreichen hoffte. In der genannten Kapelle befinden sich zwei von Würmern zerfressene Holztafeln. Auf der einen liest man das Gebet, welches der Isismadonna genehm ist. Der Anfang desselben lautet wörtlich: „Barmherzige Königin des Himmels und der Erde, unbefleckte Mutter des allmächtigen Gottes, Schöpfers, Heilandes (Madre immacolata dell' Onnipotente Dio, Creatore, e Salvatore).“ Es wird in diesem Gebet gesagt, daß diese Madre die Susanna befreite und den Daniel rettete, ferner, daß sie sei: „die Avvocata sterilium“, die Helferin der Unfruchtbaren. Die andere Tafel enthält Nachrichten über das Wunderbild, welches in der Sprache der Kirche als St. Maria Intercedens (Vermittlerin) bezeichnet wird. Wir lesen, daß jenes Bild im sechsten Jahrhundert oft zur frommen Johanna redete, als diese einen Sohn erflehte und dreißig Tage obiges Gebet wiederholte; ferner, daß Papst Sylvester vor dieser Madonna im Jahre 315 Messe las; ferner, daß jede Ehefrau, welche hier „den Monat macht“ (che fa il mese), den erflehten Kindersegen erlangt. — Ich frage: Wie unterscheidet sich die Isis von der Madonna? Die Kirche hat diese Frage nie beantwortet.

Wir haben seither bei alten Bildern nachgewiesen, daß sie entweder aus dem Orient stammen oder man sich bemüht, einen solchen Ursprung zu beweisen. Dieselbe Erscheinung tritt uns bei den ältesten Statuen der Madonna entgegen. Ihre Zahl ist in Italien klein, alle diese uralten Skulpturen sind von Holz angefertigt, bei allen sehen wir das Kind auf dem linken Arm der Mutter. In Benevento, einst eine Stadt des Isiskultus, jetzt unter dem Schutz der Madonna, ist eine uralte Holzstatue angegebener Art, welche angeblich im sechsten Jahrhundert durch die oströmische Prinzessin Artelaide dahin gelangte und vom Papst

als der Krone würdig befunden wurde. — Eine andere Statue dieser Art, aus Zedernholz angefertigt, befindet sich im Heiligtum von Oropa, einer stattlichen Alpenhöhe bei Biella in Norditalien. Der erste Bischof von Vercelli, der Märtyrer St. Eusebius, angeblicher Zeitgenoß des Ambrosius, hat jene Statue, wie man zu beweisen sucht, aus dem Orient mitgebracht. Vor Jahrhunderten schon entstand ein fahrbarer Weg auf jene Höhe, wo ein herrlicher Madonnentempel prangt, den die Herzöge von Savoyen unter ihren Spezialschutz nahmen. — Eine dritte alte Statue hat Ravenna in der Kirche St. Maria a Porto. Am Ostermontag des Jahres 1100 erlebte man, als diese infolge eines Gelübdes erbaute Kirche eben vollendet war, ein Wunder, welches sich dem von Genezzano an die Seite stellt. Während die frommen Kleriker in der Kirche waren, sahen sie ein von außen kommendes Licht in dieselbe hineinstrahlen. Sie eilten ins Freie und bemerkten, wie eine von Engeln getragene Madonnenstatue übers Adriatische Meer ihnen entgegen schwebte. „Schwer können wir uns die anbetende Freude und die Festwonne vorstellen, welche die Väter und das Volk ergriff. Mit Jubel trug man die Statue in die Kirche, worauf sofort eine Menge von Zeichen und Wundern konstatiert wurde. Es ist erlaubt und vernünftig, anzunehmen, daß das Bild, welches nicht von den Engeln angefertigt sein dürfte, von Konstantinopel oder einer anderen Küste abgereist ist, weil es dort nicht genügend verehrt wurde*)." Bis auf den heutigen Tag ist diese Statue als Madre Greca bekannt und verehrt. „Bischöfe, Kardinäle, Päpste, Fürsten, Kaiser eilten zu den Füßen der ‚griechischen Mutter', unter den deutschen Kaisern Otto I., Heinrich V., Lothar II., Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Otto IV., Ludwig IV. Vom ersten Tage der Ankunft jenes Bildes an strömten so viele Pilger herbei, daß man ein Hospiz für sie einrichten mußte. Man stellte blaugefärbte Tücher her,

---

*) Riccardi, a. a. O., II, 300. Ich citiere diese Stelle auch deshalb, weil sie den Beweis liefert, daß man in der römischen Kirche ganz im heidnischen Sinn Bild und Gegenstand identifiziert. Es heißt ausdrücklich: Die Statue fand keine genügende Verehrung.

berührte mit denselben jene Wunderstatue und heilte Kranke, auf die man jene Tücher legte.“ So berichtet der Kanonikus Guerra in seiner Schrift: Le glorie del greco Simulacro di Maria. Als man im Jahre 1570 dieser Madonna eine neue Kirche erbaut hatte und die „griechische Mutter“ in dieselbe hineintrug, hatte ganz Ravenna eine festa trionfale. Bis auf den heutigen Tag ist es in ganz Italien Sitte geblieben, den zweiten Ostertag zum Gedächtnis an die erwähnte Wunderreise als Madonnenfeier festlich zu begehen. Den höchsten Ruhm besitzt die gleichfalls hölzerne Statue im Heiligtum von Loreto und daselbst rühmt man sich, in derselben ein Werk des St. Lukas zu besitzen, der also nicht nur Maler, sondern auch Bildschnitzer war. Die „Kirche“ hat durch den Mund der Päpste feierlich erklärt und mit Eiden erhärten lassen, daß das heilige Haus zu Loreto, d. h. das Haus der Maria, von Engelshand über Land und Meer getragen worden ist.

Während in Italien die ältesten Madonnenkirchen mit wenigen Ausnahmen Bilder von Mutter und Kind besitzen, finden wir anderswo fast nur Statuen, aber wiederum die Mutter mit dem Kind, nicht die Maria allein. Wie ist diese Thatsache zu erklären? In Frankreich, Deutschland und Spanien fand das Christentum, als es sich daselbst verbreitete, keine Bilder, sondern höchstens Statuen von Gottheiten vor und diese wurden, dem Bedürfnis der äußerlich christianisierten Menge folgend, durch „christliche“ Statuen ersetzt. Dabei ist der Umstand merkwürdig, daß die mit jenen ältesten Marienstatuen verbundenen Legenden mehrfach auch auf den Orient hinweisen und sagen, daß jene Statuen von dorther gekommen seien. Während Italien mit uralten Wunderbildern und berühmten, miteinander wetteifernden Wallfahrtsörtern übersäet ist, sind jene Länder weniger reichlich versehen, am ärmsten in dieser Hinsicht ist Deutschland, wo allein die Holzstatue zu Altötting in Bayern für unseren Zweck inbetracht kommt. Der heilige Robert soll im siebenten Jahrhundert jene Statue dort gestiftet haben. Die Mutter hält das Kind im rechten Arm, in der linken Hand trägt sie das Scepter, sie ist bekleidet mit Prachtgewändern und verkörpert denselben Gedanken, welchen wir in den

Wunderbildern Italiens versinnlicht sehen. Vor Gustav Adolph mußte dies heilige „Unterpfand“ nach Salzburg flüchten, kehrte aber wieder an die alte Stätte zurück. Der Jesuit Irsing schrieb eine der Prinzessin A. Maria gewidmete Schrift über diese Madonna, ebenso der Pilger Mariano, letzterer unter dem Titel: Historiae Divae Virginis Oetinganae, libri III, worin auch alle Wunder aufgezählt sind, welche den Mirakeln italienischer Madonnen sehr ähnlich sehen, so daß man meinen könnte, der eine Erzähler habe von dem anderen abgeschrieben.

In Frankreich haben Religionskriege und Revolution mancher Madonna ein jähes Ende bereitet, z. B. der einst so berühmten Notre Dame in Boulogne, die vom Orient zu Schiff gekommen sein sollte, als die Türken im siebenten Jahrhundert sich Palästinas bemächtigten. — Durch den Papst Leo IX. ward erklärt, das vornehmste Madonnenheiligtum Frankreichs sei Le Puy Notre Dame und dies wird bestätigt durch die Thatsache, daß Könige und Kronprinzen dieses Landes es für eine hohe Ehre achteten, unter die Kanoniker genannter Kirche gezählt zu werden. Letztere hatten das Recht, bei hohen Festen die Mitra zu tragen und die Bischöfe daselbst standen unmittelbar unter dem Papst. Die erste Gründung des Tempels soll im vierten Jahrhundert geschehen sein und bei der Weihe desselben machten Engel jede menschliche Benediktion überflüssig *). Hier befand sich seit uralten Zeiten eine Holzstatue der Maria, auf ihren Knieen das Kind. Allgemein wird angenommen, daß dieselbe von Palästina gekommen und nach dem Vorbild ägyptischer sitzender Statuen gearbeitet worden ist. Der heilige Ludwig soll sie nach Frankreich gebracht haben. Die Revolution hat dies Götterbild den Flammen überliefert, man kennt es aber noch aus Abbildungen, auch soll die jetzige Madonna daselbst der alten ähnlich sein. In allen anderen älteren Heiligtümern Frankreichs, z. B. in Honfleur, Chalons, Roc Amadour, Autun sieht man stets denselben Typus der Maria, die Mutter

*) Orsini, Storia della Madre di Dio, pap. 527. Ebenso Gissei, Storia di nostra Signora di Puy.

mit dem Kinde, beide als hölzerne Statuen*). Erst die spätere Zeit hat in katholischen Ländern andere Typen in den Kultusbildern zur Geltung gebracht, z. B. die Mutter mit dem toten Sohn oder die Mutter als Mater dolorosa, die Nachfolgerin der griechischen Niobe. Der überall gefundene Typus zeigt sich auch in den ältesten Marienheiligtümern Spaniens, z. B. in Toledo, wo St. Ildefonso im siebenten Jahrhundert den Kultus der Madonna eifrig förderte, ferner im Heiligtum der Madonna di Pilar in Saragozza, wo man sich rühmt, daß der Apostel Jakobus (St. Jago) die älteste Madonnenkirche erbaut habe. Alle Madonnen Spaniens werden durch den Ruhm der Madonna di Monserrato überstrahlt. Aufeinander getürmte Felspyramiden bilden jene höhlenreiche Bergesgruppe, wo man, als die Sarazenen ins Land einbrachen, ein nach der Tradition schon von den Goten benutztes Holzrelief barg, welches später durch ein übliches Wunder wieder aufgefunden wurde. An derselben Stelle befindet sich jetzt ein grandiöser Marientempel und in demselben, von Gold und Edelsteinen umgeben, jenes Holzrelief der Madonna, die Mutter sitzend, auf ihren Knieen das Kind, fünfzig silberne Lampen brennen dort Tag und Nacht**). „Aus allen Teilen Europas kamen Pilger zu den Füßen der Madonna di Monserrat, viele als Büßer, mit Stacheln auf dem bloßen Leib, andere mit Ketten, oder mit einem schweren Kreuz beladen, viele, welche sich beständig geißelten oder barfuß gingen, wobei die Füße Blutspuren hinterließen."

In Rom befindet sich in der Kirche St. Agostino eine berühmte Madonna, genannt Madonna del Parto (Geburt). Ich habe diese vielgenannte Marmorstatue gesehen, die von mancher Seite als antik bezeichnet wird, und war erstaunt über die Menge von kostbaren Weihgeschenken, welche sich an ihr befinden, sowie über die Menge der Kerzen, welche sich vor ihr befinden. Sie ist in Rom zur Mode geworden und wird von Frauen aller Stände besucht, welche in den meisten Fällen dasselbe erflehen, was man

*) Riccardi, a. a. O., pag. 341 sqq.

**) Histoire de Notre Dame de Monserrat von L. Montegut. 1747.

in Neapel vom Fuß der heiligen Anna *) und deren Protektion erwartet. In derselben Kirche sind die Reliquien der heiligen Monica, sowie eine Kapelle ihres Sohnes, St. Augustinus, aber die obengenannte Madonna hat beide in Vergessenheit gebracht. Das heidnische Altertum sah in der Isis, wie oben bemerkt, eine wichtige Geburtsgöttin und wenn deren Jahresfest stattfand, so pflegten die Frauen den Fuß der Isis zu küssen **). Dasselbe thun reiche und arme Römerinnen heute mit dem Fuß der genannten Madonna, ein Beweis, daß die letztere an Stelle der Isis getreten ist. Ihr Fest ist in Rom Anfang Oktober jeden Jahres und brachte so eben der Osservatore Romano das Programm der dreitägigen Feier. Am Schluß heißt es: „Damit die Devozione gegen la gran Madre di Dio, Maria S.S.ma immer mehr wachse, konzediert der heilige Vater für jeden Besuch dieses Festes einen Ablaß von sieben Jahren und einen vollständigen Ablaß für alle, welche mit Beichte und Kommunion die Kirche St. Agostino besucht und daselbst nach dem Willen (secondo l'intenzione) des heiligen Vaters beten."

2) Die Praxis der Kirche.

Nachdem unser Rundblick den auf gemeinsamen Ursprung zurückweisenden gleichen Typus bei Madonnenbildern in Hinsicht der ältesten Darstellungen nach dem Konzil zu Ephesus bewiesen hat, erübrigt ein kurzer Hinweis auf die von der römischen Kirche in alter und neuer Zeit beachtete Praxis in Hinsicht ihres Anschließens an vorgefundenes Heidentum. Diese Praxis war während der letzten 1400—1500 Jahre im großen Ganzen dieselbe: Erzielung glänzender Erfolge durch äußere Mittel, Anbequemung an heidnische Anschauungen und Bräuche. Der italienische Jesuit M. Ricci ward als Missionar in China zum Chinesen, schmeichelte dem Hof durch eine von ihm verfertigte Karte, auf welcher China in der Mitte lag, und ließ den Chinesen sogar ihren Ahnenkultus und Bilderdienst. So konnte er riesengroße Zahlen von Getauften

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. VI: Die neue Juno.

**) Apulejus Metamorphosen, Buch XI.

aufweisen. Das war im sechzehnten Jahrhundert, um dieselbe Zeit, als der spanische Jesuit F. Xaver in einem einzigen Monat 10000 Personen in Ostindien getauft haben wollte. Das ist die Praxis, welche Gregor I. im sechsten Jahrhundert in der Kirche vorfand, worauf er sie durch seine Autorität sanktionierte, indem er den nach England gesandten Missionaren den Rat erteilte, die Göttertempel ohne weiteres in Kirchen zu verwandeln, den Heiden aber den Übertritt durch Beibehaltung ihrer Opferschmäuse und Feste zu erleichtern. So ging die Christianisierung leicht und massenhaft vor sich *). Ein wenig Paternoster, ein wenig Credo, dann das Zauberwasser der Taufe, so machte sich die Sache auf bequeme Weise zumal dann, wenn Könige und Häuptlinge vorangingen. Das Taufwasser christianisierte die Menschen, Reliquien und Weihwasser heiligten die Tempel. Daß diese Praxis geübt ward, leugnet die Kirche durchaus nicht, findet vielmehr dieselbe ganz in der Ordnung. In seinem Werk: Storia dei Santuari, berichtet Riccardi von fünf Madonnenheiligtümern, dem zu Montaigu in Belgien, den früheren zu Radecliff, Worcester und Walsingham in England, sowie dem zu Roc-Amadour in Frankreich, daß dieselben im Anschluß an den Baumkultus entstanden seien. Die Heiden nämlich pflegten in alten Eichen Götterfiguren zu befestigen, man nahm diese weg, setzte an ihre Stelle Holzfiguren der Maria, und nach und nach entstanden, bei wachsender Verehrung an derselben Stelle, Kirchen und Wallfahrtsörter **). Eines der ältesten Madonnenheiligtümer in Frankreich ist dasjenige zu Chartres, nach allgemeiner Annahme an Stelle eines Druidenheiligtums der gallischen Bevölkerung entstanden. Zu den Druiden (Geistlichkeit im alten Gallien) war die Kunde gekommen, daß der Messias von einer Jungfrau solle geboren werden und infolge dessen errichteten dieselben dieser zukünftigen Jungfrau einen Altar, auf den eine Statue (die Mutter mit dem Kinde im Arm) gestellt wurde. „Als nun Petrus seine beiden Schüler Savinianus und Potenzianus nach Gallien geschickt hatte, fanden sie jene von den

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen.

**) Riccardi, a. a. O., III, 333. 443.

Galliern verehrte Statue und beeilten sich, zu verkündigen, daß diese Jungfrau bereits geboren habe. Darauf weihten sie den Altar der jungfräulichen Mutter des wahren Gottes und so entstand der bis heute berühmte, an Wundern reiche Wallfahrtsort zu Chartres *)." In Chalons hat sich, wie Riccardi (IV, 419) berichtet, ein Druidenaltar mit einer solchen Statue (Mutter und Kind) gefunden. — Die Entstehung des bereits erwähnten Wallfahrtsortes Altötting in Bayern wird von Riccardi (IV, 233) so berichtet: „St. Robert fand am Inn einen runden Tempel, der den Planeten geweiht war, deren Symbole man in Nischen erblickte. Da beschloß er, dies Haus derjenigen zu weihen, welche über den Sternen als Königin thront. Er weihte es also der Gnadenmutter Maria und gab dem Lande eine Beschützerin, deren Heiligtum bald hohen Ruhm erlangte." — Derselbe erzählt (III, 107) von Genezzano, daß der Bischof St. Markus daselbst den Venuskultus verdrängte, indem er den Marienkultus einführte, ebenso daß der heilige Markus unter Beibehaltung der heiteren Feste den Schutzgott der Äcker beseitigte.

Diese Praxis hat die Kirche auch in Hinsicht der Bilder beobachtet. An Stelle früherer Göttinnen trat mit denselben Pflichten und Rechten die Madonna und mit der alten Anschauung gingen auch die alten Bilder in die Kirche über.

---

*) Gilbert, Déscription de la Cathédrale de Chartres. 1824. — Orsini, Storia della Madre di Dio. cap. 18.

Neuntes Kapitel.

Särge und Grabmonumente.

„Mens ipsa petivit Olympum.“
„Die Seele entflog zum Olymp.“
Grabinschrift.

Einer der ältesten Wallfahrtsörter der römischen Kirche ist das Grab des heiligen Felix in Cimetile bei Nola *). Paul V. sagt in einer Bulle aus dem Jahre 1607, der Friedhof, wo St. Felix ruhe, sei einer von den drei berühmtesten Friedhöfen der katholischen Kirche. Die bis in die älteste Zeit zurückgehenden gänzlich verkommenen kirchlichen Bauwerke in Cimetile, welche jetzt, weil im Laufe so vieler Jahrhunderte der Boden sich rings umher erhöhte, tief liegen und zum Teil feuchten, schmutzigen Höhlen gleichen, befinden sich auf dem Platz jenes Friedhofs, und in dem dunklen, tiefliegenden Raum der ruinenhaften Kirche steht der Marmorsarkophag des heiligen Felix, einfach und schmucklos, mit der aus schlecht geformten Buchstaben gebildeten Inschrift versehen: Depositio S. Felicis. Der Sarg hat keinen ornamentalen Schmuck, ebenso wenig wie derjenige des heiligen Paulinus, welcher sich in einer Wandnische daneben befindet. Die Inschriften an diesen Sarkophagen sind ebenso einfach und die Buchstaben ebenso nachlässig geformt wie die meisten derjenigen Inschriften, welche sich an den aus den Katakomben Neapels übriggebliebenen Marmortafeln erhalten haben.

---

*) Zu vergleichen erster Teil, Kap. III: Fünfzehnhundert Jahre.

Von der Zeit des heiligen Felix an stehen wir vor einer Lücke, die fast tausend Jahre umfaßt, und aus der wir in Süditalien sehr wenig an Särgen und Grabmonumenten besitzen. Der Grund dieses Mangels ist ein doppelter. Im Laufe der letzten Jahrhunderte hat ein früher schon von uns charakterisierter Vandalismus bei Kirchenrestaurationen viele uralte Monumente zerstört. In der Kirche St. Gennaro vor den Katakomben Neapels befanden sich zahlreiche Grabmonumente, die bei einem Umbau dieser uralten Basilika zugrunde gingen, ganz ebenso wie fast alle Marmortafeln, mit denen die Loculi in den Katakomben einst verschlossen waren. Bei dem Bau der jetzigen St. Peterskirche in Rom gab man aller Welt das Beispiel eines unerhörten Vandalismus, indem man die in der Vorhalle (Paradiso) der alten St. Petersbasilika befindlichen Grabmonumente teils beseitigte, teils in die unterirdischen Räume der heutigen Peterskirche, in die „Sacre grotte Vaticane“, hineinstellte, wo sich die Fragmente noch jetzt befinden. Der Mangel an Grabmonumenten erklärt sich aber auch aus dem Verfall der Kunst von der konstantinischen Zeit an. Am längsten hielt sich die Kunst in Rom, und Sarkophage sind es, an denen wir die letzten Lebensäußerungen klassischer Kunst erblicken.

Während man in Rom noch Sarkophage mit Reliefs herstellte, war für dergleichen im Süden Italiens kaum Sinn mehr vorhanden; vielleicht fehlten auch die Künstler. Wir müssen aber die Thatsache konstatieren, daß fast alle in Rom erhaltenen christlichen Särge aus der Zeit nach Konstantin mit Reliefdarstellungen aus der biblischen Geschichte versehen sind. Der berühmte Sarg des im Jahre 359 gestorbenen Stadtpräfekten Bassus in den Sacre grotte del Vaticano hat Darstellungen dieser Art, und es ist besonders hervorzuheben, daß Christus auf demselben als Hauptperson dasteht; man sieht ihn lehrend über dem Erdglobus zwischen zwei Aposteln. Auch die im Museum des Lateran befindlichen altchristlichen Sarkophage sind mit einer Fülle biblischer Darstellungen aus dem Alten und dem Neuen Testament versehen und bilden eine steinerne Bilderbibel, wie sie nur an der genannten Stelle existiert. In der Zeit nach Konstantin, im vierten Jahrhundert, ward es in Rom allgemein Sitte, die Toten in Särgen zu

bestatten und eine neue Kunstindustrie entstand, nämlich die Sargfabrikation, welche sich des Marmors bediente. Eine unabsehbare Reihe solcher Steinsärge sind in fast allen Museen Italiens vorhanden, viele in den Kirchen, und sie alle sind weniger für die Kunstgeschichte, als für die Religionsgeschichte merkwürdig.

Man würde sehr irren, wollte man glauben, daß die an denselben angebrachten Reliefs sich jedesmal mit Tod und Unsterblichkeit befassen. Vielfach erblickt man Szenen aus dem Leben, Vorgänge aus dem Zirkus, aus der Ringschule, aus dem häuslichen Leben, am meisten aber finden sich Darstellungen aus der Mythologie und Heroensage, welche zum Teil nur durch künstliche Deutung sich mit Sterben und Unsterblichkeit in Beziehung setzen lassen. Meeresgötter treiben dort ihr heiteres Spiel, Liebesgötter zeigen sich nicht immer als Trauergestalten, Bacchuszüge führen uns heitere Wald- und Flurgötter vor Augen. Sinnvoll sind Reliefs, welche den Tod des Adonis, oder das Sterben der Kinder der Niobe u. a. darstellen. Inschriften sind sehr selten, bemerkenswert ist eine solche im Lateran, die in wörtlicher Übersetzung lautet: „Ich bin entflohen, bin davon gegangen, lebt wohl, Glück und Hoffnung, ich habe nichts mit euch gemein, täuscht andere.“

In allen großen Museen Italiens begegnet man diesen Resten römischen Altertums, die uns einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt jener Zeit gestatten. Wer die schönsten Werke dieser Art sehen will, muß die Sammlungen im Vatikan und auf dem Kapitol besuchen, im Museum des letzteren findet sich der größte unter allen aufgefundenen Särgen, versehen mit Reliefs, welche das Leben des Achilles darstellen. Man sagt, die Leiche des Kaisers Severus habe in jenem Sarge gelegen. An anderen Sarkophagen daselbst befinden sich Schlacht- und Bacchusscenen, während an einem Kindersarg die Sage von Endymion edel und sinnvoll dargestellt wird. Im Vatikan sah ich den Sarg, welcher berühmt ist durch die Darstellung der Niobidensage, die an zahlreichen Särgen wiederkehrt. Im Palazzo Corsini in Rom sieht man an einem Sarg die Wegführung des vergöttlichten Achill durch Meeresgötter, welche die Leiche dieses Heroen zur Insel der

Seligen bringen. Es ist dies derselbe Gedanke, dem wir heutzutage im Vatikan bei der Apotheose der Heiligen begegnen. Bei jeder Kanonisation eines Heiligen wird im Vatikan ein Bild ausgestellt, welches die Gloria des Kanonisierten, d. h. seinen Eingang ins Paradies (Olymp, Land der Seligen) vor Augen führt. Im Dom zu Amalfi sah ich den Raub der Proserpina, im Dom zu Salerno einen Bacchuszug an einem Sarkophag. Unter den Särgen, welche die Uffizien zu Florenz verwahren, ist einer sehr merkwürdig, weil Scenen aus dem Leben eines Römers angebracht sind. Viele antike Sarkophage fand ich auf dem bekannten Campo santo in Pisa. Die reichen Kaufleute brachten sie vor Jahrhunderten dahin, um auf diese Weise glänzende Totenkammern zu haben.

Inmitten dieser an römischen Särgen sich äußernden Gedankenwelt macht sich seit dem dritten und vierten Jahrhundert eine von dieser total verschiedene geltend, bedient sich, wie jene, des Meißels und hinterläßt, wie jene, auf den Flächen der Marmorsärge ihre unauslöschlichen Spuren. Biblische Bilder fangen an, mehr und mehr die Bilder römischer Göttersage zu verdrängen, es entsteht eine steinerne Bilderbibel, welche im Verein mit zahlreichen Freskobildern an den Wänden der Katakomben die älteste Bibelillustration bildet.

Nur wenige der christlichen Sarkophage haben Reliefs von symbolischer Natur, z. B. den guten Hirten, Christus über den vier Strömen des Paradieses. Im Vatikan befinden sich zwei Riesensärge aus dem vierten Jahrhundert, welche als Ruhestätten zweier Frauen dienten, die von der Kirche als heilig bezeichnet werden, wir meinen den Sarg der heiligen Helena, sowie denjenigen der heiligen Konstantia (Mutter und Tochter des Kaisers Konstantin). Der erstere hat Skulpturen einer Schlacht, aber nicht ein einziges Relief, welches an das Christentum erinnerte, der zweite ist geschmückt mit Genien, die sich mit der Weinlese beschäftigen, erinnert also nicht an das Christentum, statt dessen vielmehr an das Heidentum, welchem wir jene berühmte Aschenurne aus Pompeji verdanken, die ebenfalls mit Genien, welche Weinlese halten, geschmückt ist. Man hat allerdings behauptet, jener

Sargschmuck enthalte christliche Symbole, aber diese Meinung ist grundlos, wie sich ein jeder überzeugen muß, der die Kirche St. Costanza bei Rom (bei St. Agnese fuori le mura) besucht, wo jene Tochter des Konstantin bestattet wurde. Die Mosaiken, welche daselbst dem vierten Jahrhundert entstammen, haben mit dem Christentum nichts zu schaffen. Jene zwei Särge sind lehrreich für denjenigen, welcher die Stellung Konstantins zum Christentum kennt, sie werden ihm bestätigen, was wir früher in dieser Hinsicht als wohlbegründet geäußert haben *).

Die meisten der christlichen Sarkophage des dritten und vierten Jahrhunderts haben Darstellungen aus der biblischen Geschichte und bilden, weil das Historische betont wird, einen schroffen Gegensatz gegen die heidnischen Särge, deren Bilder der Sage entnommen sind.

Im Museum des Lateran zu Rom finden sich vierundzwanzig christliche Sarkophage des vierten Jahrhunderts, fast alle reichlich mit Reliefs aus der biblischen Geschichte versehen, sowohl aus dem Alten, als aus dem Neuen Testament, Scenen aus dem Leben der Patriarchen, Durchzug durch das rote Meer, Daniel, Jonas, Christi Geburt, Lazarus, Stücke aus der Passion. Man sieht oft Szenen aus dem Alten und Neuen Testament zu einander in Beziehung gestellt.

In den wenig bekannten, unterhalb der St. Peterskirche befindlichen, sogenannten „Grotten“ des Vatikan sehen wir einen Sarkophag, auf dem nicht weniger als zehn biblische Geschichten in Gruppen angebracht sind, wir meinen den Sarg des römischen Präfekten Bassus, gest. 359. Betrachtet man die übrigen Särge, welche in Museen, in Kirchen, in Privatsammlungen Italiens aufgestellt sind, so überschaut man einen großen Kreis biblischer Geschichten und wünscht nur, daß die Apostelgeschichte mehr vertreten sein möchte, denn aus ihr hat man, soweit wir beim vielseitigen Studium der Särge entdeckten, nur die Geschichte von Petri Befreiung aus dem Kerker genommen. Die dargestellten Geschichten aber dienten den damaligen Christen, um ihre Gedanken, ihren

---

*) Siehe erster Teil, Kap. I.

Glauben und ihr Hoffen im Angesicht des Todes aufs deutlichste zum Ausdruck zu bringen. Der Schmerz tritt gänzlich zurück, der Genius mit der erlöschenden Fackel ist verschwunden, die Anschauung des heidnischen Römers, der selbst an seinem Sarge noch bacchische Lust, die er im Leben genossen, abgebildet wissen wollte, hat einer gänzlich veränderten Anschauung Platz gemacht, welche sich in Bildern von dem Durchzug durchs rote Meer, von der Auferweckung des Lazarus u. a. ausspricht. Höchst bezeichnend ist bei allen diesen Sarkophagen zweierlei: Nirgends begegnet uns in jenen Skulpturen eine Spur des Marienkultus, und niemals zeigt sich die Andeutung mönchischer Weltflucht. Auf einem jener vierundzwanzig Särge des Lateran sieht man eine Darstellung des seine Schafe weidenden guten Hirten und zugleich ein Bild des Ackerbaues. Letzteres mag erinnern wollen an des Lebens Arbeit und Mühe, aber kein Zug deutet an, daß der Überdruß an letzterer habe ausgedrückt werden sollen, vielmehr zeigt jenes Kunstwerk heitere Anmut und freundliche Ruhe. — Die Bilder auf den heidnisch-römischen Särgen bilden zu letzteren oft den grellsten Gegensatz, — wir sehen Bilder heiteren, ja sogar wüsten Lebens an der Stätte des Todes; die Bilder an den christlichen Särgen stehen mit dem biblischen Christentum in Harmonie und der sinnende Beschauer scheidet von ihnen mit dem Gefühl einer tiefen Befriedigung.

In der Kirche St. Ambrogio zu Mailand ist ein altchristlicher Sarkophag, auf dem Christus die Zentralstellung behauptet; Christus steht als Lehrer zwischen den zwölf Aposteln. Biblische Darstellungen befinden sich auch auf dem Sarkophag Gregors V. in den vatikanischen Grotten, und in St. Lorenzo zu Neapel (erbaut von Karl Anjou) ist ein Sarg, an dem man die Darstellung der Anbetung der heiligen drei Könige erblickt, vielleicht aus dem zehnten oder elften Jahrhundert.

Nicht mit der künstlerischen Darstellung haben wir es hier zu thun, sondern mit dem Gegenstand, den der Künstler darstellt, und da ist zu konstatieren, daß die Bibel ihren Einfluß Jahrhunderte hindurch behauptet. Wären im Süden Italiens, speziell in Neapel, alle diejenigen Sarkophage und Grabmonumente erhalten, welche

durch bodenlose Gleichgültigkeit zugrunde gegangen sind, so würde sicherlich dort dieselbe Thatsache uns vor Augen treten, welche uns in Rom begegnet. Wie sehr in jenem Jahrtausend im südlichen Italien die Hand des Künstlers mangelte, erhellt daraus, daß man vielfach antik-römische Sarkophage benutzte, indem man sie teils unverändert ließ, teils nur das Wappen desjenigen einmeißelte, welcher in jenem Marmorsarge bestattet wurde. Dergleichen Särge sind nicht wenige vorhanden, und sogar aus dem siebzehnten Jahrhundert zeigt Neapel ein Beispiel der Benutzung eines antiken Sarkophags. In einer Kapelle der Kirche St. Chiara ist ein mit dem Relief des Protesilaus und der Laodamia versehener antik-römischer Sarkophag, in welchem Herzog Cesare Sanfelice (gest. 1632) bestattet wurde. In dem weiten Säulenvorhof des Domes von Salerno befinden sich nicht weniger als vierzehn antike Sarkophage, welche von den normannischen Herrschern für christliche Begräbnisse benutzt worden sind. Auch Papst Hadrians IV. Sarkophag in den Grotte Vaticane ist ein antiker und mit Stierschädeln versehen.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt die Kunst im südlichen Italien, die Gedanken und Anschauungen, welche sie aus der umgebenden Zeit schöpfte, an Särgen und Grabmonumenten in den Kirchen auszusprechen; Särge und Denkmäler stehen als Erläuterungen zur Kirchengeschichte vor uns. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß sofort mit dem vierzehnten Jahrhundert die Skulptur eine Menge solcher Gebilde schafft; man scheint sich in jenem Jahrhundert zu bemühen, ein Versäumnis nachzuholen; jede hervorragende Person scheint das Bedürfnis gefühlt zu haben, auf diese Weise sich eine bleibende Erinnerung zu schaffen.

Wiederum haben wir uns nicht die Aufgabe gestellt, den Künstler und seine Kunstleistung zu beurteilen; es kommt uns nur auf die durch den Künstler ausgesprochenen Gedanken und die in den Kunstgebilden wahrzunehmenden Anschauungen an. In dieser Hinsicht bilden das vierzehnte, fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert einen abgeschlossenen, durch gemeinsame Merkmale gekennzeichneten Zeitraum. Die Bibel und die biblische Geschichte finden wir an Särgen und Denkmälern jetzt nicht mehr; die heilige

Schrift und ihre Geschichte ist in den Hintergrund getreten; die eigentliche Aufgabe des Künstlers besteht bei Herstellung seiner Grabeskunstwerke darin, die Person des Geschiedenen mit allen ihm zugebote stehenden Mitteln zu verherrlichen, wobei indes religiöse Gedanken auf mannigfache Weise zur Darstellung gelangen. Alle Gestalten letzterer Art dienen aber nur als Ornament; die Gestalt Christi fehlt nicht immer, aber sie ist unter den Grabeszierden nicht die Hauptsache, und je weiter die Zeit fortschreitet, desto weniger tritt sie uns an Särgen und Monumenten entgegen, bis sie mit dem sechszehnten Jahrhundert gänzlich verschwindet.

Mit dieser Tendenz stimmen die Inschriften überein. Niemals findet sich ein Bibelspruch an Särgen und Monumenten. Die Zahl der letzteren ist unabsehbar; ein Heer von Gestalten aus dem vierzehnten bis sechszehnten Jahrhundert bevölkert zahlreiche Kirchen Neapels und anderer alter Städte. Ich habe Jahre hindurch jede Gelegenheit benutzt, die Särge und Monumente in den Kirchen zu betrachten, zu klassifizieren; aber einen Bibelspruch habe ich nicht gefunden; die Bibel scheint für diese Jahrhunderte gänzlich zu fehlen. Alle Inschriften könnten ebenso gut an heidnischen Särgen und Monumenten stehen. Wir bieten zur Charakteristik eine Auswahl. Huic virtus gloriam, gloria immortalitatem comparavit. — O, inanes curas! — Mori non digna fuit. — Evolavit ad aeterna: letztere Inschrift an dem Sarge eines Kardinals und Erzbischofs. Altiora. — Hic finis. — Abiit, non obiit, discessit, non decessit. In letzterer Inschrift spricht sich allerdings die Unsterblichkeitshoffnung aus, welche aber auch in dem antiken Leben nicht gefehlt hat. Nata eheu miserum misero mihi nata parenti: so beginnt eine lange Versreihe, welche völlig den antiken Klagen entspricht. Diis superis sacrum: diese echt heidnische Inschrift steht an einem Sarkophag, und nun folgt eine von jenen tausend Inschriften, welche in römisch-antiker Weise das Lob des Verstorbenen preisen. Im sechszehnten Jahrhundert beginnen die drei Buchstaben zu erscheinen: D. O. M. (Deo optimo maximo), bekanntlich echt römisch; ebenfalls finden sich dann und in der Folgezeit die zwei Buchstaben: D. M. (Diis manibus). Eine der ruhmredigsten Inschriften befindet sich an dem aus dem vierzehnten

Jahrhundert stammenden Prunkdenkmal Roberts des Weisen in St. Chiara zu Neapel, eine Inschrift, die jedem antik-römischen Mausoleum zur Ehre gereichen würde: Cernite Robertum regem, virtute refertum! Petrarca wird als Verfasser dieser Inschrift bezeichnet. Wie eine antik-heidnische Klage erscheint die Inschrift: O fatum, quot bona parvulo saxo conduntur. Denselben Charakter hat die Inschrift: Hospes, quid sim, vides, quid fuerim, nosti, futurus ipse quid sis cogita. Der Marchese de Pescara, Gemahl der Viktoria Colonna, hat an seinem Grabmal in St. Domenico in Neapel eine lange von Ariost verfaßte Inschrift, worin gesagt wird, daß die Götter Mars und Mors jenen Krieger dahinrafften, daß er aber im Nachruhme fortlebt. Nur noch zwei lateinische führen wir an, um zu zeigen, wie sehr in jenen drei Jahrhunderten heidnische Sprache sich der Gräber bemächtigte. An dem Monument des im Jahre 1414 zu Neapel gestorbenen Königs Ladislaus liest man: Libera sidereum mens ipsa petivit Olympum. Kein römischer Dichter hätte sich besser ausdrücken können. Der zu Neapel im Jahre 1254 verstorbene Papst Innocenz IV. erhielt im vierzehnten Jahrhundert im Dom daselbst ein Grabdenkmal. Die lateinische Inschrift beginnt: Hic superis dignus requiescit papa benignus. Dann wird gerühmt, daß er die „Natter“, Friedrich II., zu Boden gestreckt habe. Die im Dom zu Salerno befindliche Grabinschrift Gregors VII. dient dazu, um einen ähnlichen Satz, eine Art Bannfluch, gegen Heinrich IV. zu schleudern, und lautet ebenso unversöhnlich wie die angeblich letzten Worte dieses Papstes. Die Spur eines christlichen Gedankens ist in derselben nicht zu entdecken.

Mit jenen Inschrtften stimmt dasjenige überein, was wir, ebenfalls als Ausdruck der Zeit, an den Särgen und Monumenten finden. Endlos ist die Zahl derjenigen Sarkophage, auf denen die Gestalt des Verstorbenen liegend dargestellt wird, wobei die Vorderseite des Sarges in Medaillons meist drei Reliefs zeigt, alle Brustbilder, Christus, Maria, Johannes. Solche Medaillons sind die ältesten Sargbildwerke, die aber bald, schon im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, anderen Gestalten weichen, nämlich der Madonna und allerlei Heiligen, wobei Geschmack und Spezial-

verehrung der Auftraggeber, vielleicht auch des Verstorbenen, maßgebend gewesen sein dürften. Jedenfalls tritt die Gestalt Christi nach und nach in den Hintergrund. Charakteristisch ist der Sarkophag, welcher die sterbliche Hülle Innocenz IV. birgt. Auf demselben liegt die Gestalt dieses Hohenstaufenfeindes; über dem Sarkophag an der Wand sieht man die Madonna mit dem Kinde.

An die Sarkophage schließen sich die Monumente. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert tritt uns ein für lange Zeit maßgebender Typus derselben entgegen, welcher die mannigfachsten Modifikationen zuläßt, die aber an der Grundidee, an den Hauptteilen nichts ändern. Der Sarkophag wird von drei oder vier menschlichen Figuren, welche Tugenden vorstellen (Liebe, Stärke, Mäßigung, Kraft 2c.) getragen; auf demselben liegt die Gestalt des Verstorbenen, und über dem Sarg wölbt sich ein meist gotisch gestalteter Marmorbaldachin, getragen von Säulen. Meistens stehen Engel (Genien?) dem Sarge zur Seite und ziehen den Marmorvorhang beiseite, damit man den Toten erblickt. Die ältesten Monumente dieser Art finden sich in St. Lorenzo zu Neapel, dann aber in fast allen alten Kirchen, am zahlreichsten in St. Chiara zu Neapel. Dieser Typus zeigt sich bis ins fünfzehnte Jahrhundert. An jedem dieser Monumente kommen religiöse Gedanken durch mannigfache Figuren zum Vorschein; die Madonna aber erscheint als die bedeutsamste Figur, und meist wird dargestellt, wie irgendein Heiliger den Verstorbenen der Madonna empfiehlt. Die letztere im Verein mit Heiligen zeigt sich an der Vorderfläche des Sarges; oft aber erblickt man dort auch Familienglieder des Toten, und jene Empfehlungsszene zeigt sich dann über dem Sarge an der Wand. Die Madonna also ist die Gnadenspenderin im zukünftigen Leben; niemals sehen wir, daß der Tote durch einen Heiligen Christo empfohlen wird. Christi Figur zeigt sich nur ausnahmsweise, etwa als Zierde beim oberen Abschluß, z. B. an dem Monument Roberts des Weisen, wo man an dem obersten Teil des Giebels Christum „in der Glorie“ erblickt. Nur ein einziges mal sieht man den segnenden Christus, nämlich in der Kirche Donna Regina; dieses Denkmal ist aber eines der ältesten; späterhin wird das Segnen in die Hand der Madonna gegeben.

Der Sarg also wird von der Erde entnommen, der Tote als ein in höhere Regionen versetzter bezeichnet, und diese Emporhebung (Apotheose) geschieht durch die „Tugenden" des Abgeschiedenen. Die Tugenden entrücken ihn dieser Erde; sie heben ihn in das höhere Reich empor, wo die Himmelskönigin ihn in Empfang nimmt. Daß diese Anschauung eine nicht christliche ist, brauchen wir nicht erst zu beweisen. Das Monument stellt den apotheosierten Abgeschiedenen in den Mittelpunkt und hat den Zweck, ihn in glänzender Weise zu verherrlichen.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt in Neapel das stolze Grabdenkmal des Königs Robert des Weisen in St. Chiara, aus dem fünfzehnten dasjenige des Königs Ladislaus in St. Giovanni. Nicht etwa in einem Seitenraum befinden sich dieselben, sondern an der breiten Wand des Hochaltars, also sofort sichtbar, wenn man die Kirche betritt. Die üblichen Tugenden tragen den Sarkophag Roberts, auf dem der König im demütigen Franziskanerkleide liegt. Mit der Demut scheint es aber nicht allzu weit her zu sein; denn darüber in einer zweiten Nische sieht man den König auf dem Thron; St. Franziskus und die heilige Klara empfehlen ihn der Madonna. Das Ganze ist von einem fast bis zur Decke der Kirche reichenden Marmorbaldachin überwölbt. Zur Rechten und Linken dieses Monuments sind andere Grabdenkmäler ähnlichen Stiles. Noch stolzer und prunkender ist das Grabmal des Königs Ladislaus, gleichfalls mit den unvermeidlichen Tugenden. Hier tritt noch mehr die Person des Verstorbenen in den Vordergrund; denn König und Königin sitzen nicht nur mit Krone und Scepter auf stolzem Thron, von allegorischen Figuren umgeben, sie sitzen auch neben ihrem Sarkophag, darüber die Madonna; doch fehlt eine Empfehlung an die letztere. Solche Denkmäler zeigen denselben Grundgedanken, welcher die Aufstellung von Statuen vergötterter Herrscher im römischen Tempel veranlaßte.

Als im sechszehnten Jahrhundert die Renaissance sich geltend machte, änderte sich der Stil der Monumente, und der Meißel des großen Meisters Giovanni da Nola läßt uns bisweilen Reminiscenzen aus der Bibel in Reliefs sehen, indem er z. B. die Grablegung Christi oder die Auferstehung an den Sarkophagen an-

bringt. Aber solche edel gehaltene Reliefs sind der letzte Strahl einer untergehenden Sonne; jene Kunstgebilde verschwinden zwischen den Figuren der Madonnen, der Heiligen, der Genien (mit und ohne Fackel), sowie zwischen den Brustfiguren Gott-Vaters, welche in dieser Periode an den Monumenten als Zierfigur hoch oben angebracht zu werden pflegen, jedesmal eine Nachahmung der Gestalt, welche von dem Pinsel Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle zu Rom geschaffen wurde.

Im sechzehnten Jahrhundert zeigen sich zum erstenmal weinende Frauen an einem Sarkophag, zum erstenmal klagende Genien, welche den Sargdeckel abheben, oder sich auf die umgekehrte Fackel stützen. Gegen Ende des Jahrhunderts aber schwindet der religiöse Gedanke von den Grabmonumenten immer mehr. An einem Grabe in S. Domenico sehen wir Natur und Kunst in allegorischen Figuren, auch Arno und Tiber in derselben Weise. Auf dem Prunkdenkmal des Vizekönigs Pietro in S. Giacomo erheben sich stolze Tugenden, sowie die Figuren des Königspaares. Die Grabkapelle des Pontanus ist von außen mit moralischen Sentenzen und inwendig mit geistreich sein sollenden Inschriften versehen. An dem restaurierten Grabe Gregors VII. in Salerno verrät keine Skulptur einen religiösen Gedanken. Endlich an dem Grabe des Dichters Sannazáro in Neapel floriert das Heidentum mit der Statue des Apollo und der Minerva. Dies in die Kirchen hineinflutende Heidentum war manchem zu arg, weshalb man in jener Kirche den Apollo in David und die Minerva in Judith verwandelte! Der Zeitraum also, welcher das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert umfaßt, welcher die Bibel und die biblische Geschichte aus den Augen verliert, dabei aber doch religiöse Gedanken in mannigfacher Form ausspricht, endigt damit, daß man aufhört, die letzteren an den Grabmonumenten zur Darstellung zu bringen.

Ehe wir auf die letzte Periode übergehen, ist es lehrreich, einen Blick auf Rom zu werfen. Grabmäler mit „babylonischem" Charakter aufgebaut, wie wir sie in Neapel gefunden haben, sehen wir in der St. Peterskirche nicht; trotzdem waltet dort derselbe Grundgedanke, dieselbe Tendenz. Die in jener Kirche befindlichen

Prunkgräber der Päpste dienen dazu, den Gedanken der Apotheose zur Darstellung zu bringen; die christliche Kirche wird zum heidnischen Pantheon; das Grabmonument ist nur ein Vorwand, in Wirklichkeit gilt es, die Person des betr. Papstes zu verherrlichen; christliche Glaubens- und Hoffnungsgedanken sucht man an den Prunkgräbern der Päpste vergebens, und unter den Figuren der Tugenden findet man die Kardinaltugend nicht, wir meinen die Demut! In St. Peter zu Rom fehlen die Tugenden an den Gräbern der Päpste nicht, wenn sie auch nicht als Träger, wie in Neapel, gebildet werden. Die Gestalten des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung assistieren Innocenz VIII., welcher die Christenheit mit der Türkensteuer und Deutschland mit Hexenrichtern beglückte. Sixtus IV. hat zu seiner Verherrlichung keine Tugenden erhalten; wohl aber finden wir an seinem Grabe die Figuren der Theologie, Rhetorik, Musik, Grammatik, Dialektik, Philosophie und Astronomie! Das Grabmonument, welches Michelangelo für Julius II. anfertigen sollte und wollte, glich mit seinen beabsichtigten vierzig Statuen einem babylonischen Turm und hat nie seine Vollendung gefunden. Für das beabsichtigte Riesendenkmal dieses Papstes sollte bekanntlich Bramante die Peterskirche schaffen! Was wir von diesem Denkmal in St. Pietro in Vincoli sehen, ist nur eine Wanddekoration.

Fassen wir die letzte Periode, vom siebzehnten Jahrhundert an, ins Auge, so steht eine endlose Reihe von Werken der „Kunst“ vor uns; eine verwirrende Mannigfaltigkeit des Stiles, der Gedanken, der gesamten Leistung tritt uns entgegen, wodurch die Betrachtung erschwert, das Auge mehr abgestoßen als angezogen wird. Unter all den zahllosen Denkmälern ist nur ein einziges, welches das Herz erwärmt, und dies einzige ist nicht von einem italienischen Künstler, sondern von Thorwaldsen; vielleicht aber hat es mir das Herz nur deshalb warm gemacht, weil es sich um ein deutsches Grab handelt. Ich meine das Grabdenkmal Konradins in der Kirche S. Maria del Carmine zu Neapel. Im übrigen gilt von allen Denkmälern dieser Jahrhunderte, daß sie kalt und tot sind wie die Leiber derer, welche sie rühmen wollen und deren Moder sie verhüllen. Mit Sorgfalt habe ich mich

bemüht, an solchen Grabmonumenten das Christentum, christliche Glaubens- und Hoffnungsgedanken zu entdecken, wenn auch nur in Gestalt einer Madonna, oder eines Heiligen; ich habe nichts gefunden, nichts entdeckt, und habe es aufgegeben, das zu finden, was in der That nicht zu finden ist. Der Bildhauer aber ist das Kind seiner Zeit; er spricht die Gedanken und Anschauungen der letzteren in Marmor aus; seine Hand und sein Meißel folgen den ihm gegebenen Weisungen. Nun bedenke man die Thatsachen: in den letzten dreihundert Jahren hat die römische Kirche in Süditalien keinen Bildhauer veranlaßt, an den in Kirchen aufzustellenden Grabmonumenten religiöse Gedanken zu versinnlichen; sie hat keinen Bildhauer begeistert, Figuren zu schaffen, die tröstend und herzerhebend an Gräbern uns hinaufziehen; die römische Kirche hat dreihundert Jahre hindurch geduldet, daß in ihren Kirchen leere, tote, jedes religiösen Gedankens bare Grabmäler aufgestellt werden. Mit dieser Thatsache hat sich die römische Kirche ein Armutszeugnis ausgestellt, wie es klarer und überzeugender nicht gedacht werden kann. Hier reden in Wahrheit die Steine!

Bemerkenswert ist die Thatsache, daß an den Denkmälern der letzten drei Jahrhunderte der Ernst des Todes fast nie ein Wort redet. Höchstens läßt man diesen Gedanken abgeschwächt, nach antiker Weise, in trauernden Genien mit und ohne Fackel zu Worte kommen. Nur ein einzigesmal habe ich das Totengerippe gesehen, aber in keineswegs ergreifender Weise. Der Tod hebt nämlich den Marmorvorhang auf und grinzt aus dieser Öffnung hervor. Es ist dies die elende Nachahmung eines der Papstgräber in Rom. Übrigens war das Totengerippe als Allegorie des Todes bereits den Römern bekannt, wie ein im Museum zu Neapel befindliches, in Pompeji gefundenes Mosaikbild beweist. Sämtliche Figuren und Darstellungen an den Grabmonumenten der letzten drei Jahrhunderte sind in Hinsicht des religiösen Gehaltes gleich Null und alle miteinander dem römischen Heidentum entnommen. Wir finden das Stundenglas, die Urne, vor allen Dingen aber Genien, die in oft halsbrechender Weise auf scharfen Kanten sitzen, oder gewagte Tänzerstellungen einnehmen, dann und wann auch in ruhiger Weise römische Trauergenien nachahmen.

Wer Prachtsarkophage stolzer Äbte schauen möchte, begebe sich zu dem berühmten Kloster S. Trinitá bei La Cava; wer fade Tugendfiguren des achtzehnten Jahrhunderts sehen will, betrete die bereits genannte Kapelle S. Severo in Neapel. An einem der dortigen Gräber zeigt sich die Statue der Aufrichtigkeit, an einem anderen sehen wir die Erlösung vom Irrtum, an einem dritten die (skandalöse) Gestalt der Pudicitia, ein fades Werk des dreisten Virtuosentums, welches der Frechheit gewisser Statuen aus der römischen Kaiserzeit nichts nachgiebt. Eines der neuesten Monumente befindet sich in der uralten Basilika S. Restituta, der einstigen Kathedrale Neapels. Man sieht in Relief den Merkur, der den Verstorbenen, welchen die Mutter halten möchte, zum Hades abführt. Dies Werk ist die Nachahmung eines herrlichen griechischen Reliefs aus bester Zeit, welches die Wegführung der Euridice und den Schmerz des Orpheus darstellt.

Unter jener endlosen Reihe von Grabmälern giebt es eine Schar von Marmorgestalten, welche eine Klasse für sich bilden. Man staunt über die Masse von lebensgroßen Rittergestalten mit Helm und Speer, mit Harnisch und Beinschienen, welche zahlreiche Kirchen Neapels bevölkern; man könnte wähnen, daß in dieser Stadt im siebzehnten Jahrhundert ein Heldengeschlecht gewohnt habe. Im folgenden Jahrhundert wird es anders; man sieht nicht mehr die lebensgroßen Panzergestalten, man sieht ein Geschlecht affektiert knieender und affektiert liegender Gestalten, meist mit Perücken, dann eine zahllose Reihe von Büsten, namentlich als Relief. Dabei scheint schließlich ein Dämon sich der Künstler zu bemächtigen, welche neue Ideen und Überraschungen anbringen wollen. Wohl keine Stadt hat solche künstlerische Tollheiten aufzuweisen als Neapel. Man betrachte die sogenannten Kunstwerke in der Kapelle S. Severo daselbst; dort erblicken wir einen Sarkophag, der das Menschenmögliche in der Überraschung leistet. Man sieht nämlich, daß der Sargdeckel sich hebt und der Tote bereits ein Bein über den Rand schlägt, auch sein Haupt und seine das Schwert haltende Hand herausstreckt. Die Idee des Künstlers ist weniger erhaben als überraschend, hat aber, soweit wir wissen, keine Nachahmer gefunden. Der Name des Kriegs-

helden, der so geschickt seinem Sarge entspringt, ist Cecco di Sangro, der Name des Künstlers, welcher dieses Monument fertigte, ist Francesco Celebrano. In der alten, an Denkmälern aller Jahrhunderte überreichen Kirche S. Domenico befindet sich das Grabmal eines im Jahre 1852 gestorbenen Generals, aufgebaut aus Trommeln, Kanonen, Kugeln und Fahnen. In derselben Kirche hat eine Witwe ihrem verstorbenen Gemahl ein Denkmal gesetzt und für passend erachtet, bei dieser Gelegenheit sich selbst zu verewigen; ihre lebensgroße Gestalt umfaßt nämlich die Büste des Toten. Dieselbe nützliche Idee ward jüngst in der Kirche S. Severino verwirklicht, wo man die junge Witwe im Atlaskleide neben einer gebrochenen Säule erblickt. Solche widerliche Denkmäler sind modern; hat sich doch kürzlich auf dem Friedhofe zu Neapel eine Witwe mit ihren Kindern in lebensgroßen Gestalten neben der Büste des verstorbenen Familienhauptes darstellen lassen!

In unserem Jahrhundert ist die römische Kirche mit ihren Grabmälern in den Kirchen wiederum bei dem Heidentum angelangt. Zuerst verschwand ihr an den Gräbern die Bibel, dann der religiöse Gedanke und nur das Heidentum blieb, unverhüllt und im klarsten Ausdruck.

Zum Schluß nochmals ein Blick auf die Gräber der Päpste in St. Peter zu Rom, um zu beweisen, daß dort kein anderer Geist herrscht als in Neapel. Als das schönste Monument wird dasjenige Pauls III. bezeichnet, desselben Papstes, der seinen Sohn 1545 zum Herzog von Parma und Piacenza machte, aber an diesem Nachkommen keine Freude erlebte, weil derselbe, ein Tyrann, ermordet wurde. Zur Kolossalgestalt des Papstes gesellen sich an dem Denkmal die Klugheit und Gerechtigkeit. Wäre derselbe wie ein römischer Krieger gekleidet, so hätten wir einen der Cäsaren vor uns. Im vorigen Jahrhundert ward das Grabmonument Klemens' XIII. von Canova angefertigt. Hier ist allerdings die Gestalt der Religion angebracht; aber der religiöse Wert jener matten Statue ist gleich Null, und daß letztere einen christlichen Gedanken ausdrückt, hat noch niemand gesagt. Im übrigen befindet sich auch der römische Genius mit der verlöschenden Fackel an dem stolzen Sarkophag; die Gestalten der Liebe und der Hoffnung aber

können ebenso ein heidnisches wie ein christliches Monument zieren. Wie das Werk Thorwaldsens, das Grabmal Pius' VII., in eine christliche Kirche paßt, hat seither noch niemand ergründet. Weisheit und Kraft sind freilich schöne Tugenden, die aber ein Kaiser Trajan ebenfalls besaß, und in den Genien der Zeit und Geschichte spricht sich keine Spur eines christlichen Gedankens aus. Die Hauptsache jedoch ist die thronende Statue des Papstes mit der dreifachen Krone. Säße an seiner Stelle ein Kaiser Augustus, so würde an dem Denkmal sich alles für diesen eignen.

Kolossale Gestalten treten uns in erwähnten Denkmälern entgegen. Durch solche Gebilde suchten einst orientalische Völker das Göttliche darzustellen, wie die Kunstgeschichte Assyriens und Ägyptens lehrt. Die römischen Kaiser wurden nach ihrer Apotheose gleichfalls in kolossalen Gestalten dargestellt *). Dies ahmt die römische Kirche in Hinsicht der Päpste nach.

---

*) Stahr, Torso II, pag. 459 sqq.

Zehntes Kapitel.

Evoë Bacche!

„Gebt Blumen, diese Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den besprengten Tempel."
Euripides.

Die Gefilde um Nola waren einst eine Goldgrube in Hinsicht edel geformter Vasen, welche man den dort vorhandenen hellenischen Gräbern entnahm. Tausende solcher Prachtgefäße, die Gabe der Lebenden an die Toten, bewahrt das Nationalmuseum in Neapel, wo die auf den Vasen befindlichen Bilder dem Beschauer reiche Gelegenheit bieten, das antike Leben in den mannigfaltigsten Beziehungen kennen zu lernen. Viele Vasen entstammen der Blütezeit hellenischer Kunst und zeigen rote Figuren auf schwarzem Grund, alle in fließenden, leichten Umrissen mit freier Hand gezeichnet, voll Heiterkeit, Anmut und Schönheit. Wir erblicken Scenen aus der Geschichte und Mythologie; Krieg, Tanz, Jagd, das häusliche und öffentliche Leben wird dargestellt, am meisten kehren bacchische Scenen wieder, welche im antiken Leben so beliebt waren, daß wir sie sogar als Reliefs an Marmorsarkophagen der römischen Kaiserzeit wiederfinden.

Die Gefilde von Nola bieten aber noch andere Gelegenheit, ein Stück antiken Lebens zu schauen und zwar nicht an Vasen und Särgen. Bacchische Feste, welche die geschickte Malerhand vor Jahrtausenden auf Vasen zeichnete, sind der Gegenwart nicht unbekannt. Wenn üppige Weinguirlanden in heißer Sommerzeit

die Ebene Nolas in einen einzigartigen Festplatz verwandeln, wenn dann die genannte Stadt ihrem großen Schutzheiligen St. Paulinus *) den Tribut des Jahresfestes bringt, dann wiederholen sich bacchische Scenen, welche die Vasenbilder darstellen.

Wer in Campanien reichliche Mittel hat, hält an dem uralten Brauch fest, in geschmücktem Wagen bei diesem Feste zu erscheinen. Wenn die Hellenen zu den Festen ihrer Götter zogen, waren die Wagen ebenfalls geschmückt. Auf dem Platz vor Nola in der Nähe eines mittelalterlichen Turmes sahen wir die Wagen am Nachmittag und Abend vor dem Fest anlangen. Glocken, Federn, Blumen, Bänder bilden den Schmuck der Rosse; Blumen, Lorbeer= und Myrthenzweige, sowie Fahnen die Zier der Wagen, und von letzteren sind diejenigen der niederen Sorte, die nach dem antiken Cisium gebauten hohen zweiräderigen, gewöhnlich mit einem Dutzend Menschen beladenen Karren an ihren Holzstühlen stets mit bunten Bildern versehen, welche meist die Madonna, sowie den heiligen Georg unter allerlei Arabesken darstellen. Die Frauen erscheinen bei diesem Feste im höchsten Schmuck, von einer Landestracht ist aber wenig die Rede; nur die unteren Klassen haben ein eigentümlich gebundenes, buntes Kopftuch bewahrt. Die wohlhabenden Frauen tragen seidene Kleider, bei hoch und niedrig aber tritt eine Fülle von Goldschmuck zutage, schwere goldene Halsketten, Ohrringe mit Perlen, kostbare Ringe an mehreren Fingern, Kleinodien, welche in den niederen Klassen sich oft Generationen hindurch vererben und nur in der dringendsten Not veräußert werden. Die religiösen Feste der Griechen waren stets mit Märkten verbunden; so fanden wir es auch in Nola, fast die ganze Stadt hatte sich in einen tosenden Markt verwandelt. Bei den Griechenfesten fehlte nie der Rhapsode im feierlichen Gewande, welcher die Thaten der Götter und Helden besang; in Nola erblickten wir einen Rhapsoden, aber im Narrenkleid, einen Improvisator, nicht mit der Leier, sondern mit der Trommel. Die Zahl der Festteilnehmer aus ganz Campanien pflegt alljährlich die Einwohnerzahl Nolas um das doppelte zu übertreffen; die ganze Stadt wandelt sich daher in

---

*) Zu vergleichen erster Teil, Kap. III: Fünfzehnhundert Jahre.

eine Herberge, und jeder sucht sich sein Lager, so gut oder schlecht es eben zu finden ist, sei es auch unter freiem Himmel. Eine große Zahl aber verzichtet auf jede Herberge und verbringt die Nacht in heiterster Weise. Daß es sich um eine religiöse Feier handelt, merkt man nicht im mindesten.

Wir, d. h. mein Freund und ich, fanden mit Hilfe eines der zahlreichen, zur Überwachung dieses Festes kommandierten Carabinieri ein Unterkommen für die Nacht. Man wies uns in ein Durchgangszimmer, welches als Passage für die in der Festnacht rastlos thätigen Aufwärter diente. In dieser Herberge war jedes Zimmer ein Speiseraum, überall wurde gegessen, getrunken, gezecht, gesungen, geschrieen. Wir hörten, indem wir in unseren Kleidern einige Stunden hindurch auf den uns angewiesenen Betten lagen, den Lärm der Straße und den Lärm im Hause, warteten vergebens auf Ruhe, merkten statt dessen, daß das Getöse bei Fortschreiten der Nacht sich vermehrte. In das wüste Tosen von Männerstimmen mischten sich je länger, je mehr kreischende, jauchzende Stimmen der Weiber. Ich fragte einen der Kellner, der einen riesigen Weinkrug durch das Zimmer schleppte: Was bedeutet dieser Lärm? Der Diener antwortete: Fanno festa! (Man macht ein Fest). Es blieb uns nichts übrig, als das dumpfe, in der Juninacht drückend heiße Zimmer zu verlassen und draußen frische Luft zu suchen. Vom Turm des Domes schlug es Mitternacht. Auf der Straße fanden wir auf und nieder wandelnde Menschenhaufen, Weiber, Männer, Jünglinge, Jungfrauen, welche Abteilungsweise neben= oder hintereinander singend und scherzend einherzogen. Wohl dem, welcher die Scherzworte, die bei solchem nächtlichen Festanlaß gewechselt werden, nicht versteht! Fast vor allen Häusern sahen wir Männer und Weiber zechend an Tischen sitzen, die Weinkrüge gingen von Mund zu Mund und der Marktplatz war fast gänzlich von solchen Zechern angefüllt. An zahlreichen Stellen ward von je einem Paar die Tarantella getanzt unter lautem Gelächter oder unter donnerndem Beifallsgeschrei des umstehenden Menschenkreises. Die Musik dabei bildete das eintönige dumpfe Tacktrauschen der antiken Schellentrommel, begleitet von einem ebenso eintönigen, nur zuweilen gellend klingenden

Lied. Daß die heutige Schellentrommel mit der antiken identisch ist, beweist ein pompejanisches Bild, welches den trunkenen Herkules mit seinem Gefolge darstellt, in welchem sich ein Weib mit dem genannten Instrument befindet. Zweifellos entspricht die Tarantella im ganzen dem antiken bacchischen Tanz, doch möchte ich glauben, daß gewisse dabei übliche unschöne Bewegungen, die man heutzutage in Campanien sieht, dem antiken Tanz fehlten. Wenn zwei Personen (meist Frauen oder Mädchen) die Tarantella tanzen und eine Zeit lang sich zierlich bewegt haben, so fahren sie plötzlich auf einander los und stoßen einander mit der Hüfte so heftig, daß sie wieder zurückprallen, wobei oft brüllender Beifall laut wird. An anderen Stellen ließen sich Sänger hören. „Reigentanz und Gesang, das sind die Zierden des Mahles", so sagt Homer. Zur Guitarre und Mandoline sangen sie Volkslieder, d. h. solche, die man im Süden so nennt. Man meine nicht, daß das Volk Campaniens etwas besitzt, was dem deutschen Volksliede zur Seite treten könnte. Was man volkstümliche Lieder nennen möchte, wird nicht vom Volke, sondern nur von kunstgeübten Sängern gesungen, welche ein Gewerbe daraus machen. Daß auch das geistliche Volkslied fehlt, brauchen wir kaum zu bemerken. Trotzdem finden in Süditalien abends in erleuchteter Kirche sehr oft eigentümliche Gesangandachten statt. Man sieht dann die Kirchen fast nur mit Frauen und Mädchen besetzt, welche sich in zwei Chöre teilen und in schwerfälligen Mollweisen einzelne lateinische Strophen zu Ehren der Madonna oder eines Heiligen singen. Ein solches Singen ist niemals erfreulich für den Hörer, ohne Leben, bisweilen wegen kreischender Altweiberstimmen abscheulich.

Welche besondere Anziehungskraft hat nun das Jahresfest in Nola? Wenn wir auf die „Lilien" des heiligen Paulinus verweisen, so handelt es sich um unerhörte Dinge, die uns, als wir Augenzeugen waren, wie phantastische Märchenbilder erscheinen wollten.

Die „Lilien" des heiligen Paulinus sahen wir am Abend unserer Ankunft. Schon in der ersten Straße standen wir vor einer solchen. Der Leser denke sich ein aus nicht zu schwerem

Holzwerk, welches sich an einen Mastbaum in der Mitte anschließt, zusammengefügtes Bauwerk, an der Basis quadratförmig, so daß an jeder Seite zehn Menschen bequem stehen können, dann in rundlicher Form allmählich in eine Spitze verlaufend. Dies mit Nägeln und Klammern zusammengefügte Holzgerüst wird bis zur höchsten Spitze mit hellfarbigen Arbeiten aus leichtem Stoff, namentlich Papiermaché, so umkleidet, daß der Raum bis oben hinauf sieben Stockwerke zählt. Jedes der letzteren ist durch korinthische, buntmosaizierte Säulen abgeteilt, und zwischen den Säulen befinden sich Nischen, in denen sich farbenprächtige Heilige von glanzfarbigem Grunde abheben. Architrav und Fries sind mit Arabesken und Mosaik geziert, Engel mit goldstrahlendem Gewande hier und da angebracht, und so flimmert, strahlt und glänzt im südlichen Sonnenschein dies seltsame Bauwerk von unten auf bis zur höchsten Spitze, welche mit einer lebensgroßen Madonna gekrönt ist, um deren Haupt zwölf Sterne glänzen und deren blauer Mantel mit goldenen Sternen besäet ist. Der hintere Teil des Holzgerüstes ist einfacher bekleidet, nämlich mit Myrthen und Goldfähnchen. Ein solcher Turm überragt sämtliche Häuser der Stadt, nimmt sich, von außerhalb derselben gesehen, wie ein Kirchturm aus und überragt ein Haus von fünf Stock Höhe. Das Volk nennt dies Bauwerk Giglio, d. h. Lilie, und zu Ehren des Paulinus werden alljährlich acht solcher Lilien gebaut, wozu die Zeichnungen der Maler und Architekten das Ihrige beitragen.

Am Abend unserer Ankunft sahen wir in den verschiedenen Straßen acht Lilien, alle von gleicher Höhe und Grundform, aber in verschiedener Ornamentierung. Von acht Gewerbegesellschaften der Stadt baut eine jede alljährlich einen solchen Obelisk und alle wetteifern miteinander in der Pracht seiner Ausschmückung. Jeder Turm verrät sogleich die ihn bauende Societät; so sahen wir z. B. die Lilie der Padulani (Bauern) mit Ährensträußen versehen, die der Schneider mit einer Weste, die der Schuster mit einem Stiefel, die der Bäcker mit einem Brot, welches in seiner Form dem in den Backöfen Pompejis gefundenen verzweifelt ähnlich sah. Weshalb aber diese Obelisken? Die Legende erzählt, daß beim Einzug des heiligen Paulinus die Bevölkerung ihm mit

Blumentürmchen entgegen gegangen sei und dies zum Brauch erhoben habe, als man später sein Andenken feierte. Weil nun, wie die Legende erzählt, der Heilige durch eine Reise ins Morgenland eine Christensklavin daselbst erlöst und seine Rückkehr über Konstantinopel zu Schiff bis Nola (?) bewerkstelligt habe, wird alljährlich auch ein stattliches Schiff gebaut und diese Ausgabe von der Zunft der Holzsohlenmacher bestritten.

Aber, wird man fragen: welche Aufgabe haben denn jene Prachttürme oder Lilien beim Fest des Heiligen? Eben dieselbe Frage richteten wir an die Nolaner, welche uns ihre Gigli mit Stolz zeigten. Die Antwort lautete: Questi gigli fanno processione e ballono: Diese Lilien machen Prozession und tanzen. Unbegreiflich war uns der Rede Sinn. Das Geschaute machte indes bald alles klar.

Die Nacht über brachten wir im Freien zu, denn die oben erwähnte Herberge war uns mit ihrem Lärm, ihrer Stickluft und ihrem Ungeziefer zur Hölle geworden. Um die Prozession der „Lilien“ zu sehen fanden wir Platz auf dem platten Dach eines fünfstöckigen Hauses. Bald nach acht Uhr morgens meldeten donnernde und rasselnde Feuerwerkskörper den Anfang des Festes; der in einer Seitenstraße befindliche Lilienturm hüllte sich in Pulverwolken und begann sich vorwärts zu bewegen. Langsam geht er weiter, erreicht den Domplatz, und nun löst sich uns das Rätsel seiner Bewegung. Vierzig stattliche, in rot leicht gekleidete Männer tragen ihn, an jeder Seite ihrer zehn, sie tragen nicht nur dies Riesengerüst, sondern auch zehn bunt uniformierte Musikanten, welche in dem unteren Stock sitzen und Märsche blasen, nach deren Takt jene Träger marschieren. Kaum hat diese Lilie den Festplatz betreten, so beginnt der auf letzterem erbaute Prachtobelisk, ebenfalls mit einem Musikcorps versehen, auf dieselbe Weise sich zu bewegen. Nur kurze Zeit, da meldet die Schellentrommel einen dritten Turm. Er kommt näher. Der heilige Michael, welcher ihn krönt, ragt hoch über unseren luftigen Standpunkt empor, und kaum ist die Riesenlilie neben dem Dome angelangt, da ziehen ihm die beiden anderen, welche einstweilen geruht, entgegen, scheinen den Kameraden zu begrüßen, und nun beginnt — der Tanz!

Die Musik spielt eine Tarantellaweise, und nach derselben lassen die Träger ihre Türme leicht auf- und niederhüpfen, dabei drehen sich diese um sich selbst, zwei umkreisen den dritten, und vorwärts und rückwärts bewegen sich die Kolosse *). Vor jedem Turm geht ein Dirigent, welcher den Trägern die Richtung angiebt; neben und vor demselben schreiten in tanzender Bewegung diejenigen Träger, welche nach Bedürfnis die etwa matten Kameraden ablösen. Ein neuer Turm erscheint, begrüßt von donnerndem Jubel derjenigen, welche unten und oben, in allen Fenstern, Balkonen und Dächern den Markt besetzt halten. So erscheinen alle acht Lilien, endlich auch das Schiff. Letzteres trägt die Statue des Heiligen, während der übrige Raum von den Musikanten, sowie von einem türkisch gekleideten Kapitän besetzt ist. Neue Tänze der Türme folgen, ganz wie bei der dem antiken Leben angehörenden süditalischen Tarantella, bei welcher ein Aus- und Eintreten der Tanzgenossen üblich ist. Dämonisch rauscht das Tympanon, die schellenbehangene Handtrommel, der Jubel des Volkes braust wie ein Orkan, im Dom aber findet zu derselben Zeit die Festmesse zu Ehren des heiligen Paulinus statt. Der Tanz ist vollendet, eine Stunde vergangen, die Türme und das Schiff erhalten auf dem Markte ihre durch uraltes Herkommen bestimmte Aufstellung, die ermüdeten Träger, welche nach nordischen Begriffen Unglaubliches geleistet, genießen eine einstündige Pause und in dieser das ihnen bestimmte Festmahl.

Nach Verlauf einer Stunde erschienen die Träger wieder, traten an ihre Plätze und der zweite Abschnitt des Festes begann, bestehend in einem Stück Heidentum, so sinnberauschend, nervenerschütternd, wie wir es nie sonst geschaut. Die Träger der ersten Lilie traten zusammen, legten die Hände und Arme einander auf die Schultern, und nun begann ein Reigentanz, wie er fast keinem der griechisch-römischen heiteren Götterfeste mangelte und auch bei anderen Gelegenheiten dem Frohsinn Ausdruck verlieh. Bei dem

---

*) Im heutigen Griechenland kommt die Sitte vor, daß man die Heiligen (Bilder?) tanzen läßt und dazu mit Pfeifen und Trommeln aufspielt. So berichtet Tournefort in seiner Schrift Voyage du Levant, I, 135.

Reigentanz der Griechen handelte es sich um die Bewegung des Oberkörpers und um den rhythmischen Taktschritt. Das sahen wir auch in Nola und unwillkürlich dachten wir dabei an das achte Buch der Odyssee, wo Homer (V. 260 ff.) den Reigentanz der Phäaken beschreibt: „Schön im geordneten Schritt nun stampften sie, aber Odysseus sah das rasche Gezitter der Füß' anstaunenden Geistes". Wir dachten auch an uralte Wandbilder aus den Griechengräbern bei Pästum, welche den gottesdienstlichen Reigentanz darstellen, und an Virgils Beschreibung des Elysiums (Äneis VI, 643): „Teils stampft man mit den Füßen den Tanz und singet das Chorlied*)". In der Mitte jenes Reigenkreises der Träger stand ein Mann, welcher in der Rechten den Thyrsusstab schwang und den Takt angab. Wild und wilder rauschte der dumpfe Ton der Handtrommel. Bald bildete sich innerhalb des größeren Kreises ein zweiter; dann aber begannen nach und nach die Träger der übrigen Lilien den Reigentanz, hier, da, von allen Seiten erklang die dämonische Trommel des Bacchus- und des Kybelekultus, rascher tönten die Weisen der Tarantella. Ein Geist des bacchischen Wahns fährt in die bunte Menge, sie schließt sich den Tanzenden an, hier und da bilden sich Reigen, frenetischer Jubel erschallt, Jubel der Mänaden, die dem Bromios (dem lärmenden Bacchus) huldigen, und was der Chor in den Bacchantinnen des Euripides singt, wird vor unseren Augen zum lebenden Bilde: „Folgen wir jubelnd der süßesten Not, Bromios holdestem Göttergebot im wild aufjauchzenden Reigen". Im Jubel dieses Festes vernahmen wir das Echo des einst bei Bacchusfesten üblichen Rufes: Evoë Bacche! „Da ... hört man dumpf die Glocken schallen". Vom Dom bewegt sich die Prozession der Priester langsam daher, voran ein hohes silbernes Kreuz. Der Bacchusjubel verstummt, die Menge macht Platz, und von oben sieht die lange weißgekleidete Priesterschar wie eine sich hindurchwindende

---

*) Ovid Fasti VI, 330 erzählt von einem Fest der Götter, bei dem der Wein in Strömen fließt und der Tanz nicht fehlt: „Ein Teil spielt, ein anderer schläft. Im gedrittelten Takte tanzen auf grasigem Plan andere verschlungenen Arms." — So sah ich's in Nola.

Schlange aus. Schließlich erscheint die silberne Büste des heiligen Paulinus, mit Blumen von den Balkonen der Häuser beworfen. Vor ihm entblößt man das Haupt, vor dem Heiligen beugt man das Knie. Die Musik verstummt, die phrygische Pauke schweigt, langsam verschwindet der feierliche Zug in einer Straße. Sofort schließt sich die Gasse, durch welche das Kreuz und der Heilige nebst ihren Dienern gegangen, sofort klingt der Jubel des Bromios wieder, und es ist uns, als vernehmen wir das uralte: Evoë! Evoë! Der Tanz beginnt mit neuer dämonischer Wut, die neun Musikcorps spielen, die Träger, die Festgenossen tanzen und jubeln. Unsere Nerven waren abgespannt, das Auge matt, das Ohr müde, das Innere wüste, wir wußten nicht, ob wir wachten oder träumten. Fürchterliches Donnern platzender Bomben gab endlich das Zeichen zum Aufbruch. Der Turm der Bauern bewegte sich zuerst, hinter ihm die anderen, dann das Schiff; so zog die Prozession von dannen, so sahen wir die „Lilien" sich weiter in die Stadt hinein bewegen, bis sie unseren Blicken entschwanden.

Elftes Kapitel.

Der blutige Kardinal.

„Wehe euch, ihr Pharisäer, ihr Heuchler!"
Christus.

Mileto in Calabrien gehört zu denjenigen Städten, welche behaupten, daß ein Apostel sie besucht und daselbst eine Gemeinde gegründet habe. Genannte Stadt rühmt sich eines Besuches des Apostels Paulus, wie andere Städte Calabriens, ein Ruhm, der auf schwachen Füßen steht, weil erwähnte Behauptung erst im siebzehnten Jahrhundert auftaucht und weil genannte Stadt zu den Zeiten Pauli noch nicht existierte. Mileto hat, wie andere Städte im Gebiet der „magna Graecia", die Ruhmessucht geerbt. Die hellenischen Städte Süditaliens rühmten sich ihrer Heroen als Gründer, und diese später christianisierten Städte übertrugen den Heroenglanz auf Namen von Aposteln.

Die römisch-katholische Kirche ist mit der Bezeichnung: „Apostel" sehr freigiebig, ebenso mit dem Prädikat: „Apostolisch". Der Vatikan wird in der amtlichen Kirchensprache als sacri palazzi apostolici bezeichnet, irgendwelche Heilige, die zum Glanz der Kirche beitrugen, haben zu Dutzenden den Titel „Apostel" erlangt. Von einem der Apostel der römischen Kirche handelt unser vorstehendes Kapitel, von einem Kardinal der sancta ecclesia apostolica Romana, der im Namen der Kirche eine Fahne schwang, auf welcher zu lesen stand: Santa fede, der heilige Glaube.

Im Februar des Jahres 1799 ward zu Mileto eine seltsame Synode gehalten. Mit diesem Namen müssen wir die gemeinte Versammlung bezeichnen, weil ein Kardinal der „heiligen apostolischen römischen Kirche“ den Vorsitz führte und viele Bischöfe an derselben teilnahmen. Zu den Bischöfen gesellten sich Priester und Mönche, außer diesen noch andere Männer, welche keineswegs ein geistliches Gewand trugen. Wir finden in jener Versammlung Offiziere, Beamte verschiedener Grade, wir hören, daß diese Herren über wichtige Staatsangelegenheiten, über Krieg und Kriegspläne reden. Wir sind also berechtigt, jene Versammlung als Parlament oder als Sitzung eines Generalstabs zu bezeichnen. In der That hatte sich die sonst so stille Stadt Mileto in das lärmvolle Quartier eines Generalstabs verwandelt, denn von Sicilien, wo der vor den Franzosen geflüchtete Ferdinand, König beider Sicilien, weilte, war der Kardinal Ruffo angelangt und dieser las in erwähnter Versammlung seine Vollmacht, welche ihn im Namen der Religion und des Königs zum obersten Kriegslenker und Staatsbeamten, kurz zum Diktator ernannte. In der Hauptstadt Neapel befand sich ein Franzosenheer unter Championet, man hatte daselbst die Republik erklärt, in allen größeren Städten waren ähnliche Erklärungen erfolgt und in Calabrien waren es vielfach Großgrundbesitzer, überhaupt geistig höher stehende, welche diese von Frankreich ausgehende Bewegung freudig begrüßten. Der Kardinal Ruffo erschien, um dem Bourbonen Ferdinand den Thron wieder zu erobern und in Mileto war der Sammelpunkt für das Heer. In Sicilien hatte man die Gefängnisse geöffnet und Ruffo brachte eine Schar von entlassenen Räubern und Mördern mit. Ähnliche Scharen strömten in Mileto zusammen. Der Klerus hatte das Seinige gethan, Kapuziner hatten unter Bauern und Hirten einen Kreuzzug gepredigt, Kardinal Ruffo hatte im Namen der Kirche und des Königs goldene Berge versprochen, nämlich allen, welche an diesem heiligen Kriege teilnehmen würden, die ewige Seligkeit im Himmel, sowie vollkommenen Ablaß und rechtschaffene Plünderung begüterter Republikaner auf Erden. Von allen Seiten eilte man herbei, vor allen Dingen der Auswurf der Bevölkerung, und bald war ein Heer von

10000 Mann beisammen, Haufen von Räubern und Mördern, ein Heer, wie es in dieser Weise kaum jemals sich unter einer Fahne vereinigte, Banden, welche sich vielleicht nur mit jenen Fechter- und Räuberscharen vergleichen lassen, die im Jahre 72 vor Christi den bekannten Sklavenkrieg führten. Diese Fechterbanden kämpften für Freiheit und Leben, die Scharen des Kardinals Ruffo dagegen aus Raublust und Mordgier, und nur die Heuchelei des Kardinals der heiligen apostolischen Kirche erfand die Lüge, daß diese Armee für die Religion kämpfe. Er gab ihr den Namen: Santa Fede und heiligte diesen Raub- und Mordzug, indem er den Kämpfern ein weißes Kreuz anheftete. In Mileto wurden geeignete Generäle und Obersten ernannt und diese hatten sich ebenfalls beim erwähnten Parlament eingefunden, unter ihnen die damals berühmtesten Räuberhäuptlinge, ein Fra Diavolo, ein Mammone und andere Kommandanten von Mörderscharen. Eine besondere Mission erhielt ein gewisser Pulverino, der seinen Käsehandel aufgab, um von Ruffo die Würde eines Generals anzunehmen, dem die Aufgabe zuteil wurde, die Küstengebiete im Namen der Santa Fede aufzuwiegeln. Wenn wir solche Generäle und Obersten um den Kardinal geschart sehen, sind wir berechtigt, die erwähnte Versammlung seines Generalstabs eine Räubersynode zu nennen.

Wenn König Ferdinand jenen Kardinal zum Diktator ernannte, so that er dies in kluger Berechnung. Die Familie Ruffo, welche schon zu den Zeiten Friedrichs II. eine Bedeutung hatte, erlangte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert reichen Grundbesitz im Gebiete Calabriens, besaß den Grafentitel, ward aber später, als sie sich in mehrere Linien teilte, entzweit. Kardinal Ruffo, ein Sohn der „ferox Calabria“, trug in seinem Herzen Rachedurst gegen einige Angehörige seiner Familie und die Vendetta (Rache) war für ihn ein Hauptstachel, die Fahne der Santa Fede zu entfalten. Wenn Ruffo Calabrien für die Schöpfung seines heiligen Heeres wählte, so war dies schlaue Berechnung. Sechzehn Jahre vor dem Beginn jenes grauenvollen Kreuzzuges ward Calabrien von einem in der Geschichte vielleicht beispiellosen Erdbeben heimgesucht. Im Jahre 1783 genügten zwei Minuten,

um einhundertneun Ortschaften so vollständig zu zerstören, daß kein einziges Haus stehen blieb, viele Tausende ihr Leben, Tausende ihre Gesundheit und ihr Eigentum verloren und weite Gebiete von einer Not heimgesucht wurden, die sich nur derjenige annähernd vorstellen kann, der Ähnliches mit eigenen Augen gesehen. Als man endlich anfing, das Zerstörte wieder aufzubauen, brachte die uralte calabresische Streitsucht neues Unheil. Es entstanden tausende von Prozessen, man mußte bei den Tribunalen die Zahl der Richter verdoppeln, und doch genügte dies nicht. Die Prozesse, oft von der schwierigsten Art, zogen sich in die Länge und viele waren noch nicht entschieden, als Ruffo im Jahre 1799 die Trommel rührte. Er wußte, daß in Tausenden der Rachedurst ein Antrieb sein werde, sich seiner Fahne anzuschließen, weil man hoffen konnte, auf diese Weise sich an Gegnern zu rächen, oder einen endlosen Prozeß durch Flintenkugeln und Dolchstiche zu beendigen. Ruffo hatte sich nicht verrechnet. Er wußte, daß er in Calabrien unter den niederen Ständen ein für seine Zwecke geeignetes Kämpfermaterial finden werde. Jenes Erdbeben hatte offenbar gemacht, bis zu welchem Grade sittlicher Verkommenheit die in harter Unterwürfigkeit gehaltenen Bauern der Feudalgüter gesunken waren, eine Bevölkerung, die ohne Unterricht aufwuchs, für deren sittlich-religiöse Hebung vonseiten der Kirche und der Feudalherren nichts geschah. Was von glaubwürdigen Zeugen in obiger Hinsicht berichtet wird, muß dem Leser unglaublich klingen, derjenige aber, welcher Calabrien kennt, denkt anders und hegt in Hinsicht der Glaubwürdigkeit kein Bedenken. Als am 5. Februar 1783 das Erdbeben Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelt hatte, eilten Tausende, welche bei Landarbeiten beschäftigt waren, herbei, nicht um zu retten, sondern um zu rauben und die Mehrzahl dieser Arbeiter kümmerte sich nicht um das Geschrei, welches an zahlreichen Stellen aus den Trümmern hervordrang. Wenn diese entmenschten Bauern einen durch das Erdbeben in Armut und Elend gestürzten Reichen, oder einen in ähnlicher Lage befindlichen Feudalherren sahen, so verhöhnten sie denselben und umtanzten ihn in kannibalischem Reigen. Es kam vor, daß die verarmten Reichen um ein Stücklein Brot baten, welches ihnen

unter Hohn verweigert wurde. Man ergötzte sich sogar an der Hungerqual eines solchen. „Dreihundert Jahre einer Herrschaft, welche das Volk Calabriens immer mehr in Barbarei versinken ließ, hatte sie den Rothäuten Amerikas gleich gemacht *).“ Diesen Zustand kannte der in Calabrien erzogene Ruffo sehr gut, er wußte, daß in diesem Lande das Giftkraut des Brigantentums allzeit gewuchert hatte. Auf die sittliche Verkommenheit dortiger Volksmassen zählend, erkor er Calabrien für den Kreuzzug der Santa Fede.

Als die Vorbereitungen beendigt waren, brachte Ruffo, in Prachtgewänder des Kardinals gekleidet, auf einem vor dem Dom improvisierten Altar das Meßopfer dar, segnete seine Banden mit dem Allerheiligsten und gab das Zeichen zum Aufbruch. Ströme von Blut bezeichneten den Weg dieses Priesters der heiligen apostolischen römischen Kirche, und als Vorspiel des kommenden Blutschauspiels geschah in Mileto kurz vor dem Abmarsch die Erschießung zahlreicher Personen, welche im Verdacht republikanischer Gesinnung standen. — Vor sechzehn Jahren erst hatte das erwähnte Erdbeben Calabrien verwüstet, im Jahre 1799 blutete das unglückliche Land noch aus tausend Wunden, aber Ruffo kannte kein Mitleid mit seinem Geburtsland. Er wollte verwüsten und im Anblick neuer Trümmer rufen: Vendetta!

Mordgeheul ging dem Kardinal voran. In Nicastro hatte der Adel mit dem Bischof die neapolitanische Republik freudig begrüßt, letzterer mit einem Te Deum in der Kathedrale. Kaum erfuhr man dort die Bewegung der Armee der Santa Fede, so fiel die Meute des Pöbels über die Adeligen her und ermordete sie auf der Straße und in den Häusern, der Bischof ward miß-

*) Lenormant, La Grande Grèce, III, 377. — Mehrere Wochen nach dem Erdbeben von Ischia 1883 sah ich daselbst einen gutgekleideten Mann neben Arbeitern stehen, welche Schutt hinweggräumten und erfuhr von dem besagten, er sei aus Calabrien und lasse seine verunglückte Ehefrau ausgraben. — Als ich bemerkte, er habe wohl die Absicht, die Leiche in die Heimat zu bringen, sah er mich befremdet an und sagte: Nein. Meine Frau hatte an den Fingern und am Hals viel Goldgeschmeide. Dies zur Erläuterung des Lenormantschen Satzes.

handelt und mußte, mit Dolchen bedroht, in der Kirche ein Te Deum für die Santa Fede singen. Auf Ruffos Befehl marschierte die heilige Räuberarmee zuerst nach Crotone, dort waren viele Republikaner, dort wollte Ruffo zugleich seine Privatrache befriedigen.

Das heutige Crotone ist eine im Aufblühen begriffene Stadt morgenländischen Aussehens, reich an prächtigen Gärten, in welchen die schönsten Südpflanzen, Palmen, Kamelien, Tamarisken und Kaktusse als Prachtgewächse gedeihen. Wie viele andere Städte im Süden Italiens ist Crotone in die Periode einer zweiten Jugend getreten und der Hauch eines neuen Lebens, welcher seit 1860 die Städte des Südens ergriff, ist auch dort spürbar. Freilich hat diese Stadt noch einen langen Weg vor sich, um die Blüte zu erreichen, welche sie als Hellenenkolonie, damals Kroton genannt, besaß. In Kroton weilte im Jahre 540 vor Christo Pythagoras und realisierte daselbst seine Ideen zum Heil dieser seiner neuen Heimat. Hier trat er erfolgreich als religiöser und politischer Reformator auf, und von hier aus erstreckte sich sein Einfluß über einen großen Teil der griechischen Kolonieen Süditaliens. In Kroton nahm er in den Augen seiner Umgebung eine ähnliche Stellung ein, wie heutzutage ein römisch-katholischer Heiliger, denn es wurden Wunder von ihm erzählt, welche den Mirakeln römischer Santi sehr ähnlich sehen. Hohen Ruhm besaß Kroton ferner durch seine im sechsten Jahrhundert gegründete Medizinschule, welche sogar Fürsten, wie Polykrates auf Samos und Darius in Persien, mit einem Leibarzt (Democedes) versorgte. Das heutige Crotone hat seine große Vergangenheit nicht vergessen und hier, wie in allen uralten Städten Calabriens, giebt es sogenannte Dotti (Gelehrte), welche sich mit geschichtlichen und archäologischen Forschungen beschäftigen. Die niederen Stände freilich wissen von der Vergangenheit nichts, bei ihnen aber ist die Erinnerung an den Kardinal Ruffo bis auf den heutigen Tag lebendig.

Am 4. März 1799 erschien die Armee der Santa Fede vor Crotone, wo die meisten Einwohner sich als Anhänger der Neuzeit bekannten und eine kleine französische Besatzung lag. Die

Stadt, wehrlos, von beschädigter Mauer umgeben, beschloß, dem Kardinal eine Kapitulation vorzuschlagen, als letztere aber nicht angenommen, sondern Übergabe auf Gnade und Ungnade verlangt wurde, griff man zu den Waffen, und nun entspann sich ein Kampf auf Tod und Leben. Ruffo, welcher nicht die Mittel besaß, seine aus 10000 Mann bestehende Räuberschar zu besolden, hatte derselben die Plünderung der Stadt in Aussicht gestellt. Einen vollen Tag kämpften die Einwohner wie die Spartaner in den Termopylen, — vergebens; ein Kämpfer nach dem anderen sank dahin, die Stadt ward genommen und war mit ausdrücklicher Erlaubnis des Kardinals zwei Tage hindurch der Schauplatz unsagbarer Greuel und so entsetzlicher Schandthaten, daß wir auf jede Schilderung verzichten müssen. „Scharen von Weibern sah man damals von den benachbarten Bergen niedersteigen, um in Säcken die Beute heimzutragen, welche ihre Männer in der unglücklichen Stadt zusammenrafften." — Ruffo hatte auf einer Proskriptionsliste die Namen derjenigen verzeichnet, welche wegen republikanischer Gesinnung verdächtig oder ihm als Familienfeinde verhaßt waren. Am dritten Tage der Greuel wurden etwa dreihundert Personen vor den Augen des Kardinals erschossen.

An demselben Tage hielt Ruffo eine Parade, die zugleich ein religiöser Akt war. Vor der Armee der Santa Fede brachte er auf einem Altar unter freiem Himmel das Meßopfer dar und erteilte seinen Kriegern feierlich Absolution für alle bei Eroberung der erwähnten Stadt begangenen Sünden! Diese gotteslästerliche Handlung wiederholte Ruffo später, nachdem er andere Städte ähnlich behandelt hatte wie Crotone.

Unter den Bandenführern des Kardinals nannten wir Fra Diavolo und Mammone. Der erste, dessen eigentlicher Name Michele Pezza ist, hatte, ehe er in den Sold der Santa Fede trat, schon eine lange Räuberlaufbahn hinter sich und erhielt die Mission, die Bevölkerung im nördlichen Campanien aufzuwiegeln, was ihm Gelegenheit gab, sein Brigantenhandwerk fortzusetzen. Gaetano Mammone, geboren in Sora, gleichfalls Brigant und General der Santa Fede, operierte in den Bergen von Avellino. Alle Schilderungen stimmen darin überein, daß er ein Ungeheuer

in Menschengestalt war. Er rühmte sich, mit seinem Dolch 455 Republikaner qualvoll ermordet zu haben, an seinem Gürtel trug er den Schädel eines von ihm ermordeten Priesters. Letzterer hatte als Republikaner gegolten, jenen Schädel benutzte Mammone als Trinkbecher. — Mordend und brennend überfiel er offene Städte und ergötzte sich an den Qualen der Unglücklichen, die in seine Hände gerieten. — Die Königin Karoline schrieb von Sicilien aus an diesen grauenhaften Menschen: „Mein General und Freund“ *).

Nachdem Ruffo die wichtigsten Plätze Calabriens genommen hatte, marschierte er nach Apulien und belagerte Altamura, vor dessen Mauern er feierlich die Exkommunikation aussprach. Diese Stadt ward nach heldenmütiger Gegenwehr erobert und dann dem Morden und der Plünderung preisgegeben. Dieser Greuel dauerte drei Tage und als man alle erdenklichen Schandthaten dort verübt hatte, versammelte Ruffo die Mörder, um ihnen feierlich nach Darbringung des Meßopfers Absolution zu erteilen. Eine volle Woche hielt sich Picerno, bis endlich Ruffos Mörder als Eroberer einzogen. Viele, namentlich Weiber, Kinder und Kranke, hatten sich in den Dom geflüchtet und als die Mordbanden vor demselben anlangten, trat ihnen in der Thür der Pfarrer mit dem Allerheiligsten entgegen. Sofort ward er von Dolchstößen getötet, das Allerheiligste mit Füßen getreten und alle in der Kirche Anwesende ermordet **). Am 13. Juni 1799 machte Ruffo der neapolitanischen Republik ein Ende, nachdem er mit dem Erzbischof Neapels mehrmalige Exkommunikationsflüche gewechselt hatte, wobei jeder von beiden den anderen als einen Gottlosen bezeichnete.

König Ferdinand kehrte zurück, mußte aber aufs neue seinen Thron im Stich lassen, als die Franzosen seine Hauptstadt wiederum besetzten und im Jahre 1806 ein Bruder Napoleons, bald darauf der Schwager des letzteren, Joachim Murat, den Thron Neapels bestieg. Diese französischen Herrscher hatten es mit einem

---

*) Lenormant, l'Apulie, II, 11.

**) M. Fiorentino, I Morti di Picerno. Lenormant, l'Apulie e Lucanie, II, 21 sqq.

grauenvollen Erbe aus den vorangehenden Jahren zu thun. Raub und Mord war von dem Kardinal Ruffo im Namen der Religion heilig gesprochen, Räuber und Mörder, Briganten und Banditen hatte er in den Dienst dessen genommen, was man „Religion“ nannte. Infolge dessen hatten sich die Briganten entsetzlich vermehrt. Zu stattlichen Heerscharen angewachsen, befehligt von grausamen Häuptlingen, waren sie eine beispiellose Landplage. Sie überfielen Schlösser, Dörfer und Städte, an der Grenze der Provinz Salerno hauste eine Räuberbande von eintausenddreihundert Mann, unter ihnen dreihundert zu Pferde, im Jahre 1809 geschahen dreiunddreißigtausend Verbrechen aller Art *). Auch diese Räuberscharen geberdeten sich, als ständen sie im Dienst der Religion, bis endlich Murat sie eines besseren belehrte und durch furchtbare Strenge das Brigantentum für einige Zeit mit Stumpf und Stiel ausrottete.

Wir haben ein Gebiet kennen gelernt, wo die römisch-katholische Kirche ungefähr fünfzehnhundert Jahre hindurch in voller Herrschaft stand, wo sie die Gemüter und die Institutionen vollständig unter ihrem Kommando hatte, wo sie in jeder Hinsicht Einfluß geübt hat. Süditalien galt in den Augen der Päpste und der gesamten Kirche von jeher als ein im eminenten Sinne des Wortes katholisches Land. Was durch diesen Einfluß der Kirche bis Anfang unseres Jahrhunderts geschaffen wurde, hat unser Kapitel gezeigt. Eine in tiefster Unwissenheit, ohne Schulunterricht dahin lebende, sittlich verkommene, zu einem Zustand barbarischer Roheit gesunkene Bevölkerung hat uns das Jahr 1799 vor Augen geführt.

Man muß es anerkennen und ehren, daß die Regierung Italiens seit dreißig Jahren bemüht ist, trotz großer Schwierigkeiten jene von der Kirche so schwer vernachlässigte Bevölkerung zu heben. Fortschritte sind nicht zu verkennen, aber die Arbeit ist schwer und dreißig Jahre sind eine kurze Zeit.

*) Siehe über diese beispiellosen Zustände das bekannte Geschichtswerk von Colletta, VII, 72.

Wird es ein Katholik unternehmen, den blutigen Kardinal weiß zu waschen? Wir müssen dies für möglich halten, nachdem neuerdings ein Professor an der Universität zu Madrid, namens Orti y Lara, die Wiederherstellung des Inquisitionstribunals verlangt hat. Was in der römischen Kirche möglich ist, hat Pius IX. im Jahre 1861 gezeigt, als man in Calabrien versuchte, eine zweite Auflage der Santa Fede ins Leben zu rufen. Im Namen der Religion ließ der aus Neapel geflohene König Franz II. im genannten Jahre ähnliche Räuberscharen zusammentrommeln, wie sie anno 1799 vom Kardinal Ruffo befehligt wurden. Diese Banden flohen vor den Kugeln der Scharfschützen, welche König Viktor Emanuel nach Calabrien schickte. Überall in die Enge getrieben, flüchteten die Briganten in das Gebiet des Kirchenstaats und hier hatten sie ein sicheres Asyl. So nahm der Papst die Räuber unter seinen Schutz, scheute sich also nicht, vor aller Welt als ein Verteidiger derselben aufzutreten. Ist auf diese Weise ein Unmögliches möglich geworden, so kann es vielleicht auch geschehen, daß eine jesuitische Feder den blutigen Kardinal in einen Engel des Lichtes verwandelt.

Ruffo ist eine am Baum der römisch-katholischen Kirche gewachsene und gereifte Frucht. Wird man zur Entschuldigung des letzten geltend machen, daß diese Frucht eine vereinzelte sei? Man sollte eine solche Entschuldigung für unmöglich halten, allein die an Wundern so reiche römische Kirche kennt in Hinsicht der Geschichtsverdrehung und -verschweigung keine Unmöglichkeit. Wenn die römische Kirche jenen Ruffo als eine vereinzelte Frucht bezeichnen will, dann muß sie sich zuvor von dem Blute reinigen, welches sie bei Verfolgung der Albigenser und Waldenser vergossen hat, dann muß sie zuvor die Greuel der Inquisition, im Vergleich mit welchen die Christenverfolgungen ein Kinderspiel sind, für eine Lüge erklären, dann muß sie zuvor beweisen, daß es nie eine Bartholomäusnacht, nie eine Ketzerverfolgung, nie Ketzerrichter, wie Konrad von Marburg, nie Autodafés, nie Schaffote für Ketzer, nie Dragonaden — und andere Schandthaten gegeben. Ruffo mit seiner Santa Fede und seiner gotteslästerlichen Absolution wäre eine vereinzelte Frucht? Die römische Kirche hat einen

Ludwig XIV. hinsichtlich aller seiner Sünden und Laster absolviert, als er über die Protestanten seines Landes unsägliches Elend brachte, und der Papst hat ein Te Deum singen lassen, als er die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit erhielt. So wurden Mörder als heilige Armee der Santa Fede erklärt und Bluthaten als heilige Sache der Religion bezeichnet.

Zwölftes Kapitel.

Ceres, Madonna, Opfer.

„Gedenkt der frommen Opfer, die wir brachten.“
Äschylos.

Unter Religion verstand der Römer die genaue Ausübung gewisser Gebräuche, wodurch man sich die Gunst der Götter sicherte. Um das Wesen der Götter kümmerte sich der Römer wenig oder gar nicht, jedenfalls nicht mehr, als für den praktischen Zweck der Religion durchaus notwendig war. Die Religion also war wesentlich Kultus, Opfer, Gebete, Sühnungen, sowie andere Zeremonieen im öffentlichen und im privaten Leben*). Etwas, was wir als Dogmatik bezeichnen, war dem römischen Religionsleben fremd, ebenso eine phantasievolle griechische Mythologie. Diese Charakteristik der religio romana gilt von Süditalien noch jetzt. Die Religion ist Kultus, vorzugsweise Madonnenkultus. Die Madonna ist die erste und letzte; sie geneigt zu machen und zu erhalten, ist der Kultuszweck. Opfergaben, Gebete, Sühnungen müssen geschehen. Um in dieser Weise „religio“ zu besitzen d. h. auszuüben, bedarf der Religiöse keiner Dogmatik. Es liegt ihm also z. B. nicht daran, das Wesen der Madonna zu definieren. Letzteres bleibt

---

*) Schon Äschylos sagt in seiner Tragödie „Die Schutzflehenden“: „Die väterlichen Götter ehre stets, wer in dem Lande wohnt nach altem Brauch mit Lorbeerzweigen und mit Opferstieren“ (siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji keine Totenstadt).

einigermaßen im Dunkel, wie ehedem das Wesen der römischen Götter. Im Mittelpunkt des Kultus standen, wie bekannt, die Opfer, welche wiederum, namentlich bei großen Götterfesten, mit Prozessionen verbunden waren, in denen die Opfertiere oder andere Opfergaben zur Schau geführt, resp. getragen wurden. Eine solche Prozession beschreibt Ovid bei Gelegenheit der Schilderung eines Junofestes in Falerii bei Rom *). Feierlich bewegte sich die Prozession aus dem Hain der Göttin, man sah die von Männern getragene Statue der Göttin, es folgten Priesterinnen, vor allen Dingen aber die Opfertiere, welche der Himmelskönigin bestimmt waren. Festlich war die Stadt geschmückt, in Festkleidern prangten die Festgenossen. — So war eine Opferprozession vor achtzehnhundert Jahren. Vergleichen wir mit derselben eine Prozession des Jahres eintausendachthundertneunzig.

Die campanische Stadt Pagani trägt ihren Namen von der gleichnamigen Familie, aus welcher der Stifter des Tempelherrenordens hervorging, Ugo de Pagani (Payens), welcher daselbst geboren war. Sie liegt in einer Gegend, wo sich an allen Enden historische Erinnerungen bieten. In der Nähe erhebt sich die schräge Wand des Mons Lactarius (heute Monte Lettere genannt), wo der letzte König der Goten, Tejas, den Heldentod fand und das Geschick der letzten Gotenschar sich entschied (552). In dem benachbarten Nocera (zur Römerzeit Nuceria) erblickt man auf steilem Berge die Ruinen einer Burg, welche an eine der jammervollsten Episoden der deutschen Geschichte erinnert. In jener Burg saß fünf Jahre als Gefangene die Gemahlin König Manfreds, des Hohenstaufen, eingekerkert durch Karl Anjou, den Mörder Konradins. Dieselben Burgruinen erinnern auch an einen Abschnitt aus der traurigsten Zeit der Geschichte der Päpste. Urban VI. war es, welcher sich mit dem von ihm zum König von Neapel beförderten Karl Durazzo überwarf, diesen für abgesetzt erklärte, dann aber von letzterem in der Burg belagert wurde, wohin er sich von Neapel aus vor dem Zorn des Königs geflüchtet hatte. Dreimal täglich hatten die Belagerer einen seltsamen Anblick. Man sah

*) Ovid, Am. III, 13.

die Gestalt Urbans in einem Burgfenster, in seiner Linken eine Fackel, die Rechte ausgestreckt; so schleuderte er den Bannfluch auf das Heer, während von unten Hohngelächter zu dem ohnmächtig Wütenden hinaufschallte. Pagani ist der Geburtsort des Alfonso Maria Liguori, des Stifters der Liguorianer oder Redemptoristen, der hier das noch vorhandene Haupthaus seines Ordens errichtete und seine letzten Lebensjahre verlebte. Die Stadt ist stolz darauf, die Reliquien dieses Heiligen zu besitzen, und zwar in einer Gestalt, wie dies nur selten einem Heiligen widerfuhr. Der Leichnam ward nämlich einbalsamiert und wird allen, die es wünschen, gezeigt. Er befindet sich in einem Glasbehälter, daneben auch Dinge, die von dem Lebenden benutzt wurden, als Gabel, Messer u. dgl.

Mit größerem Stolz blickten die Bewohner der Stadt und Umgegend auf einen anderen Schatz, nämlich auf eine ihnen speziell angehörende Madonna, die Beschützerin jener Gegend, deren uralte Statue sich in einer Kirche befindet, welche vom Volke S. Madonna delle galline (Hühner) genannt wird. Was es mit dieser Bezeichnung auf sich hat, möge aus nachstehender Darstellung erhellen.

Alljährlich im Frühling hat diese Madonna ihr Volksfest, zu welchem von nah und fern die Besucher herzuströmen, so daß der nicht eben bedeutende Ort kaum alle Feiernden zu fassen vermag. Dem Festtage voran geht eine mehrtägige kirchliche Vorbereitung, wobei es an dem üblichen Kirchenschmuck, an prächtiger Aufstellung und Schmückung der Madonnenstatue, an Lobreden auf dieselbe nicht mangelt. Die Hauptsache ist die Prozession, mit der sich in der That nichts vergleichen läßt, weil sie einen höchst eigentümlichen Brauch zeigt. Es gilt, der Madonna bei dieser Gelegenheit Gaben darzubringen, und letztere bestehen zum größten Teil in lebenden Hühnern. Die dortige Gegend treibt viel Hühnerzucht, und keine, noch so arme Familie ist zu finden, welche nicht mehrere Hühner besäße. Wenn nun der Frühling herannaht und die Frauen darauf bedacht sind, eines der Hühner brüten zu lassen, so denken sie sofort an die Madonna; denn die größte Zahl der auszubrütenden Tiere ist dann für die Madonna bestimmt, welche aber nur solche Hühner erhält, die schon ein Jahr alt sind.

Für die Prozession erscheinen mehrere Musikchöre aus benachbarten Orten; die ganze Stadt ist mit Fahnen, Guirlanden, Triumphbogen geschmückt; die gesamte Bevölkerung legt die besten Kleider an, die Frauen und Mädchen den üblichen schwarzen Spitzenschleier; die verschiedenen religiösen Laienkongregationen erscheinen in langen Gewändern, die Statue der Madonna wird auf einem breiten Gerüst von zehn kräftigen Männern getragen und überall, wo sie hinkommt, mit Jubel begrüßt. Prachtvoll, mit Silber und Gold gestickt, sind ihre Gewänder; auf dem Haupte trägt sie eine goldstrahlende Krone, und über ihr befindet sich ein von Chorknaben gehaltener Baldachin. Die Prozession, die Volksmasse, der Blumenschmuck: alles dies gewährt bei heiterem Sonnenglanz einen prächtigen Anblick.

Die Prozession bietet Gelegenheit, der Madonna die ihr bestimmten Gaben zu überreichen. Man erblickt auf dem Gerüst, welches die Statue trägt, allerlei Geflügel, namentlich Hühner, bisweilen aber auch Perlhühner, Pfauen, Tauben, und die Zahl der dort sitzenden Vögel wird bei dem Weiterschreiten der Prozession immer größer. Auf der Straße, in den Thüren stehen nämlich Frauen, welche ihre Henne im Arme halten. Kommt nun die Statue in ihre Nähe, so werfen sie die Henne auf das Gestell der Madonna zu und in den meisten Fällen bleibt das Tier dort ruhig zu den Füßen der Madonna sitzen. Man sieht zahme Haustauben, welche sich der Madonna auf die Schulter setzen und von da aus neugierig auf die jubelnde Menge niederblicken. Das Volk hält es für eine günstige Vorbedeutung, wenn das Geflügel geradeswegs auf jene Statue zufliegt und auf dem Gestell ruhig sitzen bleibt. Ist das Gestell von dem zahmen Geflügel angefüllt, so hält die Prozession still, und man nimmt die Tiere ab, um damit die großen Geflügelkasten nach und nach zu füllen, welche hinter der Madonna hergefahren werden. Dann geht die Prozession weiter, bis wiederum dieselbe Veranlassung Halt gebietet und neue Behälter sich füllen *).

---

*) Wir könnten hier hinweisen auf die im römischen Altertum üblichen weihenden Umgänge, die Ambarvalia, bei denen auch die geweihten Opfertiere

Zur Erklärung sei bemerkt, daß jenes Geflügel in ganz anderer Weise zahm genannt werden muß als dasjenige z. B. in Deutschland. In Pagani und allen Städten Campaniens leben die Hühner mit den Menschen fast immer in einem und demselben Raume, und dies gilt besonders von allen den niederen Ständen angehörenden Familien, welche durchweg als Wohnung nur einen einzigen Raum besitzen, in den man unmittelbar von der Straße aus hineintritt. In diesem Raume leben auch verschiedene Hühner, welche nachts unter einem Bett der Ruhe pflegen und ebendort ihre Eier hinlegen resp. brüten. Auch viele tausend Familien in Neapel beobachten dieselbe Weise, und namentlich in den älteren Stadtquartieren zeigt oft die Straße an allen Enden gackernde Hennen. Wie zahm und zutraulich diese Tiere sind, ist leicht zu ermessen. Vor einigen Jahren sah Verfasser auf einem belebten Bahnhof Süditaliens folgende Scene: Eine gut gekleidete Frau, welche zwei Hühner (unter jedem Arm eine) trug, bestieg einen Eisenbahnwagensitz zweiter Klasse und steckte dort ihre beiden Tierlein unter den Sitz, wo sich letztere mäuschenstill verhielten und durch keinen Laut ihre Anwesenheit verrieten.

Die Opfergaben an die Madonna in Pagani bestehen nicht allein in Hühnern. Hinter den erwähnten Behältern sieht man allerlei vierfüßige Tiere, Kälber, Schafe, Lämmer, mit bunten Bändern geziert, alle für die Madonna bestimmt. Vielfach wird solche Gabe infolge eines Gelübdes dargebracht, sei es, daß die Madonna in Krankheitsfällen geholfen, sei es, daß bei anderen Veranlassungen ihre Hilfe sichtbar wurde. Je weiter die Prozession fortschreitet, desto größer wird die Zahl dieser Gaben, die unter Aufsicht und Führung verschiedener Männer dem Zuge folgen. Ohne alle Verwirrung und Störung geht es freilich nicht ab. In

---

mitgeführt wurden. Virgil, Eclogen, V, 75. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 1202. Preller, Römische Mythologie, S. 370. — Solche Umzüge hatten namentlich Bezug auf die reifende Ernte, weshalb Virgil in seinem Lied vom Landbau I, 338 ermahnt, der Ceres die Jahresopfer, — annua sacra — in heiterer Frühlingszeit zu bringen. Das Fest der Madonna-Ceres in Pagani ist im Frühling.

einzelnen Fällen verfehlt eine fliegende Henne ihr Ziel und muß dann eingefangen werden, oder ein Vierfüßler macht Miene, seinen Weg selbständig zu verfolgen. Solche Störungen aber thun der Feier keinen Abbruch. Die laute Musik mit ihren heiteren Marschmelodieen übertönt jeden Lärm, und nach mehreren Stunden kehrt die Prozession wieder zur Kirche zurück. Alle der Madonna dargebrachten Hühner wie die Vierfüßler sind Eigentum der Kirche und werden an den folgenden Tagen meistbietend und oft zu hohen Preisen verkauft *).

Niemand in Pagani weiß zu sagen, wie alt dieser Festbrauch ist; man erhält auf Befragen stets die Antwort: „Molto antico“. Diese Antwort enthält in der That eine sehr einfache Wahrheit; denn jener Brauch erinnert deutlich an einen römisch-griechischen Opferzug. Jene geschmückten Tiere, welche man bei der Prozession einherführt, sind das lebende Bild der Opfertiere, die bekanntlich geschmückt, bisweilen mit vergoldeten Hörnern, zur Opferstätte geführt wurden. In dieser Hinsicht finden wir ähnliche Bräuche heutzutage in Calabrien, wo man sogar geschmückte Stiere hinter der Statue des Heiligen erblickt, welchem sie gelobt wurden. Dies geschieht z. B. beim Fest des St. Nicóla im Städtchen Cervicati in Calabrien. An den Hörnern dieser in der Festprozession einhergeführten Stiere hängen bunte Bänder, welche kirchlich geweiht und von den Priestern verteilt werden. Oft führt man diese Tiere sogar in die Kirche hinein, bis in die Nähe der Heiligenstatue und sucht aus den Bewegungen derselben einen Schluß zu ziehen auf die Bereitwilligkeit derselben, als Opfergabe zu dienen **). Würde man eine solche Bewegung nicht wahrnehmen, so wäre dies eine schlimme Vorbedeutung für die Ernte. Wenn bei den Griechen und Römern Opfertiere in Prozession daherkamen, so waren die-

*) Eine Opferhenne der Madonna hat einen bedeutend höheren Wert als eine gewöhnliche. Erstere legt mehr Eier als die letztere. Kein Geistlicher in Pagani hat jemals diesen Glauben als Aberglauben bezeichnet.

**) Dorsa, La tradizione, pag. 74. Dorsa erklärt dies Darbringen von Tieren mit Recht für einen Rest der heidnischen Opfer. Er sagt, die Griechen opferten das Tier erst dann, wenn man an einer Kopfbewegung desselben seine Zustimmung bemerkt hatte.

selben stets geschmückt. Die Göttin Pallas Athene wird von Nestor also angeredet:

„Dir dann opfr' ich ein jähriges Rind, breitstirnig und fehllos,
Ungezähmt, das nimmer ein Mann zum Joche gebändigt,
Dieses opfre ich dir mit goldumzogenen Hörnern."
(Odyssee III, 384.)

Wer in unseren Tagen ein ähnliches Rind sehen möchte, muß an einem der vielen Heiligen= und Madonnenfeste sich z. B. in einem der zahlreichen am Vesuv gelegenen Orte einfinden. Ich sah ein junges Rind, dessen Hörner mit Goldpapier umzogen waren, in einer Prozession in St. Giorgio Cremano, einem freundlichen Städtchen am Fuß des Vesuv unweit Portici. Der Mann, welcher dasselbe führte, hatte es der Madonna gelobt und nach geschehener Prozession wurde es zum Besten der betreffenden Kirche verkauft. Dasselbe geschieht allgemein in Calabrien auch mit anderen zur Opfergabe bestimmten Tieren, z. B. mit Kälbern, Schafen, Ziegen &c.

An anderen Orten Calabriens tritt die Erinnerung an die einstigen heidnischen Opfer noch klarer hervor. Beim Fest des betreffenden Schutzheiligen wählt man aus den als Opfergabe dargebrachten Tieren eines aus, z. B. ein Lamm, eine Ziege; bindet das Tier fest und benutzt dasselbe als Zielscheibe für Flintenkugeln. Wer das Tier erlegt, erhält eine Prämie. Im Städtchen St. Agatha in Calabrien schmückt man das betreffende Tier mit Bändern, hängt es bei den Beinen auf und überläßt es den Messerstichen der Reiter, die im schnellen Vorbeigaloppieren dasselbe zu töten suchen. Das Blut des Opfertieres spritzt auf die Opferpriester, von allen Seiten hört man „Viva St. Agatha!" und schließlich gelingt es einem jener Opferschlächter, das Haupt des Opfers vom Rumpf zu trennen. Wird ein solches Tier mit einer Kugel getötet, so gilt diese als heilig und man bewahrt sie auf. Derjenige, welcher den Todesschuß abgab, hält sich für einen Liebling des Heiligen, zu dessen Ehre jenes Fest stattfand und ehrt diesen Santo fortan eifrig *).

*) Dorsa, a. a. O., pag. 145 et 74. Dorsa ist Katholik, das hindert ihn aber nicht, das in der römischen Kirche vorhandene Heidentum mit dem rechten Namen zu nennen.

In der Provinz Cosenza herrscht seit uralten Zeiten die Sitte, daß man bei den Heiligenfesten menschliche Figuren, aus Honig und Masse geformt, zum Verkauf ausbietet. Ob diese als eine Erinnerung an die in uralter Zeit stattgefundenen Menschenopfer aufzufassen sind, ist schwer zu entscheiden. Bei anderen Gelegenheiten tritt die Erinnerung an antike Speiseopfer klar hervor. Speiseopfer, aus Milch zubereitet, sogenannte Galaxia, kannten die Griechen, ebenso die Römer, und diese Speisen bereitet man in Calabrien für das Festmahl am Himmelfahrtstage:

„Einst war, flehte der Mensch um die Gnade der ewigen Götter,
Spelt und das glänzende Korn reinlichen Salzes genug."

So erwähnt Ovid *) schlichte Speiseopfer der Landbauern. Man brachte den Göttern vom Ertrage des Bodens eine Gabe, von der man beim Festmahl sich sättigte. Bekannt ist das sogenannte far pium der Römer, welches die Vestalinnen zubereiteten, eine aus gekochtem Korn zubereitete Speise. Am Fest der heiligen Lucia pflegen die calabresischen Frauen aus Korn oder Mais eine ähnliche Speise zu bereiten, welche als eine gesegnete (benedetto) und heilige betrachtet wird. Man nennt sie Cuccia, und wenn die Bauersfrau jene Körner zum Brei kocht, glaubt sie oft, daß die heilige Lucia ihre Spur auf demselben zurückläßt **). Wenn der römische Bauer einst den Laren ein Schwein opferte, so bezeichnete er diese Handlung mit dem Verbum facere, der heutige calabresische Bauer sagt bei der feierlichen Handlung des Schweineschlachtens: fare u puorco und benutzt die Eingeweide des Tieres zum Zweck der Weissagung, wie man einst die Opfertiere benutzte ***). Andere Erinnerungen an die ehemaligen heidnischen Opfer sind die Schädel von Eseln und Pferden, sowie die Hörner von Rindern und Widdern, welche die Hirten an ihren Viehställen befestigen. Wir haben diesen Umstand schon früher erwähnt, als

*) Fasti I, 338.

**) Dorsa, a. a. O., pag. 67.

***) Siehe unseren ersten Teil, Kap. VIII: Orakel; und den zweiten Teil, Kap. VIII: Hausgötter.

wir vom bösen Blick handelten *). Im Altertum hing man Gebeine von Opfertieren an den Bäumen, sowie an den Häusern auf. — Sicherlich giebt es kein Gebiet, welches so voll von Erinnerungen an heidnische Speiseopfer wäre, als Sicilien. Bei zahllosen Festen heißt es von gewissen durch uraltes Herkommen vorgeschriebenen Speisen: Si mangia per devozione, man ißt zur Verehrung des betreffenden Heiligen **). In demselben Sinn aßen die Griechen und Römer gewisse Opferspeisen. Es würde zu weit führen, wollten wir versuchen, einen sicilianischen Opferspeisezettel abzufassen. An das Darbringen von Opfern erinnert auch der in ganz Süditalien verbreitete Brauch, daß man am Pfingstfest allerlei Geflügel in die Kirchen hineinwirft und auf diese Weise fliegen läßt. Ein Freund erzählte mir kürzlich, daß er in seinen Knabenjahren diesen Brauch oft im Dom von Salerno beobachtet habe und gab mir die Versicherung, es sei dies jedesmal eine von Geschrei und Gelächter begleitete Handlung gewesen. Synodalbeschlüsse Siciliens beweisen, daß man dort noch im sechzehnten Jahrhundert während der Messe Turteltauben und andere Vögel in die Kirche hineinfliegen ließ, auch kleine Figuren hineinwarf ***).

Daß wir es bei den seither erwähnten Anlässen wirklich mit Resten des antiken Opferkultus zu thun haben, wird uns noch klarer werden, wenn wir zum Vergleich das heutige Griechenland heranziehen. Bereits in unserem zweiten Teil †) haben wir nachgewiesen, daß daselbst in den „Neraiden“ jene Wassergeister weiterleben, welche das Altertum Nereiden nannte. „Gute Herrinnen“ hießen sie beim Volk, welches sie in Flüssen und Brunnen, in Höhlen und Grotten, auf Bergen und in den Thälern hausen läßt, wo sie den Menschen bald Schlimmes, bald Gutes bringen, auch schöne Kinder ins Wasser ziehen und einer mächtigen Königin, Lamia genannt, unterthänig sind. Sie gelten für schön und ein

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. X: Der böse Blick.

**) Die Griechen brachten als Opfergabe im Juni die reifen Bohnen dar, in Sicilien sind neue Bohnen am St. Johannisfestabend, 23. Juni, die Festspeise. Dieser Santo hat sie reifen lassen. Pitré, Feste, pag. 290.

***) Pitré, Spettacoli, pag. 267.

†) Siehe im zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

Jüngling, der seine Braut rühmt, sagt von ihr: Sie ist eine Neraide. Wachsmuth*) berichtet, daß das Volk in Epirus den Berg Phanitsa als ihren Sammelpunkt bezeichnet. Der Genannte sagt wörtlich: „Dorthin bringen die Weiber, sie zu versöhnen, Honig, Ziegen, Bretzeln (gleichwie die Alten das Mahl der Hekate dieser und den übrigen abwehrenden Dämonen monatlich brachten); auch stellt man eine Spindel mit hin, damit die Geister auch spinnen können. Im März, erzählt man, wandeln sie mit Lärm von Pfeifen, Flöten und Pauken in Reigentanz unter den Menschen umher, treten auch selbst in die Häuser ein und rufen die Hausbewohner bei Namen: ist man dann so unvorsichtig, auf diesen Ruf zu antworten, so wird man sofort stumm.“ Im heutigen Griechenland wird bei zahlreichen religiösen Anlässen eine aus vielen Teilen (Weizenkörnern, Mandeln, Rosinen, Erbsen, Anis, Honig &c.) bestehende Speise zubereitet, welche man Kolyba nennt. Dies kuchenartige Gebäck wird sowohl bei einer Leichenfeier, als den hohen christlichen Festtagen dargebracht, im ersten Fall hofft man dadurch die göttliche Gnade für den Toten zu erlangen, im letzten Fall ist die Darbringung ein Dankeszeichen. Beide Arten dieser Opfer sind allgemein auf dem Lande (weniger in den Städten) gebräuchlich. Was die Dankopfer betrifft, so ist es bemerkenswert, daß man sie bei solchen christlichen Festen darbringt, welche in die Zeit der verschiedenen Fruchternten fallen. Man bringt diese Kuchen auf flachen Körben in die Kirche, der Priester segnet sie, streut einen Teil in den Altarraum und läßt den Rest an die Anwesenden austeilen. Bei einem Fest der Panagia (Madonna) im November bringen die Landbauern am Parnaß einen Brei dar, welcher aus gekochten Erntefrüchten (Bohnen, Linsen &c.) besteht und Panspermia genannt wird, wobei sie hoffen, daß die Panagia auch fernerhin für eine reichliche Ernte sorgen werde**).

Diese heutigen Opfergaben rufen uns aufs deutlichste den Kultus der hellenischen Ackergöttin Demeter ins Gedächtnis,

---

*) Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 53.

**) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen, S. 55 ff.

welche in Hellas eine so hohe Bedeutung hatte, nicht minder in Süditalien, als dasselbe von hellenischen Kolonisten bevölkert war. Heiligtümer dieser großen Göttin fanden sich überall, wo Hellenen den Acker bauten, und viele Tausende wallfahrteten alljährlich nach Eleusis, um die dortigen Feste zur Erinnerung an die erste durch Demeter geschehene Stiftung des Ackerbaues zu feiern. Bei ihren Festen, namentlich bei den Thesmoforien, wurden ihr Frucht- und Speiseopfer dargebracht*) In jenem Fruchtopfer der heutigen Hellenen haben wir zweifellos eine Fortsetzuug solcher antiken Opfergaben zu erblicken, welche denselben Zweck hatten wie heutzutage. — Die Panagia (Madonna) ist an Stelle der Demeter getreten, eine unleugbare Thatsache, welche durch eine andere aus dem vierten Jahrhundert erhärtet wird. Damals nämlich erregte in der Kirche eine Sekte von Frauen Aufsehen, die sich Priesterinnen der Maria nannten und im Kultus derselben Opferkuchen darbrachten. Letztere hießen Kollyra, hatten also fast denselben Namen, wie die Opferkuchen der heutigen Hellenen; jene Frauen hießen Kolyridianerinnen. Damals (es war im vierten Jahrhundert) hielt man noch ein Zuviel in der Verehrung der Maria für möglich und schloß jene Sekte von der Kirche aus**), heutzutage wird ein Zuviel in jenem Kultus nicht mehr für möglich gehalten***).

Der Demeterkultus ging zu Rom in denjenigen der Ceres über, wo ihr erster Tempel beim Cirkus bald nach Vertreibung der Könige erbaut wurde und zwar auf Anraten der Sibyllinischen Bücher, welche auf die in Italien bereits bekannten griechischen Ackerbaugötter hinwiesen. Der Kultus der Ceres in Rom hatte ein durchaus hellenisches Gepräge, weshalb man die Priesterinnen dieser Göttin aus Neapel und Cumae bezog. Ihr mit den allbeliebten Cirkusspielen verbundenes Fest, die Cerealien, hatte einen äußerst heiteren Charakter:

---

*) Preller, Griechische Mythologie, I, 619 ff. — B. Schmidt, a. a. O., S. 61.

**) Hase, Kirchengeschichte, I, 601.

***) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. IV: Die große Mutter; Kap. XV: Die Himmelskönigin.

„Ceres' Festspiel folgt, nicht braucht es des deutenden Grundes,
Sind doch Geschenk und Verdienst klar bei der Göttin von selbst.
— — — — — — — — — —
Ehret die Göttin mit knisterndem Salz und mit Dinkel, und bringet
Körner des Weihrauchs ihr hin auf den alten Altar!"
(Ovid, Fasti IV, 410.)

Im August feierten die Frauen der Ceres ein Fest, kleideten sich in weiße Festgewänder und brachten die Erstlinge der Früchte dar. Also auch hier ein Fruchtopfer*). Im Zusammenhang mit diesem Kultus stand derjenige des Liber (Bacchus), wobei als Opfergabe gewisse Kuchen dargebracht wurden.

Priesterinnen, mit Epheu bekränzt, trugen dies Gebäck durch die Stadt, wo sie dasselbe feilboten:

„Kuchen verehrt man dem Gott, denn Bacchus erfreut sich am Süßen,
Selber den Honig zuerst fand nach der Sage der Gott.
— — — — — — — — — —
Honig genießet Bacchus, auf warme Kuchen gegossen
Bringen dem Finder mit Recht glänzenden Honig wir dar.
Nicht ist verborgen der Grund, weshalb eine Frau sie bereite,
Frauen ja bilden den Chor, welchen der Thyrsus regiert."
(Ovid, Fasti III, 735 ff.)

Jahrhunderte hindurch war es in Neapel Sitte, daß die Nonnen**) gewisser Klöster Festkuchen bereiteten, welche Weihnacht und Ostern feilgeboten und von allen Familien gegessen wurden.

Demeter, Ceres, Madonna, — drei verschiedene Namen, aber eine und dieselbe Gottheit. An derselben Stelle, wo man einst in Palermo (Panormus) die Feste der Ceres feierte, haben Jahrhunderte hindurch großartige Feste der Madonna stattgefunden, die zur Zeit der Vizekönige daselbst ihren höchsten Glanz entfalteten und mit ihren ritterlichen Schauspielen an die römischen Feste der Cerealia erinnerten. „Auf demselben Platz wurden von den Alten

---

*) Bei vielen Gelegenheiten wurden im römischen Kultus Kuchen, liba, dargebracht, meist aus Mehl von Dinkel und Spelt verfertigt. Preller, Römische Mythologie, S. 115.

**) In Rom gab es eigene geistliche Kuchenbäcker, welche die Opferkuchen verfertigten. Preller, a. a. O., S. 115.

die Feste der Ceres gefeiert, welcher Göttin jenes Gebiet heilig war, und es war nicht möglich, dem Volke Palermos, als es zum Christentum übergetreten war, die alte Gewohnheit zu entreißen *)" — Das Fest der Ceres im August gilt der vollendeten Ernte, es ist ersetzt worden durch das in ganz Sicilien noch heute in grandioser Weise gefeierte Fest der Madonna. Schon Kaiser Friedrich II. verfügte in Palermo, daß eine Geldgabe an diesem Tage der Madonna dargebracht werde, andere Gaben bestanden in Wachskerzen. Noch heutzutage bringt man in Sicilien Gaben für die christianisierte Ceres auf die Weise zusammen, daß man ein altes Pferd von Ort zu Ort führt, wobei dasselbe unterwegs mit den Gaben der Frommen beladen wird. Dies Roß wird, wenn es jenen Dienst für die Madonna vollbracht hat, öffentlich verkauft. Wenn das große Augustfest der christianisierten Ceres herannaht, ziehen die Bauern entlegener Gegenden Siciliens mit Eseln und Maultieren zu ihren Pfarrkirchen. Die Tiere sind mit Bändern geschmückt, mit Kornsäcken beladen, das Korn wird vom Priester gesegnet und ein Teil bleibt als Opfergabe für die Madonna. Wir sehen in diesem Brauch das antike Fruchtopfer für die Ceres, welche in ganz Sicilien ihre Tempel hatte. Ihr war vor allen Dingen die „korndurchwogte" Ebene von Catania heilig und ein Mittelpunkt ihres Kultus war das Thal von Enna, wo nach der Sage die Tochter der Demeter-Ceres in die Unterwelt entführt wurde **). Nach und nach ward ganz Sicilien jener segensreichen Göttin ebenso heilig, wie diese Insel heute der Madonna heilig ist. In der Mitte Siciliens bezeichnet das heutige Castrogiovanni die Stelle, wo das antike Enna mit seinem berühmten Demeterheiligtum lag.

Wie eng der Madonnakultus mit dem Cereskultus zusammenhängt, erhellt nicht nur aus den Opfergaben, sondern auch aus dem beiden Kulten eigentümlichen Fastengebot. Nach dem Bericht des Livius (XXXVI, 37) ward im Jahre 191 vor

---

*) So sagt wörtlich Villabianca, Processioni sacre e profane, II, 41.

**) Holm, Geschichte Siciliens, I, 44. 178.

Christus zu Ehren der Ceres ein Fasten (jejunium Cereris) eingeführt, ein ähnliches Gebot ward zu Ehren der Demeter beim Fest der Thesmoforien in Griechenland beobachtet *) und namentlich war den Frauen dann Enthaltsamkeit zur Pflicht gemacht. Diesem Fasten entspricht das Fasten zu Ehren der Madonna bei ihrem großen Fest im Monat August. — Hierzu kommt ein Umstand, der kaum als unbedeutend bezeichnet werden dürfte. Ovid **) legt der Ceres blondes Haar bei. Das blonde Haar schmückt sie mit dem Ährenkranz. Alle heutigen Statuen der Madonna zeigen blondes Haar, eine Darstellungsart, die schwerlich eine rein zufällige ist. — Wie in den ersten Jahrhunderten, namentlich im vierten und fünften, christliche Feste und Götter an die Stelle der heidischen traten, wird sogar (wenn auch selten) von katholischen Schriftstellern erwähnt. Der vielgenannte, von uns im achten Kapitel citierte Riccardi bemerkt richtig, daß in der Nähe Roms, im Zusammenhang mit dem Cereskultus eine Gottheit namens Robigo verehrt wurde und zwar als Schützer gegen den Kornbrand. „Diese Gottheit wurde mit Wettrennen und Opfern verehrt, ein Kultus, dessen Nahahmung sich findet in der Prozession zu Ehren des St. Marco, dessen Verehrung vom Papste St. Marco im vierten Jahrhundert dort eingeführt wurde. Derselbe Papst führte dort den Kultus der Madonna ein, um den Kultus der Venus zu verdrängen ***).“ — Endlich sei noch erwähnt, daß mit dem Kultus der Ceres in Rom Korn- und Brotspenden an die Armen verbunden waren. Die Sorge in dieser Hinsicht lag gewissen Beamten ob, welche als Amtslokal den Tempel der Ceres am Aventin benutzten, wie dies von Plinius in seiner Naturgeschichte (18, 3. 4) erwähnt wird. Bei den großen Madonnenfesten, namentlich bei dem im August, erhalten die Armen in Süditalien noch heute ihre üblichen Brotspenden. Diese Art der Wohlthätigkeit ist dem antiken Wohlthun ebenso ähnlich, wie

*) Preller, Griechische Mythologie, I, 640.

**) Fasti IV, 424.

***) Riccardi, Storia dei Santuari, III, 107 et 110. Ähnlich Senni Memorie di Genezzano.

die oben erwähnten Opfergaben denjenigen des hellenisch-römischen Religionslebens gleich sind *).

Die römische Kirche hat die antike Ceres durch die Madonna, das antike Opfer durch die Messe ersetzt. Dies mit dem Stempel des Christentums versehene Opfer wird zur Sühne sowohl für Lebende und Tote, für Gesunde und Kranke, gegen Epidemieen und schlechtes Wetter ꝛc. dargebracht, mit demselben Zweck und derselben Zauberwirkung, wie das antike Opfer. So haben wir es zu erklären, daß die Kirchensprache heutzutage von der Messe dieselben Ausdrücke gebraucht, welche im Altertum in Hinsicht des Opfers benutzt wurden. So lesen wir z. B.: St. Ambrogio immoló il divino sacrifizio **): Ambrosius schlachtete das göttliche Opfer, d. h. Ambrosius las die Messe. Man nennt die Messe Olokausto, indem man das griechische Wort für Opfer Holokauston (d. h. ein gänzlich Verbranntes) in die italienische Sprache einführte. Andere Ausdrücke, wie ich sie oft gelesen habe, sind: Immolare l'ostia sacrosanta, oder: Offrire il sacrifizio incruento. Die apostolische Kirche wußte nichts von einem Meßopfer, mit ihr kannten die ältesten Kirchenväter nur geistige Opfer, ein Leben im Glauben, Gehorsam und Gerechtigkeit. — Als aber im dritten Jahrhundert sich ein dem Judaismus und dem Heidentum entsprechender klerikaler Priesterstand ausbildete, schloß sich daran, wenn auch zuerst unklar, die Idee des Opfers, welche aber erst im sechsten Jahrhundert durch Gregor I. eine bestimmte, feste Gestaltung erhielt. Bei ihm tritt die magische Wirkung des von dem Priester dargebrachten Opfers klar hervor und das alte Heidentum mit seinem Opferkultus begann die Zentralstellung im christlichen Kultus einzunehmen. — Die volle Lehrausbildung hinsichtlich des Meßopfers geschah erst im dreizehnten Jahrhundert durch Thomas von Aquino. In neuester Zeit dienen die Messen auch als Prämien für Abonnenten gewisser Zeitungen. Wer z. B. auf die

*) Bemerkenswert ist auch, daß Demeter oft als Mutter schlechthin bezeichnet wird (Preller, Griechische Mythologie, I, 651), ebenso die Madonna.

**) Riccardi, Storia IV, 33.

Zeitung St. Agatha abonniert, erlangt damit nicht nur diese Monatsschrift, sondern auch hundert Messen jährlich zu seinem Besten. So liest man auf dem Umschlag der Nr. 2 des Jahrganges 1890!

Wenn der römisch-heidnische Priester die feierliche Opferhandlung vollzog, so kam ein andächtiges Publikum herzu, um die Handlung zu sehen. Es handelte sich um ein Schauspiel. Ebenso wird die Messe z. B. im heutigen Calabrien aufgefaßt. Wenn die calabresische Frau sich zum Meßopfer begiebt, jedesmal mit ihren besten Kleidern angethan und mit Goldschmuck versehen, so will sie die Messe sehen und sagt daher auch: Vedere la Messa, also nicht etwa: Udire (hören) la Messa. In jenem Ausdruck bewahrt man unbewußt die ursprünglich heidnische Anschauung, welche den Calabresen ebenso verblieben ist, wie manche hellenische Spiele, die noch heute bei religiösen Festen geübt werden. Noch heute sieht man bei solchem Anlaß allerlei Kampfspiele, die leise an Olympia erinnern. Wettlauf und Wettkampf finden oft bei den Heligenfesten Calabriens statt, noch heute kennt man das Werfen des Diskus und beim Anblick der kräftigen Werfer wird man erinnert an die bekannte Statue im Vatikan. An solchen Wettspielen beteiligen sich hoch und niedrig und bisweilen erblickt man unter den Wettkämpfern sogar die würdige Gestalt des Ortspfarrers *). Das Volk weiß nicht, wie alt solche Bräuche sind, der Hirt im Silawald hat keine Ahnung davon, daß die Doppelflöte, welche er benutzt, schon den Römern bekannt war. Ebenso wenig kennt das Volk die Geschichte und Entstehung des Meßopfers.

In Italien bestanden in uralten Zeiten, wie anderswo, Menschenopfer, welche durch Numa abgeschafft und durch sinnbildliche Handlungen ersetzt wurden **). Im Lauf der zwei Jahrhunderte nach Konstantin verschwanden langsam die oft mit der Todesstrafe bedrohten Tieropfer, hörten aber dann erst vollständig auf, als sie

---

*) Dorsa, a. a. O., pag. 14.

**) Bei den Saturnalien, dem großen Freudenfest der Römer, pflegte man einander die sogen. Sigillaria zu schenken, kleine Gebäckfiguren, Vögel, Pferde u. s. w. Dorsa meint, es seien dies Darstellungen früherer Opfer für die Götter. Siehe S. 34 seiner Schrift.

in dem Meßopfer einen Ersatz gefunden hatten. — Menschenopfer zu magischen Zwecken bestanden aber im geheimen fort, trotz Numa und seiner Kultusgesetze. Wir erfahren aus Plinius' Naturgeschichte (XXX, 1), daß im 657. Jahre der Stadt Rom, also nicht lange vor Christo, die Menschenopfer zu magischen Zwecken verboten wurden. Trotzdem tauchten sie in der Kaiserzeit wieder auf. Von den Kaisern Commodus und Helegabal wird behauptet, daß sie zu magischen Zwecken Kinder opfern ließen *). Von einem ähnlichen Opfer scheint eine Inschrift zu zeugen, die man auf Capri in der noch jetzt vorhandenen Mithras-Höhle **) gefunden hat. Mit dem Kultus dieses Gottes scheinen Menschenopfer verbunden gewesen zu sein. Im heutigen Calabrien verbindet sich mit unheimlichem Aberglauben mancherlei finsteres Werk. Der erstere hat es zu thun mit verborgenen Schätzen, das letztere mit ihrer Auffindung. Es ist schwer zu sagen, an wie vielen Orten Schätze daselbst verborgen sein sollen. Bald wähnt man solche in einer Höhle, bald in einem verfallenen Kastell, deren sich in Calabrien aus der Normannenzeit viele befinden. Viele Schätze werden von Schlangen bewacht, viele von Drachen, andere von Seelen solcher Kinder, die auf dem Schatz getötet sein sollen, damit die Seele als Wächter neben dem Schatz verharre. Um solchen Schatz aufzufinden, werden verschiedene Mittel angeraten und als das beste nennt man die Opferung eines Kindes. In einer Höhle bei Morana ist nach dem Volksglauben der Schatz der „Donna Marsilia“ verborgen und vor Jahren geschah dort die entsetzliche That, daß jemand ein Kind als Opfer ermordete, um jenen Schatz zu erlangen ***). Diese Thatsache steht keineswegs vereinzelt.

Auch in den Abruzzen weiß der Volksglaube von solchen verborgenen Schätzen, in Neapel galten einst angebliche Höhlen unter dem finsteren Castello dell' Ovo als Orte verborgener Goldhaufen, eine Legende, die vielleicht mit der Thatsache zusammenhängt, daß

---

*) Dio LXXIII, 16.

**) Siehe das folgende Kapitel.

***) Siehe hierüber weiteres im Anhang zu diesem Kapitel.

Friedrich II. der Hohenstaufe dort zeitweilig einen Schatz in Sicherheit brachte. In Cumae sagte mir ein alter Bauer, er wisse eine Stelle, wo nach uralter Überlieferung reiche Schätze verborgen seien, er fügte hinzu, sie stammten aus antiker Zeit, als Cumae eine große Stadt gewesen und ruhten unter altem Mauerwerk. Das Mittel, diesen Schatz zu heben, habe er von seinem Vater erfahren, es sei ein „grausames“ Mittel, und er weigerte sich, es zu nennen. Ich vermute, daß dasselbe von dem erwähnten calabresischen Opfer nicht allzu weit entfernt ist. In Meta bei Sorrento ward mir in der dortigen Kirche von der Auffindung eines Schatzes erzählt. Letzterer bestand in einer goldenen Henne mit goldenen Küchlein *) und brachte angeblich die Mittel, erwähnte Kirche zu bauen, in der man unter der Kanzel eine große aus Marmor gebildete Henne erblickt. Sicherlich giebt es kein Land, wo sich die Phantasie des Volkes so sehr mit verborgenen Schätzen und den Mitteln zu ihrer Auffindung befaßt, als Sicilien, wohl nirgends auf Erden kennt die Bevölkerung so viele geheimnisvolle Stellen, wo unermeßliche Haufen edlen Metalls und kostbarer Steine verborgen liegen sollen, als auf genannter Insel. Man braucht nicht lange in Palermo zu weilen, um zu erfahren, daß an zwei Stellen in der Nähe dieser Stadt Schätze verborgen sind, die nur der Entzauberung bedürfen, um in den Besitz eines Glücklichen zu gelangen. Unter dem Monte Pellegrino, auf dessen Höhe St. Rosalia, die gepriesene Beschützerin Palermos, ihr Heiligtum hat, befinden sich, so erzählt und glaubt das Volk, große Höhlen und in denselben unermeßliche Schätze. Lang' ist's her, da sollen kühne Taucher zum Eingang jener geheimnisvollen Stätte gelangt sein und den Schimmer des Goldschatzes gesehen haben, seit jener Zeit aber hat es niemand gewagt, sich jener von Geistern gehüteten Stätte zu nahen. — Dicht bei Palermo liegt ein Normannenschloß, ursprünglich mit dem arabischen Namen El-Aziz (Ehre) genannt, jetzt unter dem Namen Zisa bekannt, einst von herrlichen Gärten umgeben, „drin springen frische Brunnen im

*) Genau dieselbe Legende von solchem Schatz findet sich in Cassano und Longobucco in Calabrien. Dorsa S. 26.

Regenbogenglanz". Zahlreiche Volkslegenden erzählen von den verzauberten Schätzen, welche unter diesem Schloß verborgen sein sollen *). Lu tisoru di la Zisa, der Schatz der Zisa, sagt das Volk in seinem Dialekt und behauptet, daß „die Kaiser" ihn daselbst verborgen und böse Geister ihn bewachen. Ähnliche Stellen finden sich auf Sicilien in großer Anzahl, ein Freund, der schon 20 Jahre dort weilt, gab mir die Versicherung, man könne ohne Übertreibung von hunderten reden. Jeder dieser Schatzorte hat die allen gemeinsame Bezeichnung Trovatura, und an jeden knüpfen sich seit uralten Zeiten Volkslegenden. Wie ein Echo aus fernen Zeiten klingt es, wenn in jenen Legenden auch von Opfern die Rede ist. Man erzählt nämlich hier und da, daß die Bezauberung (incantesimo) eines Schatzes dadurch geschehen sei, daß man neben letzterem einen Menschen tötete und dessen Blut auf den Schatz fließen ließ. Unter den verschiedenen nennbaren und unnennbaren Mitteln, Schätze zu entzaubern, werden ebenfalls Opfer genannt, zunächst mancherlei Tieropfer. Es gilt z. B. einen Hahn zu schlachten und von seinem Blut zu trinken, oder einen Esel zu töten und sein Herz zu verzehren. Dies Tierblut erinnert uns an das von Odysseus dargebrachte Opfer, dem es erst nach Vergießen solchen Blutes ermöglicht ward, mit der Unterwelt in Verkehr zu treten **). Öfters aber werden unter jenen Mitteln Menschenopfer genannt. Bald heißt es, man müsse einen Menschen, bald, man müsse ein Kind, bald, man müsse sieben Kinder opfern! Einmal heißt es, man müsse einen Knaben, der den Namen Klemens trage, opfern und sofort die Leber desselben verzehren. Ein solches Opfer ist in der Gegend von Modica dargebracht worden und zwar in einer Kirche, unter welcher man einen Schatz verborgen glaubte. Für den näheren Nachweis wird auf den Anhang zu diesem Kapitel verwiesen.

Es dient zur Erläuterung der aus Calabrien und Sicilien angeführten Thatsachen, wenn wir auf einen ähnlichen finsteren Wahn hinweisen. In Calabrien ist der Aberglaube weit verbreitet, daß

---

*) Pitré, Fiabe, Novelle, Racconti, N. 216.

**) Odyssee XI, 35.

ein Mörder dann durch die Flucht entkommt, wenn er von dem Blut des Ermordeten etwas einsaugt *). Dieser noch heute sich zeigende Wahn erinnert an einen römischen Aberglauben, den Plinius in seiner Naturgeschichte 28, 1 erwähnt. Er sagt wörtlich: „Die mit Epilepsie Behafteten trinken das Blut der Gladiatoren und sie halten es für das wirksamste, wenn sie es warm einschlürfen.“ — Das erwähnte Kapitel des Römers Plinius beweist, daß er solchen abergläubischen Brauch verabscheute. Im Gebiet der römischen Kirche ist jener Wahn bis jetzt nicht verschwunden!

Im Jahre 341 erließ der Sohn und Nachfolger Konstantins eine strenge Verordnung gegen die Opfer, die er als insania, Wahnsinn, bezeichnete. Die römisch-katholische Kirche darf sich im neunzehnten Jahrhundert nicht rühmen, daß in ihrem Gebiet die von den Römern vor Christi Geburt verbotenen Menschenopfer vollständig beseitigt und die Frucht-, Speise- und Tieropfer völlig verschwunden sind.

---

*) So bezeugt Dorsa, a. a. O., S. 138.

Dreizehntes Kapitel.

Segen und Fluch.

„Dirae precationes.“
Plinius.

Am Meeresstrande der Südküste Siciliens, auf baumloser Ebene, welche nur Ginstergebüsch, mancherlei Disteln und Zwergpalmen hervorbringt, liegen die riesigen Trümmerhaufen von Selinunt. Die Blüte dieser Hellenenstadt ward schon durch Hannibal vernichtet, Saracenen haben sie völlig zerstört, Erdbeben hat die herrlichen Tempel in chaotische Haufen von Säulen, Gesimsen und Kapitälen verwandelt, welche von üppigem Schlingkraut umwuchert sind. Den einzelnen Trümmerhaufen hat man Buchstaben als Namen gegeben, Volksmund aber redet von Riesen, welche einst jene Säulen aufrichteten und nennt letztere: „Pfeiler der Giganten“.

Nur einmal im Jahr belebt sich diese öde Küste, nämlich in der Nacht, welche dem Himmelfahrtsfest (Ascensione) vorangeht. Von allen Seiten kommen dann Menschen und Tiere dorthin, um die gesegnete Nacht zu einem heilvollen Meerbad zu benutzen. Dies Bad bewahrt die Tiere (Rinder, Ziegen, Pferde, Maultiere, Schafe) vor Krankheit und macht kranke Menschen, namentlich solche, die an Hautkrankheiten leiden, gesund. Die Tiere werden für dies gesegnete Bad mit seidenen Bändern geschmückt, um den Hals derselben hängt man Glocken und treibt sie womöglich um Mitternacht ins Wasser, denn diese Stunde hat die größte Segens=

kraft. Dieselbe Stunde wird von kranken Menschen benutzt. Wer aber Heilung erlangen will, muß festen Glauben haben. Dieselben Lustrationen geschehen in genannter Nacht an zahlreichen Stellen des sicilianischen Ufers, in der Nähe Palermos finden sich dabei sogar musikalische Genüsse. Die Hirten lassen von bezahlten Hornbläsern und Violinisten Tänze spielen und verbringen die „gesegnete" Nacht in der heitersten Weise. „In letzter Nacht wurden nach uraltem Brauch zahllose Herden unter Pfeifenklang und Glockenklingen zum Meerbad geführt. Es ist ein Vergnügen, dies Hirtenfest zu sehen." — So schreibt eine Zeitung Palermos vom 11. Mai 1877. Eine andere (vom 31. Mai 1877) berichtet: „Glockenklingen eröffnete das Volksfest der Himmelfahrt. Dem Gebrauch gemäß führte man die festlich geschmückten Tiere zum Bade nach der Küste des Foro Italico. Dasselbe geschieht an allen unseren Meeresküsten. Die Devotion verlangt, daß auch die Menschen um Mitternacht ins Wasser tauchen, ein Gebrauch, der vielleicht seinen Ursprung hat bei den Juden, welche sich in den Jordan tauchten, um sich vom Aussatz zu reinigen. Jenes Fest giebt alljährlich unseren Hirten Gelegenheit, einige Stunden der Nacht heiter zu verbringen, aber den Tieren bringt es sicherlich kein Vergnügen, weil sie ihren Schlaf unterbrechen und ein Bad nehmen müssen zu einer Zeit, wo sie es am wenigsten erwarten *)."

Nicht weniger heiter pflegt man in Sicilien den Tag der Himmelfahrt zu verbringen. Viele benetzen sich am Morgen mit dem frischen Tau, um sich für ein ganzes Jahr vor Kopfschmerzen zu schützen. Der übrige Teil des Tages wird bei lustigem Schmaus verbracht. Aus weißen Blumen pflegt man Kreuze zu machen und dieselben an den Häusern zu befestigen, überzeugt, daß sie Schutz und Segen bringen.

Auch an der Küste Calabriens betrachtet man vielfach die Nacht des Himmelfahrtsfestes als eine segensreiche Zaubernacht, auch hier nehmen viele alsdann ein Meerbad und begeben sich darauf ins

---

*) „L'Amico del Popolo", anno 18, N. 128; „Lo Statuto", anno 3, N. 148. Cf. Pitré, Feste, pag. 260.

Feld, um eine Pflanze zu suchen, welche man erba della fortuna (Glückskraut) nennt. Diese bringt man einem Priester, um sie von demselben segnen zu lassen, worauf man sie an einer Mauer oder an einem Balken des Hauses befestigt.

Wenn im obigen Citat ein jüdischer Brauch als Ursprung jener nächtlichen Waschung angeführt wurde, so trifft diese Vermutung das Richtige nicht, vielmehr müssen wir auf die Lustrationen des antiken Lebens der Römer verweisen.

Lustrationen, d. h. segnende, sühnende, schützende Weihungen der verschiedensten Art waren im antiken Leben sehr gewöhnlich. Sie bezogen sich auf Gesunde und Kranke, auf Menschen und Tiere, auf Städte und Fluren und hingen mit dem Kultus derjenigen Götter zusammen, in deren Hand man den ländlichen Segen geborgen glaubte. In den meisten Fällen bestand die betreffende Zeremonie in feierlichen Prozessionen mit den Opfertieren und Anrufungen der Götter. „Während das Opfertier um die Felder geführt wurde, folgte die Schar der Arbeiter in festlicher Kleidung und mit Ölzweigen in der Hand, zu den Schutzgöttern betend für den Viehstand, den Landmann, wie um Abwehr des Schadens *). Eine Lustration besonderer Art hatten die Römer im Mai, wenn sie das in vielen Küstengegenden übliche Fest der Majuma feierten. Dasselbe ward auch mit einer Nachtfeier begangen und dabei war es üblich, daß man sich im Meere badete. So geschah es z. B. auf einer Insel bei Ostia an der Mündung des Tiber **). Auf genannter Insel stand ein Tempel jener Maigottheit, wohin sich zur Festfeier viele Einwohner Roms zu begeben pflegten.

Mit geheimnisvollen, sühnenden und segnenden Waschungen waren auch die verschiedenen sogenannten Mysterien verbunden. Dies gilt zunächst von denen, welche in Eleusis gefeiert wurden,

---

*) Preller, Römische Mythologie, S. 372. Wir haben diese Prozessionen schon erwähnt Kap. III, V, XII, und bemerken hier nochmals, daß sie den heutigen Prozessionen so ähnlich sehen, wie ein Zwilling dem anderen.

**) Beugnot, Histoire de la destruction du Paganisme, XII, 2. Cf. Dorsa, a. a. O., pag. 54.

wo alljährlich die großen Feste der Demeter stattfanden. Auch bei den sogenannten Bacchanalien, welche sich als Geheimdienst schon vor Christo in Rom einschlichen, waren mystische Waschungen üblich. Dasselbe gilt von den in späterer Kaiserzeit eingeführten ägyptischen und phrygischen Mysterien. In diesen weit verbreiteten Kulten, bei welchen Gebildete und Ungebildete Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses suchten, tritt uns eine energische Anstrengung des Heidentums entgegen, welches sich zu behaupten trachtete. Mit einem glänzenden Kultus verbanden sich zahlreiche symbolische Handlungen, in welchen Heil und Sühne verheißen wurde. Kein Wunder, daß gerade in dieser Form das Heidentum Siege errang und die Gemüter anzog. Selbstverständlich läßt es sich nicht direkt beweisen, daß die oben erwähnten Waschungen der Himmelfahrtsnacht ihren Ursprung in den heidnischen Mysterien haben, unzweifelhaft ist aber der innere geistige Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Dies wird uns ein Hirtenbrauch in Calabrien klarer machen. Dorsa, a. a. O., S. 66 schildert denselben wörtlich also: „Am Abend vor dem Fest der heiligen Lucia versammeln sich die Hirten, nachdem sie ihre Herden in den Stall gebracht, vor der Kirche der Genannten und begeben sich von da unter den Klängen der Sampogna (Dudelsack) ins Feld, um allerlei Stroh zusammenzulesen. Dies häufen sie vor der Kirche auf und zünden es an, worauf sie den brennenden Haufen umtanzen. Ist der Haufen ziemlich niedergebrannt, so springt ein jeder der Hirten hinüber.“ — Dasselbe thaten einst die römischen Hirten zu Ehren der Göttin Pales im April eines jeden Jahres. — Es handelte sich dabei um die sühnende und segnende Lustration der Herden. Ovid in seinem Lied vom Festkalender hat uns eine anschauliche Beschreibung dieser Feier gegeben und sagt, daß die Hirten dieselbe anstellten, um den Herden Segen und Gedeihen zu verschaffen:

„Fern von den Ställen verscheucht bleibe mir jegliche Not.“

Einen Hauptteil der Feier bildete das Aufbrennen von Strohhaufen:

„Danach über den Haufen der hell auflodernden Stoppeln
Schwing dich im Sprunge mit leicht schnellendem Fuße hinweg.“
Fasti IV, 780.

Daß in diesem Brauch Vergangenheit und Gegenwart einander die Hand reichen, bedarf keines Nachweises. Hieraus aber folgt die Möglichkeit, daß jenes Tier- und Menschenbad in der Himmelfahrtsnacht uns ein Echo aus einem der vielen antiken Geheimdienste vernehmen läßt.

Über das gesamte Gebiet des römischen Reiches hatten sich die Mysterien des Lichtgottes Mithras verbreitet. Die Höhlen, in welchen man diesen Kultus feierte, werden von Paulinus im fünften Jahrhundert erwähnt, man hat sie in den verschiedensten Teilen des einstigen römischen Reiches gefunden und gerade dieser Geheimdienst erhielt sich bis in die späteste Kaiserzeit, auch dann noch, als man das Heidentum vernichtet zu haben glaubte. — In der Grotta di Posilipo befindet sich eine Höhlenkapelle der Madonna, welche einst dem Mithras heilig war. Eine berühmte Mithrashöhle befindet sich auf Capri. Sie liegt an der Ostseite dieser Insel. Eine tiefe Schlucht durchbricht die Uferlinie, zuerst in leiser Schrägung, dann aber fällt der Inselrand wohl gegen 800 Fuß zum Meeresspiegel nieder; in großartiger Wildheit umgeben uns die wundersamsten Felsenbildungen, eine unzählbare Masse von Zacken und Zinken an beiden Seiten dieser Schlucht, zur linken das von Malern so viel gezeichnete natürliche Felsenthor und, darüber hinaussteigend, gewaltige Seitenwände der Kalksteine, gerillt, gespalten, gefurcht von dem Alter der Jahrtausende. Das tiefste Schweigen ringsumher, denn das leise Abendmurmeln des Meeres dringt nicht in die Höhe hinauf. Keines Vogels Ruf traf mein Ohr, das Leben vereinigt sich da in wenigem Gestrüpp, welches mit seinen Wurzeln sich gleichsam krampfhaft in den Felsenspalten festhält.

Tief unter uns, etwa halbwegs zum Meere nieder, befindet sich die Tempelhöhle, zu der man nur auf einem einzigen Pfade abwärts steigend gelangt. Etwa zehn Minuten dauert dies Klettern auf einem Steinpfad oder vielmehr einer Steintreppe im Zickzack, die man nicht ohne Seufzen betritt. Was man aber weiter

unten am Ziele schaut, lohnt diese Mühe reichlich. Hoch und breit wölbt sich dort der Eingang zu einer sich tief in den Felsen verlierenden Höhle, welche zur Zeit des Tiberius und später der Verehrung des persischen Lichtgottes Mithras geweiht war. Diesem Zwecke entspricht ihre Lage, denn ihr Eingang ist genau gegen Sonnenaufgang gerichtet. Der Fußboden ist künstlich geebnet, jetzt aber mit Staub und Steingetrümmer bestreut; zahlreiche Massen zerbrochenen römischen Gemäuers beweisen, daß die Höhle zu einer Art Tempel ausgebaut war. Wie wir uns diesen zu denken haben, läßt sich aus den wüsten Resten nicht erkennen. Gleich rechter Hand beim Eintritt scheint ein abgetrennter größerer Nebenraum gewesen zu sein, eine Halle, deren Wölbung zum Teil erhalten ist. Der Hintergrund des Hauptraumes der Höhle ist ausgefüllt durch Treppenstufen, oberhalb deren sich ein Altar befunden haben mag.

Der Geheimdienst des Mithras verhieß den Eingeweihten nicht nur Aufschlüsse über das zukünftige Leben, sondern auch abergläubische Hilfs- und Heilmittel für Leib und Seele*). — Dieser Kultus hatte mit dem herkömmlichen öffentlichen Kultus nichts zu schaffen und dies gilt auch von dem erwähnten Meerbad in der gesegneten Himmelfahrtsnacht. Wer dann für seinen Leib Gesundheit und für seine Herde Bewahrung sucht, wendet sich nicht an die Kirche und ihren Zaubersegen, sondern an eine geheimnisvolle Naturmacht, die im Meere verborgen ist. In den heidnischen Mithrasmysterien war die Religion hauptsächlich Naturdienst.

Dem Glauben an eine mysteriöse Segensmacht entspricht der Glaube an die Wirkung des Fluches.

Nichts ist beim südlichen Volk gewöhnlicher, als das Schwören zur Bekräftigung einer Aussage. Wie jeder Ort seinen besonderen Schutzheiligen hat, so schwört man bei letzterem, z. B. Palermo

*) Über den Mithraskultus zu vgl. Preller, Römische Mythologie, S. 755 ff. In Rom waren wenigstens zwei Mithrashöhlen, die meisten sind in Süditalien, ferner haben sich solche gefunden in Tirol, Siebenbürgen, Deutschland, Frankreich, England, Numidien.

bei der heiligen Rosalia, Mazzara beim St. Johannes, Neapel bei St. Gennaro und anderen Protektoren, überall aber hört man die Bekräftigung: Maria Santissima. In Calabrien sagt man oft: Santu Diano. Bei diesem Schwur hat man Diana in Diano verwandelt. Sehr gewöhnlich ist auch: Per Bacco, auch Corpo di Bacco. In diese Schwüre mischt sich bei einiger Erregtheit sofort ein Fluch, indem man sich selber verflucht, falls man nicht die Wahrheit sagt oder ein Versprechen nicht hält. Entsetzlich sind die Flüche, welche man im Zorn auf einen Mitmenschen schleudert. „Verbrannt sei deine Seele." „Der Blitz möge dich treffen." „Die Hunde mögen die Seele deiner Mutter fressen." „Dolch und Gift!" Dies diene als Beispiel, wobei wir aus nahe liegenden Gründen unterlassen, die Flüche der schlimmsten Art namhaft zu machen. Wer solche Flüche schleudert, ist überzeugt, daß sie wirksam sind, falls sie von Herzen kommen, und derjenige, den solcher Fluch trifft, fürchtet das letztere. Solchen Fluch nennt man in Sicilien allgemein Gastima *) und schreibt demselben eine geheimnisvolle Macht zu, ist also überzeugt, daß das im Fluch erwähnte Übel auf das Haupt des Verfluchten fällt. Als Bedingung nennt der Dialekt Siciliens: „vera ràggia di cori", wahre Wut des Herzens. Mehr als einmal war ich Zeuge solcher Fluchscenen auf der Straße, letztere gehören zu den entsetzlichsten Dingen, die man im Süden erleben kann und fast immer sind es Weiber, welche einander mit solchen Flüchen überschütten. Um dieselben unwirksam zu machen, benutzt man ähnliche Mittel, wie gegen den bösen Blick **). Eine besondere Art des wirksamen Fluches erwähnt Pitré ***), nämlich einen bei den geistig Höherstehenden üblichen. Wer auf einen andern eine wirksame Gastima schleudern will, schließt sich nachts in ein Zimmer ein, zündet zwei

---

*) Die Etymologie dieses Wortes ist schwierig. Ein des Spanischen kundiger Freund verwies mich auf das spanische Wort Lastima, d. h. Schade. Also: einem eine Gastima „schicken", wie man in Sicilien sagt, würde heißen, ihm durch den Fluch Schaden bringen. Vielleicht hängt das Wort mit castigare, züchtigen, zusammen.

**) Siehe den zweiten Teil, Kap. X.

***) Biblioteca XV, 398.

Lichter an und liest mit lauter Stimme Psalm 108, welcher in Sicilien als „Psalm des Judas“ bezeichnet wird. Dieser Psalm schließt mit den Worten: „Er wird unsere Feinde untertreten“. Pitré versichert, daß das Volk allgemein glaubt, daß dieser Psalm imstande sei, einem Feinde schwere Krankheit und sogar den Tod zu bringen. Der Klerus in Sicilien thut nichts, um diesen entsetzlichen Mißbrauch der Bibel und jenen unheimlichen Wahn zu beseitigen.

Allgemein ist in Süditalien der Glaube, daß der Mutterfluch unbedingt eine Wirkung übe. Dergleichen Äußerungen hörte ich wiederholt aus dem Munde des Volkes. Überall kennt man in Süditalien die Sage von Cola Pesce, jenem kühnen Taucher, der an der Küste Siciliens wundersame Dinge vollbrachte und dessen Gestalt, wenn auch etwas verändert, uns in Schillers bekannter Ballade begegnet. Von Cola sagt die Legende, daß seine Mutter ihn mit den Worten verfluchte: „Mögest du im Wasser sterben!“ Es geschah ihm, wie die Mutter gesagt. „Eine calabresische Mutter, welche ihren Sohn verflucht, beschränkt sich nicht auf zornige Worte. Sie löst ihr Haar, reißt die Kleider von der Brust, kniet nieder und wendet sich dem Osten zu. In dieser Stellung spricht sie den Fluch aus*).“ Ich war im Fischerquartier Neapels Zeuge einer ähnlichen Scene, als ein Weib unter gräßlichen Flüchen alles erdenkliche Unheil auf ihre Feindin herabrief. Sie kniete dabei nieder, zitterte, schlug mit der Hand die Erde, streckte die Arme aus und schrie im grauenvollen Ton entsetzliche Fluchworte. Man führte sie mit Gewalt hinweg.

Jener oben erwähnte Glaube an die Wirksamkeit des verwünschenden Fluches ist echt heidnisch. Wir finden ihn wieder z. B. in einem Gedicht des Statius, geboren im Jahre 61 nach Christo zu Neapel, wo sein Vater Lehrer war. Sein berühmtestes Werk ist das dem Kaiser Domitian gewidmete Epos Thebais, worin er einen bekannten Sagenstoff behandelt, den Bruderkrieg der Söhne des Ödipus. Der erste Gesang erzählt, daß der unglückliche Ödipus seine Söhne, die ihn verlassen haben, verflucht.

*) So schildert Dorsa, a. a. O., pag. 10.

Dabei macht er denselben Gestus, den wir oben in Hinsicht eines neapolitanischen Weibes erwähnten:

„Und mit den Händen
Schlägt er den leblosen Boden und fleht mit schrecklicher Stimme."

Er ruft die Götter der Unterwelt an, vor allen Dingen die Furie Tisiphone, und beschwört sie, Unheil über seine Söhne zu bringen.

„Solches erflehte sein Mund, da wandte die schreckliche Göttin
Auf ihn den düsteren Blick. Tief lag in den Augen
Eisern und starr ihr Blick, der Scheibe des Mondes vergleichbar,
Wenn von atracischer Kunst er gerötet aus Wolken hervortritt.
Auf war die Haut ihr geschwollen von Gift und von schwärzlichem Blute,
Feuriger Dunst entströmte dem scheußlichen Mund, der den Völkern
Trocknis bringt, Krankheit und Hunger und Tod; auf der Schulter
Starrt' ihr ein zottiger Mantel, von bläulichen Knoten gehalten.
Atropos selbst nur erneut dies Gewand und Proserpina mit ihr.
Jede der Hände nun schüttelte sie: Grabfackellicht strahlte
Aus von der einen; es peitschte die Hyder der andern die Lüfte."

Tisiphone begiebt sich auf die Oberwelt und vollbringt, was der väterliche Fluch den Söhnen angedroht hatte.

Das römische Altertum hatte ein unheimliches Wort: Devotio, welches wir mit Todesweihe übersetzen könnten. Dies Wort entstammt dem antiken Glauben, daß man imstande sei, durch bestimmte Formeln der Verfluchung einzelne Menschen oder auch die Einwohnerschaft ganzer Städte dem Untergang und dem gänzlichen Verderben zu weihen. Wenn die Römer eine belagerte Stadt „Devovirten", so geschah dies mit einem nach uraltem Herkommen vorgeschriebenen Zeremoniel*). Zuerst wurden die Götter dieser Stadt feierlich eingeladen, ihren seitherigen Aufenthalt zu verlassen und nach Rom zu kommen, darauf wurde die entsetzliche Formel der Verfluchung ausgesprochen. Solche Devotio traf z. B. die Städte Gabii, Veji, Fidenae, Karthago, Korinth, sowie viele andere, welche der römischen Vernichtung erlagen. In der späteren

*) Preller, Römische Mythologie, S. 466.

Kaiserzeit kam es oft vor, daß man sich seiner Privatfeinde zu entledigen trachtete, indem man sich gewisser Zauberformeln und Fluchwörter bediente. Von solchen fürchterlichen Fluchwörtern (dirae precationes) berichtet Tacitus an mehreren Stellen seiner Annalen. Ein Rest dieses finsteren, römischen Wahns ist bis auf den heutigen Tag der erwähnte Volksglaube an die zauberhafte Wirkung einer Verfluchung.

Vierzehntes Kapitel.

In den Katakomben.

„Was tief Erdreich und Finsternis einhüllt."
Virgil.

Von „weitschweigenden Orten des Nachtgrauns" redet Virgil, wenn er seinen Helden Äneas in die Unterwelt steigen läßt. Ähnlich schildert Hieronymus die römischen Katakomben, die er bei seinem Aufenthalt in Rom (also vor ca. 1400 Jahren) zu besuchen pflegte, um die Gräber der „Apostel und Märtyrer" zu schauen. Die nur selten von einem Lichtschimmer unterbrochene Finsternis war ihm grausig und er ward in jenen unterirdischen Räumen erinnert an das Prophetenwort: „Sie müssen lebendig in die Hölle fahren." Hätte er die Katakomben Neapels besucht, so wäre ihm jene alttestamentliche Stelle nicht in den Sinn gekommen. Um zu den letztgenannten Felsengräbern zu gelangen, betreten wir den Arkadenhof eines früheren Benediktinerklosters, welches heute ein Armenhaus ist und den Namen des St. Gennáro trägt. Links wohnen die Männer, rechts Frauen und Mädchen. Die Länge des Hofes durchschneidet ein zwischen Bäumen sich hinziehender, breiter Weg, und sowohl links als rechts befinden sich Gartenanlagen. Unter den Bäumen, in den Anlagen, unter den Arkaden sehen wir Greise sitzen, sich sonnen, schwatzen, sehen beladene Esel Gemüsewaren zur Schau und zum Verkauf bringen, sehen Priester in der langen schwarzen Robe, einen Teil des Überhangs über die linke Schulter geschlagen, so daß sie einem mit der Toga bekleideten

Römer gleichen. Dieser Anblick des belebten Hofes ist so eigentümlicher Art, daß man vergißt, in einer Armenanstalt zu sein. Das Allerauffallendste aber ist, daß jene etwa 400 Greise ohne Ausnahme Uniform tragen, bestehend in blauen Beinkleidern, blauer Weste, blauem Mantel und einer blauen Mütze mit Wachstuchrand. Die Sache hat einen Sinn. Bei vielen Begräbnissen nämlich erscheinen von diesen Alten mehr oder weniger als das Leichengefolge, es sind dann meist ihrer 20, 50, bei Vornehmen noch mehr. Sie tragen dann Stäbe mit Fähnchen in den Händen, auf denen die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen sich befinden. Begleiten sie einen Reichen oder Hochgestellten, so haben diese Alten einen General an ihrer Spitze, den sie aus ihrer Mitte nehmen, und besagter humpelnder General dieser Altgarde trägt eine Hellebarde.

Im Portal dieses Armenhauses erhalten wir einen Führer für die Katakomben, sowie zwei der Alten als Begleitung, welche Laternen mitnehmen, um diese später anzuzünden. — Am Ende des Hofes führt eine Freitreppe zu einem Portal und durch dies in einen kleinen Hof, durch diesen zu einem folgenden Portal, dessen Durchgang mit Freskobildern geschmückt ist, endlich sehen wir die Front der alten Klosterkirche vor uns, gehen rechts durch eine Thür — und meinen in eine Felsenwildnis versetzt zu sein. Eine hohe steile Tuffsteinwand erhebt sich vor uns, bedeckt mit dem überall hervorspießenden Schlingkraut, oben gekrönt mit Gebüsch aller Art. Wir stehen vor dem Eingang zu den Katakomben.

Die Katakomben Neapels, ebenso alt wie die römischen und länger in Gebrauch als letztere, hatten wie diese das Schicksal, daß sie etwa ein halbes Jahrtausend hindurch vergessen und in dieser langen Zeit sich selbst und dem Verfall überlassen waren. Wie war dies möglich? Die römischen Katakomben erhielten, als die Kirche unter Konstantin zum Siege gelangte, breite Zugänge, wurden Jahrhunderte hindurch als Wallfahrtsort betrachtet, befinden sich obendrein nahe bei der Stadt; die neapolitanischen Katakomben hatten zu allen Zeiten weite Zugänge, liegen an einem schon früh bebauten Hügel, und dennoch hat man beide so sehr vergessen, daß sie sozusagen wieder entdeckt werden mußten.

Ein ähnliches Rätsel bieten die Tempel von Paestum. Drei Tempel der Griechen befinden sich dort und zwar in der Nähe der volkreichen Städte Salerno und Eboli — trotzdem blieben diese merkwürdigen Reste des Altertums den Männern der Renaissance im sechzehnten Jahrhundert unbekannt und auch im siebzehnten Jahrhundert hat kein Reisender sie erwähnt. Erst vom Jahre 1740 an erhielt die Welt eine Kunde von ihrer Existenz. Jahrhunderte hindurch waren letztere nur den halbwilden Hirten bekannt, die als Wächter jener finster blickenden Büffel fungieren, welche durch die Normannen von Sicilien zum Festland gelangten. Als ferneres Beispiel läßt sich Velia anführen, eine griechische Stadt südlich von Paestum. Sie hieß auch Elea und ihr Hauptruhm besteht darin, daß daselbst die sogenannten eleatischen Philosophen lebten, ein Parmenides, ein Zeno, deren Ruhm aus Asien und Europa zahlreiche Schüler nach Velia brachte. Vielleicht um dieselbe Zeit, als Paestum der Verödung anheimfiel, erlebte auch Velia dies Los und im Lauf eines Jahrtausends ist vieles der vorhandenen Reste meterhoch bedeckt. Bis jetzt ist diese merkwürdige Stätte so gut wie unbekannt, obgleich sie der Forschung ein reiches Feld und dem Wissen eine stattliche Bereicherung bieten würde.

Die neapolitanischen Katakomben wurden als Wallfahrtsort angesehen und in alten Zeiten hatte die Geistlichkeit daselbst zu geloben, alle Jahre einmal dieselben zu besuchen. Dies kam in Vergessenheit, als man die Katakomben ebenso ausplünderte, wie dies in der römischen Totenstadt geschah, wo man die Gebeine sogenannter Heiligen aus der Tiefe herausholte und fuderweise in die Kirchen brachte. Besitzt doch das im Jahre 608 zur Kirche umgestempelte Pantheon 28 Fuder Knochen der Märtyrer, wodurch die „Dämonen“ aus jenem Raume weichen mußten. Als man jene Totenstädte in dieser Weise geplündert und auch die vor den Grabstätten befindlichen Marmortafeln verwertet hatte, wußte man mit den Katakomben nichts mehr anzufangen. Für die Geschichte ihres Anfanges ging der von zukünftigen Siegen träumenden Kirche das Interesse nach und nach verloren, es erging ihr wie einem Parvenu, der sich seiner Vergangenheit schämt und an dieselbe

nicht erinnert sein will. Man benutzte die Vergangenheit nur so weit, als sie zur Begründung hierarchischer Herrschaft und zur Erhöhung des Kirchenglanzes diente, und verwandelte deshalb den Apostel Petrus in den ersten Papst, die Gebeine aus den Katakomben in eine Wunderquelle.

Es ist nicht unsere Absicht, eine Beschreibung der Katakomben und eine Darstellung ihrer Geschichte zu liefern. Beides findet der Leser in anderen Schriften. Uns kommt es auf wichtige Thatsachen an, auf welche unser Kapitel hinweisen soll. Betreten wir zunächst die Katakomben Neapels.

In der erwähnten steilen Felswand, umrahmt von üppigem Schlingkraut, befindet sich eine hohe, weite, wie ein unregelmäßiges Portal aussehende Öffnung, durch welche wir zur ebenen Erde in die älteste Kirche der hiesigen Christengemeinde eintreten. Über dem Eingang ist die Bogenwölbung schachtartig in der Mitte abgeschrägt, um auf diese Weise mehr Licht in die Kirche hineinzulassen, was um so nötiger erscheint, da die uns gegenüber liegende Hinterwand dieses Raumes auch noch so ziemlich im Dunkel liegt. Der erste Teil des Bodens über uns ist ein flaches Gewölbe, der hintere Teil desselben aber ein flaches Kreuzgewölbe. Dieser ehrwürdige Raum, weiter nichts als eine künstlich gebildete Höhle, trägt den Namen: Basilika di St. Gennaro. Denken wir uns den im Hinterraum befindlichen Altar, der vor reichlich 170 Jahren hineingesetzt wurde, hinweg, so haben wir diese Kirche in ihrer vollen Einfachheit wieder, wie sie ursprünglich gewesen ist und sich unverändert erhalten hat. An der dem Eingang gegenüberliegenden Hinterwand befindet sich ein aus der Tuffwand herausgehauener Stuhl mit hoher Rücklehne, schmalem Sitz, niedrigen Seitenlehnen, es ist der uralte Sitz des Bischofs, der von hier aus zur Gemeinde redete. Wenn er von diesem Sitze zur versammelten Gemeinde sprach, so schaute er über den vor ihm befindlichen Altar hinweg, der auch aus Tuff bestand, und dessen Grundlage sich noch in dem obengenannten neumodischen Altar befindet. Der für die Gemeinde bestimmte Raum ist abgegrenzt durch zwei vierkantige Steine, die vor dem Altar aufgestellt sind. An den Seitenwänden der Kirche befinden sich teils neuerdings vermauerte, teils offene,

in die Wand gehauene Nischen zur Bestattung der Toten. In einer dieser Nischen erblickt man Knochen, eine andere trägt die uralte Inschrift Ossuarium (d. h. Knochenstätte, Bezeichnung für Grab), eine andere Nische, jetzt vermauert, war die Ruhestätte der Gebeine des heiligen Januarius, die jetzt einen glanzvolleren Ruheort gefunden, seit sie sich im hiesigen Dom befinden *). Als Schmuckreste erblicken wir an dem Bogen einer Grabnische den Schimmer von Mosaikarbeit, dann an der Rückwand derselben ein Bild, an dem aber nur das Gesicht zu erkennen ist. Einst muß über dem Eingang auch Bildschmuck gewesen sein, wie der Führer mir sagte, das Bild des segnenden Heilands; leider ist dies nicht mehr erkennbar, man sieht nur die Fläche mit Farbeschicht überdeckt.

Diese Kirche in ihrer Einfachheit muß auf einen jeden, der sie betritt, den tiefsten Eindruck machen. Wir haben hier eine Kirche, welche unzweifelhaft der Christengemeinde der ersten Jahrhunderte angehört, hier hat sich die junge Gemeinde zum gemeinschaftlichen Gottesdienst versammelt, und letzterer hatte die einfachsten und natürlichsten Bestandteile, nämlich Vorlesung aus der Schrift, Auslegung und Anwendung des Schriftworts durch den Vorsteher (Bischof) der Gemeinde, Gesang, Gebet, Kommunion. Was den Gesang betrifft, so hatte man die alttestamentlichen Psalmen, das Dreimal-Heilig, auch eigens gedichtete Lob- und und Danklieder. Keineswegs läßt sich nun behaupten, daß die früheste Christengemeinde in Neapel keine andere Kirche besessen hätte als diese. Man hatte sicherlich in den ersten Jahrhunderten auch in Privathäusern, wie überall in jenen Zeiten, Zusammenkünfte und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch in Neapel schon früh die eine oder die andere Kirche gewesen ist. Hatte doch die Christenheit bereits unter der Regierung des Kaisers Diokletian (284) viele Kirchen. Dazu wissen wir, daß die Gemeinde der ersten Jahrhunderte in hiesiger Stadt niemals von Verfolgung zu leiden hatte, vielmehr stets mit der Bevölkerung in Eintracht lebte. Neapels Bewohner, welche in ihren Mauern ein Gemisch von fremdländischen Gottheiten besaßen, waren damals,

*) Siehe erster Teil, Kap. IX: Das Blutwunder.

wie gegen alle fremden Kulte, so auch gegen den christlichen Kultus tolerant und schon zur antiken Zeit als gutmütig bekannt.

Die Gemeinden jener Zeiten pflegten, wenn sie auch eigene Kirchengebäude besaßen, sich regelmäßig in der Nähe der Grabstätten ihrer Entschlafenen zu versammeln und dazu an jenen Stätten eigene Versammlungsörter einzurichten, und eine solche Kirche ist die oben beschriebene Basilika St. Gennaro, welche ursprünglich diesen Namen nicht hatte. Es wäre eine durchaus irrige Vorstellung, wollte man meinen, die Christen hätten sich jene Kirche zu dem Zweck in den Tufffelsen hineingehauen, um sich den Augen der Verfolger zu entziehen; beides war hier durchaus nicht nötig, und dann wäre dieser nahe bei der Stadt gelegene Ort ein schlechter Versteck gewesen. Daß die Christen dort ihre Begräbnisse und unmittelbar daran eine Kirche in jenem Felsen besaßen, mußte allgemein bekannt sein. Ebenso falsch wäre es, sich diese junge Christengemeinde als eine kunstfeindliche, trübselige, ewig trauernde, das sogenannte Weltliche verachtende Menschenart vorzustellen! — Man schaue doch in diese Kirche hinein! — Bilder, Mosaik haben hinreichend Spuren hinterlassen, um noch heute zu sehen, daß man diesen Raum mit freundlichen Farben ausschmückte, daß man künstlerischen Schmuck nicht entbehren wollte.

Die Entstehung der beschriebenen Kirche fällt in eine Zeit, in der die Entstellung des ursprünglichen Christentums noch nicht eingetreten, jedenfalls nur in ihren ersten Andeutungen und Keimen sich zeigte. Nun ziehe man eine Parallele zwischen der Anfangsgemeinde, deren Füße jenen Höhlenraum betraten, und der jetzigen Christengemeinde Neapels. Wer diesen Vergleich in jener schlichten Kirche, die ebenso einfach-klar redet, wie das Urchristentum selbst, anstellt, der bekommt die volle Erkenntnis von einer gänzlichen Veräußerlichung des jetzigen hiesigen Christentums, ja, mehr als das, er erkennt, daß der Geist antiken Heidentums bis auf diese Stunde eine solche Macht geblieben, daß er das einfache Urchristentum unter glanzvollen Priestergewändern und prunkenden Hochaltären ebenso zurückgedrängt und erstickt hat, wie jene schlichte Höhlenkirche in ihrer Einsamkeit jetzt vergessen dasteht!

Neben der letzteren sind dicht beieinander zwei hohe, breite Eingänge zu den Katakomben, die jedesmal ein Atrium zeigen, welches mit pompejanischem Bilderschmuck versehen war, von dem heute nur dürftige Reste vorhanden sind. Die Bilder wurden al fresco gemalt, wie die in Pompeji, und schauten einst als reizender Schmuck vom gewölbten Boden nieder, auch die Wände dieser Eintrittshallen entbehrten des freundlichen Schmuckes nicht. Wer die Katakomben in ihrer jetzigen verkommenen und vernachlässigten Gestalt sieht, sollte nicht vergessen, wie sie ursprünglich waren, und bedenken, daß der Eintritt in diese Grabesstätten einst einen heiteren Anblick darbot. Auch heute machen die Katakombengänge, die man vom Atrium aus betritt, keineswegs den Eindruck eines Tartarus und seines „Nachtgrauens". Die Hauptgänge sind breit und hoch, man sieht sogar weite Hallen und an zahlreichen Stellen hat man Ursache, sich an prächtigen Lichteffekten zu erfreuen. Wer die neapolitanischen Katakomben eine grausige Stätte nennt, muß das Gruseln gründlich erlernt haben und in demselben eine wenig beneidenswerte Fertigkeit besitzen. Fast immer versäumt man, sich daran zu erinnern, daß diese Gänge ursprünglich mit Lampen erleuchtet waren, daß die Marmorplatten vor den Grabnischen schimmerten, daß Bildwerk die Wände zierte und täglich zahlreiche Besucher kamen, um den Todestag der geschiedenen Ihrigen zu feiern. Die Katakomben Roms, weil tief unter der Erde und meist schmale Gänge, machen allerdings, zumal bei längerem Weilen, einen beklemmenden Eindruck.

Vor Jahrhunderten, als man anfing, für Altertümer Interesse zu hegen und ihnen Namen zu geben, meinte man, diese Höhlengänge seien von den Kimmeriern angelegt, von denen Homer sagt:

„Allda liegt das Land des kimmerischen Männergebietes,
Ganz in Nebel gehüllt und Finsternis, nimmer auf jene
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen.
Denn rings grauliche Nacht umhüllt die elenden Menschen."
(Odyssee XI, 15.)

Die Katakomben in Neapel sind, wie die römischen, von Christen angelegt, indem man Gänge in den leicht zu bearbeitenden Tuff

hineingrub *). Diese Anlagen von Totenstätten sind am hellen, lichten Tage gemacht und zwar mit Wissen der heidnischen Behörden, unter dem Schutz des Gesetzes, von welchem die Christengemeinden als eine anerkannte Begräbnisgenossenschaft angesehen und die Begräbnisplätze als unverletzlich betrachtet wurden. Noch in neuer Zeit hat man gesagt, diese Gänge seien den ersten Christen eine Zufluchtstätte gewesen. Auch Gregorovius sagt im dritten Teil seiner Wanderjahre von den Katakomben Neapels, daß die verfolgte christliche Gemeinde in diesen unterirdischen Stätten Schutz suchte. Die Christen Neapels sind, wie bereits bemerkt, nie verfolgt worden und die Katakomben hätten ihnen im Fall einer Verfolgung einen ebenso schlechten Schutz gewährt, wie die Katakomben Roms den römischen Christen. Auch in Rom hatten die Katakomben nicht die Bestimmung, als Schutzstätte wider Verfolgung zu dienen. Gregorovius sagt von den Katakomben Neapels **): „Hier (in den Katakomben) liegt das Samenkorn der christlichen Entwickelung, und wie es in eine Grabkatakombe gelegt gewesen, so ist es kein Wunder, daß der Charakter des Christentums ein katakombenhaftes Wesen mit in die freie Luft nahm. Das Totenhafte, Düstere, die schreckende Majestät der byzantinischen Heiligen und Christusfiguren, welche wie aus der Unterwelt heraufgestiegene Totenrichter anzuschauen sind, würden sie ohne das Katakombendunkel entstanden sein? Das Totenhafte selbst der christlichen Lebensanschauung, asketische Weltentsagung, Märtyrertum, Lebensverachtung, Lust am Schmerz, endlich finstere Unduldsamkeit und Fanatismus, würden sie dem Christentum so tief in das Wesen eingedrückt worden sein, wenn es seinen Kultus in der sonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur oben würde entwickelt haben und nicht wäre gezwungen worden, in der dunklen Grabeshöhle bei düsterem Fackellicht, in beständiger Angst vor den Verfolgern bei den Grüften der Märtyrer zu wohnen?"

---

*) Im heutigen Venosa (Venusium) haben sich jüdische Katakomben gefunden, die ebenso angelegt sind, wie die christlichen in Rom. Die Christen scheinen sich in dieser Hinsicht jüdischem Brauch angeschlossen zu haben, der zugleich auch anderen orientalischen Völkern eigen war.

**) Gregorovius, Wanderjahre, III, 42.

Wir können diesen Sätzen nicht zustimmen, denn das Samenkorn des Christentums lag nicht in den Katakomben, finstere Figuren Christi und der Heiligen sind dort nicht zu entdecken, kein Katakombenbild kann als Vorbild der späteren finsteren byzantinischen Bilder betrachtet werden, und was sich nach Konstantin als Christentum ausgab, hat sich leider sehr vom wahren, wesenhaften Christentum entfernt.

Die neapolitanischen Katakomben sind nur zum Teil zugänglich, haben auch nicht die Ausdehnung des ungeheueren Katakombenlabyrints in Rom, wo die Gemeinde eine zahlreiche war und deshalb eine größere Begräbnisstätte bedurfte. Die in neuerer Zeit zu sicheren Resultaten gelangte Katakombenerforschung hat sich in erster Linie mit den römischen Katakomben beschäftigt, in denen ungefähr sechs Millionen Gräber gezählt worden sind. Das im Lateran befindliche christliche Museum bietet der Forschung reiche Ausbeute. Für unseren Zweck haben wir dreierlei ins Auge zu fassen: Das Neue, was uns in den Katakomben entgegentritt, das Alte, welches aus dem Heidentum stammt, endlich manche wichtige Dinge, welche sich in dem heiligen Labyrinth nicht zeigen.

1) Ein neuer Gedanke tritt uns in den Katakomben entgegen. Dieselben waren nämlich Gemeindefriedhöfe, wo die durch gemeinsame Religion Verbundenen nach ihrem Hinscheiden beieinander ruhten, Angehörige verschiedener Nationen, Familien und Stände, Reiche und Arme, Hohe und Niedrige. Eine Begräbnisanlage solcher Art kannte das heidnische römische Altertum nicht, ebenso wenig das griechische. Es gab im heidnischen Rom gesonderte Plätze für Reiche und Arme, die „Elenden", die Sklaven, hatten am esquilinischen Hügel Gruben, wo man ihre Leichname hineinlegte, resp. hineinwarf, unbesorgt um ein anständiges Begräbnis *). Die christliche Kirche dagegen verschaffte auch dem Ärmsten ihrer Mitglieder eine stille Schlafstätte, und dem Ärmsten ein anständiges Begräbnis zu geben, war Sache der gemeindlichen Wohlthätigkeit und ward als eine Christenpflicht angesehen. Die aus der Römerzeit stammenden gemeinsamen Grüfte sind gänzlich

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. X: Der grauenvolle Acker.

anderer Art. Eine jede der vielen Begräbnisgenossenschaften erwarb ein sogenanntes Kolumbarium, wo die Nischen sich nach und nach mit den Aschenurnen der Mitglieder füllten *). Der Gedanke eines Gemeindefriedhofs war dem Altertum schon aus dem Grunde fremd, weil dasselbe den Begriff: „Gemeinde“ nicht kannte. Wenn in den ersten christlichen Jahrhunderten Bischöfe sogar kostbares Gerät opferten, oder wenn sie kollektierten, um Arme anständig zu begraben, so hat kein Römer, auch kein Seneca, einen ähnlichen Gedanken gehabt oder ausgesprochen. — Die Katakomben beweisen, daß die Christenheit der ersten Jahrhunderte getrennte Plätze für Arme und Reiche als zum Bereich des Unchristlichen gehörend erklärte und jener durch die Katakombenanlagen ausgesprochene echt christliche Gedanke blieb Jahrhunderte in wirksamer Kraft. Wer nun beweisen will, daß später das alte Heidentum aufs neue seine Macht zeigte, der braucht nur die Thatsache geltend zu machen, daß z. B. in Neapel Arme und Reiche ihre getrennten Friedhöfe haben und daß die Kirche daselbst Jahrhunderte hindurch eine Begräbnisweise der Armen duldete, welche dem einstigen scheußlichen Sklavenbegräbnis in Rom entspricht **). So lange die Bischöfe auf einem einfachen aus Tuff gebildeten Stuhl saßen, hatten die Armen ein christliches Begräbnis, als man aber die Bischofstühle aus Marmor bildete und die Bischofshüte von Edelsteinen strahlten, vergaß man den in den Katakomben verwirklichten christlichen Gedanken und kehrte zum angeblich überwundenen Heidentum zurück. Im Gemeindefriedhof der Katakomben hatte ein jedes Gemeindemitglied sein besonderes, ihm unverletzlich gehörendes Totenkämmerlein (Loculus), wo niemand sein Gebein antasten, niemand den Marmorverschluß öffnen durfte. Heutzutage giebt es (wie seit Jahrhunderten) in Süditalien an zahlreichen Stellen solche Friedhöfe, wo in gemeinsamen, mit Steinen bedeckten Gruben die Leichen aufeinander gelegt werden. Die Volkssprache nennt solche Grüfte: Fosse carnali, Fleischgruben! In Amalfi ist

---

*) Die größte Zahl solcher Kolumbarien fand ich in der Nähe von Pozzuoli. Das Wort Kolumbarium bedeutet Taubenschlag.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. X: Der grauenvolle Acker.

der Friedhof unter einem am Bergesabhang gelegenen bedeckten Arkadengang. Man sieht daselbst im Fußboden breite, schwere Steine, welche die Öffnungen der gemeinsamen Gruben verdecken. Als ich dort war, machte der Aufseher den Vorschlag, einen Stein abzuheben, um mir das Innere zu zeigen. Er hob den Stein ab und ich sah in die weite, tiefe Gruft. Ein Chaos von halb vermoderten Leichen, von Skeletten, einige liegend, andere aufrecht, bunte Kleiderfetzen, verwelkte Kränze! Der Aufseher glaubte mir einen Gefallen erwiesen zu haben und war mit dem Trinkgeld, welches ihm zuteil wurde, nicht zufrieden. — Die Christenheit der ersten Jahrhunderte, welche ihre Toten in die Nischen der Katakomben legte, hielt diese Schlafstätten heilig und hat nie die Toten als Schaustellung benutzt. Im Gebiet der römischen Kirche werden heutzutage in dieser Hinsicht Dinge geleistet, die im Heidentum unmöglich waren, die ich an dieser Stelle erwähnen muß, wenn sie auch unglaublich klingen und ich mich der Gefahr aussetze, den Widerwillen des Lesers zu erregen. Vor ca. dreihundert Jahren haben die Kapuziner angefangen, Friedhöfe für Schaustellungen zu benutzen. Eine solche findet sich z. B. unter den Augen des Papstes in einer Kapuzinerkirche Roms (S. Maria della Concezione). Ein Kardinal Barberini hat dort eine nicht über das Heidentum hinausgehende Inschrift: Hic jacet pulvis, cinis et nihil*), und in den Unterräumen der Kirche hat man die Gebeine von ca. viertausend Kapuzinern als Wandschmuck verwendet, während in den Nischen bekleidete Skelette als Statuen aufgestellt sind. Glanzvoller ist die Ausstellung im Kapuzinerkloster bei Palermo. Seit dreihundert Jahren sieht man in dieser „Walhalla“ mit Prachtkleidern versehene Leichen, die alljährlich am Totenfest von zahlreichen Besuchern bewundert werden. Ein Freund berichtete mir kürzlich, daß er in einer Kirche auf Malta ähnliche Dinge schaute. Im Kastell auf Ischia, wo vor ca. fünfhundert Jahren ein Kloster war, dienen die Leichen von Nonnen zur Schaustellung. Die noch jetzt mit lederartiger Haut bekleideten, mit Lumpen behangenen Skelette stehen in den Tuffhöhlen daselbst

*) Hier liegt Staub, Asche und nichts.

an den Wänden, in Reihe und Glied aufgestellt, unser Führer leuchtet ihnen ins Angesicht, damit wir das Grinsen schauen möchten. Hat Mutter Erde keinen Raum für dies Gebein? Wartet man auf Erde aus Jerusalem, um diese Skelette zu bestatten? Die Kapuziner in Rom sind so glücklich, diese heilige, seligmachende Erde zu besitzen, die Christenheit der ersten Jahrhunderte hat solchen Wahn nicht gekannt. Ihr war der Platz, wo der Tote ruhte, durch den letzteren geheiligt, Erde aus Jerusalem hielt man fürs Seelenheil nicht nötig. — Auf dem durch seine Lage einzigartigen Campo santo in Neapel haben die Schaustellungen einbalsamierter Leichen während der letzten zehn Jahre große Dimensionen angenommen. Jenes Schauspiel bietet sich alljährlich am Totenfest dem in Scharen herbeiströmenden Publikum. Zahlreiche Leichen werden dann mit neuen Prachtkleidern versehen, man erblickt weibliche Leichen in seidenen Gewändern, die Füße mit Atlasschuhen geziert, als ginge es zum Ball, im schwarzen Haar rote Rosen, Lippen und Wangen kunstvoll geschminkt, das Haar nach der Mode frisiert. Ströme des Publikums drängen von Kapelle zu Kapelle, wo solche Ausstellung stattfindet und man hört Ausrufe der Bewunderung und Kritik, etwa: Come bello! oder auch: Che brutta figura, oder: Ecco un angelo u. s. w. Manche Witzworte laufen mit unter und das Gelächter wird keineswegs zurückgehalten, verschwindet aber in dem Lärm, welcher am Totenfest die Nekropole Neapels erfüllt. — In nächster Nähe dieser Stadt findet sich eine Totenausstellung, welche schwerlich ihresgleichen hat. Wenige kennen sie, Reisehandbücher erwähnen sie nicht. Wer von der hoch über einen Stadtteil sich wölbenden Brücke della Sanitá aus niedersteigt und die vielgewundene Strada delle Fontanelle verfolgt, gelangt zu steilen, mit Kraut bewachsenen Tuffhügeln, in denen sich weite, vielverzweigte Höhlengänge befinden, welche einst für den Bruch der Tuffsteine benutzt wurden. Auch hier sind Katakomben, aber neuen Datums. In jenen Gängen hat man zahllose Menschengebeine untergebracht, aber so, daß man Figuren daraus formte. Man sieht Pyramiden und andere architektonische Figuren, welche aus Arm- und Beinknochen oder Schädeln gebildet worden sind. Aus Priesterknochen hat man

sogar einen zierlichen Altar hergestellt. Die schönsten Schädel präsentieren sich auf Konsolen an den Wänden, hier und da steht ein mit Lumpen bekleidetes Skelett. Der Künstler, welcher diesen Knochenpark formte, scheint jene Skelette als Schildwächter gedacht zu haben. Am Totenfest prangt diese unterirdische Ausstellung im Schmuck der Myrtenzweige und die Gebeine müssen dem Publikum eine Extravorstellung geben. Sie stellen dann die Auferstehung dar. Auf weitem Plan sieht man Skelette, welche, ihre Grabsteine emporhebend, aus den Grüften hervorlugen und an einem Strick hängt ein Engel, welcher die Posaune bläst. Alle diese Gebeine stammen aus den Unterräumen alter Kirchen, welche man einer Restauration wegen leeren mußte. — Das Unglaublichste von Beunruhigung der Totengebeine geschieht auf dem Campo Santo in Neapel. Dort sind hunderte von Kapellen, deren jede einem Begräbnisverein angehört und zwei Stockwerke besitzt. Der untere kellerartige Raum dient dazu, die Leiche vorläufig in die Erde zu legen. Der dortige Tuffboden hat die Eigenschaft, den Leichnam auszudörren und dies geschieht im Verlauf von achtzehn Monaten. Nach Ablauf dieser Zeit nimmt man den Leichnam heraus und entfernt alle Bestandteile, welche noch an den Knochen sitzen. Hat man dies Werk vollbracht, so wickelt man das Gebein in ein weißes Tuch und legt es in eine der Nischen, welche sich in den Wänden des oberen Teils der Kapelle befinden. Bei der erwähnten Herausnahme des Leichnams pflegen die nächsten Verwandten des Toten zugegen zu sein, lassen sich jedoch bisweilen durch Vettern oder Basen vertreten. Bei einem Besuch des genannten Campo Santo sah ich im Unterraum einer Kapelle die Arbeiter mit einem Leichnam beschäftigt und habe, wenn auch ungern, mit eigenen Augen gesehen, wie die erwähnte Reinigungsarbeit an den Leichnamen vollzogen wird. Die Arbeiter, welche solche Arbeiten tagtäglich auf dem genannten Friedhof verrichten, haben im Volksmunde den Scherznamen: „Terra Santa“ (heiliges Land).

Wir besitzen aus dem fünften Jahrhundert die in lateinischer Sprache abgefaßten, vielfach schwungvollen Lieder des römischen Dichters Prudentius. In denselben schildert er uns auf Grund

eigener Anschauung die Märtyrerfeste, welche man damals in den Katakomben Roms feierte. Von allen Seiten strömten die Scharen des Volkes zusammen und drängten in das heilige Labyrinth der Katakomben hinein, um dort einem berühmten Märtyrer den Tribut der Verehrung und Anrufung zu zollen. Den ganzen Tag dauerte das Zu- und Abströmen der Menschenmassen, welche den silbernen Verschluß des heiligen Grabes küßten und duftigen Weihrauch spendeten. Der Dichter erwähnt nicht, daß man das Grab öffnete oder die Gebeine des Märtyrers für eine Ausstellung benutzte. An dergleichen Dinge dachte man damals nicht, das Grab blieb verschlossen, die Ruhe des Toten ward nicht gestört. Erst später hat die römisch-katholische Kirche solche Gebeine für ihr Schaugepränge benutzt und Friedhöfe in Stätten einer Totenausstellung verwandelt. Die italienische Sprache bezeichnet einen Friedhof als Cimetero. Dies Wort stammt aus der griechischen Sprache und bedeutet Ruhestätte. Die Beunruhigung eines Toten hatte für ein heidnisches Gemüt etwas Verletzendes. Die römisch-katholische Kirche denkt anders, sie benutzt alles, was ihrem Prunk dient, wenn sie auch dadurch die Ruhe der Toten stört.

2) Fassen wir jetzt diejenigen Dinge ins Auge, welche man aus dem Heidentum in die Katakomben herübergenommen hat. Hier kommen als höchst lehrreich die römischen Katakomben inbetracht.

Man hegt heutzutage vielfach immer noch die Meinung, daß die erste Christenheit sich in jeder Hinsicht durch eine tiefe Kluft von ihrer heidnischen Umgebung geschieden habe. Diese Meinung ist richtig, wenn wir Herz und Sinn, Gedankenwelt und Weltanschauung derjenigen ins Auge fassen, welche wirklich die umwandelnde Lebenskraft des Christentums erfahren hatten, — jene Meinung ist falsch, wenn wir manche Sitten und Bräuche berücksichtigen, welche die erste Christenheit mit ihrer heidnischen Umgebung gemeinschaftlich besaß. Eins der wichtigsten Resultate der neuesten Katakombenforschung besteht darin, daß man den Zusammenhang, in welchem die erste Kirche mit ihrer Umgebung stand, klargestellt hat. Wer jenes Resultat nicht kennt oder dasselbe ignoriert, dem fehlt der Schlüssel zum Verständnis von

Thatsachen, die in der Folgezeit eine hohe Bedeutung erlangt haben.

Die erste Christenheit teilte mit ihrer heidnischen Umgebung das damals allgemeine Kunstbedürfnis. Dieser Satz, welcher durch die Katakomben zu Rom und Neapel unwiderleglich bewahrheit wird, widerspricht der landläufigen Meinung, daß die junge Kirche die Kunst mit feindseligen Augen betrachtete. Die ältesten Katakomben Roms, ebenfalls die ältesten Teile der Katakomben Neapels, zeigen die damalige, überall übliche Dekorationsmalerei in ihrer klassischen Anmut und Schönheit, wie wir sie in Pompeji kennen lernen. Dieselben Blumen, Guirlanden, Genien, Vögel, Hirsche, Seepferde, Panther u. s. w. finden wir z. B. in der uralten Katakombe der Domitilla in Rom, ähnlich in den beiden obengenannten Atrien der Katakomben Neapels. Leider ist in ihnen an letzter Stelle das meiste dieser anmutigen Bilder im Lauf der letzten zwanzig Jahre zugrunde gegangen, die Bildertafeln aber, welche das bekannte Werk von Schultze*) enthält, geben uns eine Vorstellung von dem ursprünglichen Zustande jener Dekoration. Während sich dieselbe durchaus an die pompejanische Wandmalerei anschließt, sehen wir in den genannten Atrien nur an einer einzigen Stelle etwas, wodurch die neue Religion sich bemerklich macht. Es sind die Gestalten von Adam und Eva, zwischen ihnen ein Baum, in Evas Hand der Apfel. Beide Gestalten sind an genannter Stelle noch jetzt vorhanden und zeigen eine vollendete Anmut, wie im ersten Jahrhundert die Kunst sie zur Anschauung zu bringen fähig war. Vielfach ward in den ältesten Katakomben Roms die Bildersprache benutzt und dabei eine Anleihe bei der heidnischen Kunst gemacht, indem man allbekannte Gestalten der letzten verwendete. Man sieht daselbst die Gestalt des Orpheus, dessen Zaubersang die Tiere anlockte, und wollte damit Christus sinnbildlich vor Augen führen. Als Sinnbild dienen ebenso der Phönix, der Pfau, der Delphin, das Schiff des Odysseus bei den Sirenen. Die Katakomben Neapels zeigen, wie diejenigen in Rom, die unter den Namen des „guten Hirten“ bekannte, jugendlich schöne Gestalt, welche der

*) Die Katakomben von St. Gennaro in Neapel.

in der heidnischen Kunst vielfach dargestellten Gestalt des Hermes Kriofores *) höchst wahrscheinlich nachgebildet worden ist. — In den christlichen Katakomben Roms war es nicht verboten, die an heidnischen Grabinschriften fast immer wiederkehrenden drei Buchstaben: D. M. S (Diis Manibus Sacrum, den vergöttlichten Manen heilig) anzubringen **) — Schon früh begann man mancherlei Scenen aus der biblischen Geschichte al fresco darzustellen, und gerade diese Darstellungen waren, wie die römischen Katakomben zeigen, in der jungen Kirche beliebt, von einer Darstellung sogenannter Wunder der Heiligen ist keine Rede. — Wie hat sich dies verändert, als — etwa vom Jahre 400 an — die uralte Bilderfreude sich der Kirchen bemächtigte. Nach und nach traten später die Darstellungen aus der biblischen Geschichte zurück, die Heiligenlegende bemächtigte sich der Gemüter und der Kirchenwände, bis sie fast allein die Herrschaft erlangte. Man vergleiche den Bildercyklus der Katakomben mit den Bildercyklen, welche heutzutage die Kirchen Roms, Neapels u. s. w. erfüllen, um sich die Kluft klar zu machen, welche den Geist der Jetztzeit von dem Geiste trennt, dessen Erzeugnis die Bilder der Katakomben sind.

Wenn die ersten Jahrhunderte manche Gestalt heidnischer Kunst in naiver Weise benutzten, so brachte die Renaissance heidnische Gestalten in Hülle und Fülle in die heiligen Räume. König Alfonso I. hat in zwei Kirchen Neapels (St. Domenico Maggiore und St. Barbara) das Porträt seiner schönen Maitresse Lucretia d'Alagni malen lassen, einmal als Maria Magdalena und einmal als Angesicht eines der heiligen drei Könige. Seltsame Dinge sieht man in der Kirche St. Barbara, nämlich am Piedestal einer Säule kleine Figuren, welche einen mit Centauren bespannten Wagen darstellen, auf dem der Überfluß sitzt. In der Kirche St. Maria del parto, wo im sechzehnten Jahrhundert der Dichter Sannazáro begraben und mit einem Monument bedacht ward, finden wir das Heidentum in den klarsten Gestalten: Minerva und Apollo als Statuen, ferner als Reliefs: Neptun, Pan, einen bocksfüßigen

---

*) D. h. Widderträger. Preller, Griechische Mythologie I, 322.
**) Vgl. Kap. VIII, S. 156: Mutter und Kind.

Satyr nebst verschiedenen Nymphen. Oben zwischen Genien zeigt sich die bekränzte Büste des Dichters. Wir haben früher erkannt, welche Gestalten uns in sogenannten „Engeln" begegnen, nämlich Amoretten und Genien, ebenso, welches Heidentum uns an Grabmonumenten in den Kirchen entgegentritt *)

Außer jenen erwähnten, der heidnischen Kunst entnommenen sinnbildlichen Figuren haben sich aber noch andere heidnische Erbstücke in den Katakomben gefunden. Daselbst zeigt sich die uralte heidnische Anschauung, welche das Grab als Haus betrachtete, das man möglichst wohnlich zu machen suchte. Man gab dem Toten allerlei Dinge mit, die ihm im Leben lieb waren. Solche Dinge haben sich in Menge gefunden **): Lampen, Ringe, Münzen, Schalen, Knöpfe, Kannen, Armbänder und Amulette, außerdem Puppen, Nippsachen, Kämme, Instrumente, Spielsachen, Sparbüchsen, Handwerkzeug, Küchengerät, Schreibgerät, Täfelchen, Schlüssel, kleine Statuen ***). Die zahlreichen in den Katakomben gefundenen Münzen entstammen dem bekannten heidnischen Brauch, nach welchem den Toten das für den Charon erforderliche Fährgeld mitgegeben wurde. Die Christen hatten also diesen Fährmann keineswegs vergessen, welchen Virgil †) als einen alten Mann mit struppigem Bart und feurig glühenden Augen schildert, der im eisenfarbigen Nachen die Seelen über den Strom fährt:

„Flehend standen sie all' um zuerst hinüber zu kommen,
Streckten die Hände und sahen zum anderen Ufer mit Sehnsucht.
Doch bald diesen empfähet, bald den der düstere Schiffer,
Andere treibt er hinweg, mit geworfenem Schlamm sie verscheuchend."

Heidnische Amulette hat man in den christlichen Katakomben mehrfach gefunden, auch solche, die gegen den bösen Blick benutzt

---

*) Siehe zweiter Teil, Kap. VIII: Zur Kunstgeschichte. Am Dom von Palermo befindet sich eine Inschrift aus dem Koran (Sura VII, V. 55).

**) Mit Recht bemerkt hierzu Schultze (Untergang des griechisch-römischen Heidentums I, 310): So trägt die Christenheit in reicher Fülle die Merkmale ihrer natürlichen Herkunft an sich.

***) Siehe Schultze, Die Katakomben, S. 210. 216. 202.

†) Äneis VI, 297 ff.

wurden, z. B. Glöcklein, auch die kleinen viel benutzten heidnischen Bullae fehlen nicht, diese Amulette für Kinder. Zahlreicher sind die gefundenen christlichen Amulette, Kreuze, runde Täfelchen. Endlich haben solche Amulette sich gefunden, auf denen beides: Heidnisches und Christliches sich vereinigt, nämlich Medaillen, auf einer Seite Alexander, auf der anderen der Name Christi *). — Die angeführten Thatsachen beweisen, daß in der Kirche schon früh ein ansehnliches Stück Heidentum vorhanden war, eine Mischung, welche uns durch die damalige kirchliche Litteratur bestätigt wird. In Karthago gab es christliche Handwerker (im zweiten Jahrhundert), welche heidnische Götterstatuen verfertigten und sich am Bau von heidnischen Tempeln beteiligten. Dies bezeugt Tertullian (gest. 220) in seiner Schrift über den Götzendienst. Er sagt daselbst, daß der von Heiden benutzte Weihrauch oft von christlichen Kaufleuten geliefert wurde. Die Christen beteiligten sich an der Feier heidnischer Feste, christliche Lehrer unterwiesen heidnische Schüler in der Mythologie. Dergleichen läßt sich in gewisser Weise erklären, aber ein trübes Licht fällt auf das damalige Christentum aus der Thatsache, daß in Karthago Christen vornehmen Standes, wenn sie Staatsämter bekleideten, die mit solcher Würde gesetzlich und herkömmlich verbundenen Opfer feierlich verrichteten **).

Auch mit der Begräbnisfeier in den Katakomben verbanden sich mancherlei heidnische Bräuche. Wenn Prudentius (gest. 405) berichtet, daß Weinspenden dabei üblich waren, so wissen wir nicht, ob dieser heidnische Brauch erst damals geübt wurde, oder ob die Christen ihn von vornherein beobachteten. Sicher aber ist, daß dieselben nach heidnischem Brauch schon in den frühesten Zeiten alljährlich das Andenken eines Toten, speziell auch eines Märtyrers, durch eine Mahlzeit feierten. Dies wird schon durch den Speisesaal bewiesen, der sich neben dem Eingang zur Katakombe der Domitilla in Rom befindet. Hinsichtlich Neapels ist bezeugt, daß ein solcher Speisesaal in den Katakomben vorhanden

---

*) Schultze, a. a. O., S. 219 ff.

**) Tertullian de idolatria, pag. 11 sqq. 20. 23. 17. 18.

war*). Auch St. Paulinus von Nola berichtet, daß solche Festmahle in seiner Diöcese üblich waren. Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß solche Feste in der ersten Zeit einen würdigen Charakter hatten, wie sie aber in der Zeit nach Konstantin sich gestalten, zeigen die Briefe des Augustinus (XXII, 3 — XXIX, 9), in denen er von der Schlemmerei (comissationes et ebrietates) solcher christianisierten Feste redet, die nach seiner Meinung schonende Nachsicht verdienen. Welche Mischung von Heidentum und Christentum in Rom war, bezeugt uns Leo I. (gest. 461) in seinen uns erhaltenen Sermonen, wenn er z. B. sagt, daß Christen, ehe sie die Basilika St. Petri betraten, der aufgehenden Sonne ihre Verehrung darbrachten. Er hat recht, wenn er sagt, dies geschehe paganitatis spiritu, im Geist des Heidentums**). Volle Schonung heidnischer Feste bei den Christen übte Gregor I. (gest. 604). Er schreibt an die Grundbesitzer Sardiniens (nobilibus et possessoribus Sardiniae), daß alle ihre Bauern dem Götzendienst ergeben seien. Er ermahnt sie unter Hiweis auf das Gericht Gottes, für die Bekehrung der Bauern zu sorgen***). Als Mittel der Bekehrung benutzte er Drohung, Strafe und — Nachsicht, letztere in Hinsicht der Feste und Lustbarkeiten. Diese Methode Gregors hat zur Förderung des Namenchristentums und zur Mehrung eines aus Heidentum und Christentum bestehenden Chaos das Ihrige beigetragen.

Nach Konstantin wurden die Katakomben bald ein berühmter Wallfahrtsort und der als Fortsetzung des Heidentums von uns wiederholt erwiesene Heiligenkultus erhielt daselbst eine wesentliche Förderung. Die Bischöfe Roms lieferten dazu ihren Beitrag, indem sie den Katakomben eine glänzendere Ausstattung, den Gräbern der Märtyrer besondere Auszeichnung gaben. Dies that z. B. der Bischof Damasus im vierten Jahrhundert, indem er hervorragende Märtyrer durch poetische Inschriften ehrte.

---

*) Siehe Schultze, Katakomben von St. Gennaro.

**) Sermo 27.

***) Lib. III, Kap. 23. — Es ist ein Rest des heidnischen Naturdienstes, wenn die heutigen Griechen beim Aufgehen des Abendsterns ein Gebet verrichten. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 29.

3) Schließlich haben wir solche Dinge zu erwähnen, von denen sich in den Katakomben keine Spur findet, die erst später in die christliche Kirche eingedrungen sind. Zwar wäre es der römischen Kirche höchst erwünscht, wenn man die Spuren gewisser Dinge, die ihr heute als Hauptsache gelten, in den Katakomben fände, sie muß aber diesen Wunsch als unerfüllbar betrachten.

Nur scheinbar unbedeutend ist die Thatsache, daß auf den Bildern der Katakomben während der ersten Jahrhunderte sich keine Amtstracht der Geistlichen zeigt. Dieselbe tritt uns erst vom vierten Jahrhundert an entgegen. Die Tonsur sieht man in den Katakombenbildern nicht. Die Tonsur der Priester war zu den Zeiten des Hieronymus, welcher im Jahre 420 starb, unbekannt*). Er spottet in seiner Auslegung von Ezechiel 40 über die Tonsur der Isispriester. Ebenso wenig war in der alten Kirche die Bartlosigkeit der Geistlichen, denn die Bilder jener Periode zeigen die Apostel stets bärtig. Ebenso wenig kennen die römischen Katakomben eine Nonnentracht. In den letzteren, sowie in denen zu Neapel sind keineswegs alle Heilige mit dem Nimbus versehen und St. Petrus hat noch nicht die bekannten Schlüssel. Die Inschriften in den Katakomben Roms (es sind ihrer ca. 25000 bis jetzt gelesen) kennen kein Papsttum und keine Priester. — Man redet und schreibt zwar von einer in den Kalixtkatakomben Roms vorhandenen „Papstgruft", aber dieser Name wird durch die Inschriften, welche man dort fand, Lügen gestraft. Man hat vier Namen von daselbst im dritten Jahrhundert bestatteten römischen Bischöfen gefunden, jeder ist bezeichnet mit dem griechischen Titel: Episkopos. Man kannte also damals nur einen Bischof der Diöcese Rom, keinen Pontifex maximus, wie man auf den pomphaften Papstdenkmälern in der Peterskirche liest. Es ist Zeit, daß man den Namen: „Papstgruft" beseitigt und statt dessen: Bischofsgruft sagt**). Weder die Bilder, noch die Inschriften der Katakomben wissen etwas vom Fegfeuer und der Erlösung aus demselben. Dabei ist zu bemerken, daß die römischen Kata-

*) Siehe auch Hase, Kirchengeschichte, S. 608.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. IV: St. Petrus.

komben bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts, die neapolitanischen viel länger als Begräbnisplatz benutzt wurden. Hätte man vom Fegfeuer gewußt, so müßte man in jenen Räumen eine Andeutung davon finden. Kannte man das Purgartorio nicht, so waren auch die Messen zur Seelenerlösung damals unbekannt.

Seit vier Jahren hat sich in Neapel ein Verein von Angehörigen des Klerus gebildet, mit der Absicht, die verstorbenen Priester der Diöcese durch Messen aus dem Purgatorio zu erlösen. Wiederum ward auch in diesem Jahre ein Aufruf erlassen, worin die Wendung vorkommt: Applicare una Messa in Suffragio alle anime dei Sacerdoti defunti. Mit großem Pomp wird jedes Jahr eine Festfeier dieses Vereins gehalten, der letzte vom 20. Februar 1890 datierte Aufruf sprach die Hoffnung aus, daß die vom Fegfeuer befreiten Seelen vor dem Thron des ewigen Priesters die Vermittelung übernehmen. In Süditalien gehören figürliche Darstellungen der im Fegfeuer befindlichen Seelen zu den gewöhnlichsten Dingen und man sieht solche Gruppen nicht nur in den Kirchen, sondern auch unter freiem Himmel. — Wäre die heutige römisch-katholische Ablaßpraxis*) in der Kirche der ersten fünf Jahrhunderte bekannt gewesen, so würde sich eine Andeutung in den Katakomben finden, etwa ein Verzeichnis, ein Tarif, wie man heutzutage dergleichen tausendfältig sieht; die römischen Bischöfe hätten dann (wie man es heute an allen Ecken und Enden liest) den Besuch eines Märtyrergrabes mit so und so vielen Abläßen belohnt. Weder in den Katakomben, noch in der Litteratur der ersten fünfhundert Jahre finden wir ablaßverkündende Tetzelspuren. Wäre die heutige Bilderverehrung mit ihren Wunderbildern und Bilderwundern von jeher in der Kirche gewesen, so müßte man Spuren derselben in den Katakomben entdecken. Waren doch dieselben, wie feststeht, ein hochheiliger Wallfahrtsort und ein solcher muß bekanntlich heutzutage sein Gnadenbild haben. Die Katakomben haben keine Gnadenbilder aufzuweisen. Wohl finden sich in den römischen Katakomben Bilder der Maria, aber nur deshalb, weil sie selbstverständlich in den Bildercyklus aus der

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIII: Der Ablaß.

biblischen Geschichte gehört. Jene Darstellungen zeigen sie nicht als Einzelfigur, sondern als Gestalt in der Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande. Die römische Kirche würde sich freuen, wenn von den Weisen erzählt worden wäre, daß sie die Maria als magna mater, als Himmelskönigin „anbeteten“, allein dies wird nicht berichtet und die Katakombenbilder stellen es demgemäß nicht dar. — In den Katakomben Neapels sieht man Bilder von Aposteln, Heiligen, Scenen biblischer Geschichte, aber kein Bild der Madonna. In der zu den ältesten gehörenden Domitillakatakomben Roms hat Maria, die zwischen den Weisen dargestellt ist, keinen Nimbus. Wohl hat man schon früh (vor Konstantin) die Mutter Christi in den Katakomben gemalt, aber nicht, wie später und heute, als Gegenstand der Anbetung*). — Vergleichen wir mit diesem Resultat der Katakombenforschung neuere Behauptungen der römischen Kirche.

„Die Liturgie, welche zur Vorbereitung auf die Eucharistie dient und in welcher die Kirche die Maria anruft, stammt von St. Petrus, dem Apostelfürsten, der sie diktiert hat, wie Leo III. und St. Thomas sagen. Wie Petrus, verfuhr auch der Apostel Jakobus in Spanien, ebenso St. Markus in Alexandrien.“ So behauptet Cuomo in seinem zur Verherrlichung der Maria geschriebenen, viel benutzten und von der Kirche anerkannten Werk (S. 218). Er schreibt: „Nach einer festbegründeten Tradition, garantiert durch berühmte Schriftsteller, ward noch bei Lebzeiten der Maria oder gleich nach ihrer Himmelfahrt auf dem Berge Carmel eine kleine Kirche zu Ehren derselben erbaut, an derselben Stelle, wo Elias einen Altar errichtet hatte.“

„Aus den Akten des Konzils zu Ephesus (431) ist bekannt, daß der Evangelist Johannes einen Tempel zu Ehren der Maria erbaute. Aus alten Aufzeichnungen (antiche memorie) folgt, daß auch St. Petrus einen solchen Tempel in Antaruda errichtete, ebenso St. Jakobus in Spanien. Ebenso machten es die Schüler der Apostel. Dies alles geschah per celebrare le glorie

*) Zu vergleichen Hase, Kirchengeschichte, I, 409. „Maria in den Katakomben ist Gegenstand der Pietät, nicht der Anbetung.“

di Maria“ (S. 207). Solche Lügen werden durch die Katakomben widerlegt.

In den Katakomben haben die Pilger verschiedener Jahrhunderte Anrufungen der Heiligen in die Wände hineingekritzelt, Inschriften, welche in neuerer Zeit zum großen Teil publiziert worden sind. Anrufungen der Maria befinden sich nicht darunter. Hieraus folgt, daß der Marienkultus erst später in die Kirche eingedrungen ist. Vergleichen wir mit dem Resultat der Katakombenforschung spätere und heutige Anschauungen.

Papst Leo XIII. hat der „Himmelskönigin“ dadurch eine Ehre erwiesen, daß er die sieben Gründer des in Florenz entstandenen Ordens der Servi di Maria kanonisierte und dem Fest dieser neuen Heiligen den Grad einer Feier mit doppeltem Ritus verlieh. Wie gewisse Orden, welche Fürsten verleihen, ihre Grade haben, so auch die vom Papste dekretierten Feste. Die Madonnenfeste stehen dabei immer obenan, und weil jene vor sechshundert Jahren entstandenen Servi di Maria den Ruhm der letzteren mehrten, so ward ihren Gründern ein Doppelfest zuteil. Die Himmelskönigin, welche nach Alfonso di Liguori für Ehrenbezeugung sehr dankbar ist, wird sich dem Papst erkenntlich erweisen.

In der Kirche S. Maria sopra Minerva zu Rom weiht eine Brüderschaft ihrer dortigen Madonna einen Spezialkultus. Für die Königin des Rosario brennen dort vor dem Wunderbilde (Taumaturga immagine) fünfzehn Lampen, nach Zahl der Mysterien des Rosenkranzes. Diese Ehre geschieht, wie eine Anzeige im Osservatore Romano sagte: per ottenere il trionfo della chiesa. Hoffentlich weiß die Madonna, die Regina coeli, daß jene Lampen 10 000 Lire kosten. — In Neapel wird eine der vielen Madonnen unter dem Namen S. Maria del gran trionfo verehrt.

Auch in Griechenland steht die „Himmelskönigin“ Maria an der Spitze der schützenden helfenden Gottheiten, welche man Heilige nennt. „Das Volk betet zu den Heiligen, wie zu wirklichen Göttern*).

---

*) So lesen wir in dem Werk von B. Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum, I, 35.

Die Monatsschrift Il Rosario e la Nuova Pompeji berichtet im Oktoberheft 1889, wie man der Regina del Rosario (Rosenkranz) um Mitternacht des 1. Oktober in der Kirche zu Pompeji das Hosianna gesungen. Diese Kirche hat allein unter allen Kirchen auf Erden das Recht, der Himmelskönigin solchen nächtlichen Hallelujakultus zu weihen (S. 145). Um Mitternacht sprach der heilige Redner zur versammelten Menge: „Brüder, es ist Mitternacht, jetzt beginnt der feierliche Tag des Festes der Maria! Sammeln wir jetzt alle unsere Seufzer, alle Wünsche, die wir aus unseren Häusern und Familien mitgebracht haben und legen sie mit diesem Kranze, den wir heute weihen, ihr zu Füßen. Von diesem Bilde sieht die Jungfrau auf uns, sie streckt ihre Hand aus, um unsere Krone zu empfangen, zugleich aber will sie auch unsere Bitten und Wünsche annehmen!" — Der Berichterstatter schreibt (S. 146): „Das Bild der Madonna erschien uns wie eine lebende Person, wie die Person der vom Himmel gekommenen Maria, niedergestiegen zu ihrem teuren Heiligtum, um ihre Kinder mit Himmelsfreude zu berauschen. Fünf Stunden verflossen uns, wie Minuten."

Ruhmvoll ist die Madonna del perpetuo Soccorso, d. h. ihr altes Wunderbild in der Kirche St. Alfonso auf dem Esquilin in Rom. Am 17. Juni d. J. hatte dieselbe dort ihr Fest, dem ein Triduo mit Lobreden vorausging, wobei auch, wie stets üblich, die Litanei von Loreto gesungen wurde. Vollständiger Ablaß, auf die Gestorbenen übertragbar (der Kaufmann sagt: Es wird ihnen gut geschrieben), ward von dem heiligen Vater bewilligt. Wie eine jede Madonna, so hat auch diese ihre Konfraternität, welche für den Kultus ihrer Madonna sorgt. — An der Kanzel der Kirche St. Domeniko in Neapel liest man: Omnia facio propter evangelium, 1 Kor. 9. Der heutige Madonnenkultus zeigt, was die römische Kirche unter Evangelium versteht.

Am 7. August 1889 ward die neue Rosenkranzkirche zu Lourdes in Frankreich eingeweiht. Die Libertà cattolica (Nr. 194) giebt eine Festbeschreibung. Fünfzehntausend Pilger und zwölfhundert Priester recitierten den Rosenkranz, während eine großartige Prozession des Klerus vorbeizog. Die Kirche ist in Form eines

griechischen Kreuzes mit Kuppel gebaut und hat fünfzehn Altäre nach Zahl der Mysterien des Rosenkranzes. Über dem Eingang sieht man eine Kolossalstatue der Madonna.

In Portugal heißt die Maria Padrocina do Reino, Patronin des Reiches. Der Kultus derselben verbreitete sich dort von Coimbra aus durch die Königin Isabella, Gemahlin des Königs Dionysius, 1269. Johannes IV., Sohn des jetzigen Königshauses, gab der Maria obigen Titel und der Papst erteilte der Königin als Dank für den Marienkultus bedeutende Privilegien *).

Der Königsprunk beim Kultus der Regina coeli ist in Palermo längst verschwunden, alles übrige aber ist geblieben oder erneuert. Aufgehört hatte für einige Jahre die feierliche Darbringung der Geldgabe seitens der Stadtobrigkeit. Im Jahre 1883 hat dieselbe sich ihrer Pflicht erinnert und aufs neue in althergebrachter Weise der Madonna in der Senatskapelle der Franziskanerkirche ihre Verehrung bezeigt und die Geldgabe geopfert **). Dies kann uns durchaus nicht wundern, da an anderen Orten Süditaliens ähnliche Zeichen der Zeit zutage treten. Geblieben ist in Palermo die großartige Prozession der Immaculata, geblieben endlich die lärmvolle Festnacht vom 7. zum 8. Dezember, wo Geistliches und Weltliches in seltsamer Vereinigung uns begegnet. Reihen von verschleierten Frauen und Mädchen ziehen alsdann in die Kirche, den Rosenkranz in der Hand, und vor derselben wirbelt der tollste, ausgelassenste Festjubel und Festlärm. In der Kirche vernimmt man feierliche Gebete und Gelübde, während draußen Feuerwerk prasselt, in der Kirche sieht man Büßende sich vor der Gebenedeieten neigen, während in tausenden von Häusern heitere Mahlzeiten stattfinden, die nur zu sehr an die Saturnalien der Alten erinnern.

Im Heiligtum von Monserrato zeigt man eine Säule, an

---

*) Lib. catt., 5. Nov. 1889.

**) Die Zeitung „L'Italia reale“ vom 20. Dezember 1883 berichtete, daß der Stadtrat von Palermo sich soeben kniefällig vor der Madonna gebeugt und die im Jahre 1655 stipulierten hundert Unzen Silber der Himmelskönigin überreicht habe. Einen ähnlichen erneuerten Tribut erhielt 1884 die Madonna von Monte Nero bei Livorno.

welcher Ignatius Loyola eine Nacht hindurch zur Madonna betete, um dann seinen Degen auf ihren Altar zu legen. „Die Madonna nahm ihn unter ihren Schutz, erschien ihm sichtbar, um ihn zu trösten bei den ersten Schritten seines neuen Lebens und ihn zum lebendigen Heiligtum ihres Ruhmes zu machen. O, glückliche Nacht, die solchen Einfluß hatte auf die Geschicke eines Mannes, der solche Wirkung übte auf das Heil der Seelen und den Ruhm des Christentums. Die Madonna segnete die spätere Stiftung dieses Mannes, welcher der Kirche zum Jubel und dem Paradies zur Freude gereichte *)." — Der Orden der Jesuiten hat den Madonnenkultus Jahrhunderte hindurch gefördert, hat die alte Isis auf einen glänzenden Thron gesetzt, und ein Zögling der Jesuiten, Papst Leo XIII., setzt dies Werk fort. Auf die Katakomben darf sich derselbe nicht berufen.

*) Citat aus Riccardi, a. a. O., IV, 510.

Fünfzehntes Kapitel.

Vom Markt der Wunder.

„In Rom ward ein Phönix öffentlich ausgestellt."
Plinius.

Rom zur Kaiserzeit war in aller Welt bekannt als der Ort einer permanenten Weltausstellung. Mit derselben lassen sich freilich die modernen Weltausstellungen nicht vergleichen, denn in Rom handelte es sich nicht um Erzeugnisse der Kunst und Industrie, sondern um sogenannte „Miracula", also um Wunder. Mit diesem Worte bezeichnete man zur Kaiserzeit allerlei Seltenes, Merkwürdiges, Niegesehenes, was aus den Provinzen des römischen Weltreichs in die Welthauptstadt geschickt wurde, um dort die gebührende Bewunderung aller derer zu finden, welche die Stadt Rom als das non plus ultra der Welt betrachteten. Jene „Miracula" pflegten teils fortwährend, teils bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei den Festspielen öffentlich gezeigt zu werden und dienten der Befriedigung südlicher Schaulust. Solche Dinge lieferte das Pflanzenreich, seltene Gewächse aus fernen Erdteilen, Balken von Riesenbäumen u. s. w. Merkwürdiger waren seltene Tiere, die namentlich bei den Tierhetzen Verwendung fanden. Suetonius erzählt im Leben des Octavian Augustus Kap. 43 wörtlich folgendes: „So oft etwas Niegesehenes oder sonst Merkwürdiges nach Rom gebracht wurde, pflegte er dasselbe an einem beliebigen Orte dem Volke öffentlich zur Schau zu bieten, so z. B. ein Rhinozeros, einen Tiger, eine Schlange, welche fünfzehn Ellen

lang war.“ Die meisten und anziehendsten und interessantesten Miracula (griechisch: terata oder thaumata) lieferte den Römern die Menschenwelt. Riesen und Zwerge, sowie Mißgeburten boten der Schaulust eine ersehnte Augenweide. Im obengenannten Kapitel des Suetonius wird berichtet: „Augustus ließ den Lucius, einen Jüngling von edler Geburt, im Theater auftreten, um ihn dem Volk zu zeigen, weil derselbe nicht völlig zwei Fuß hoch, nur siebzehn Pfund schwer und dabei mit einer Donnerstimme begabt war.“ In Kap. 83 wird uns von Augustus erzählt, daß er sich aus Syrien und Mauretanien kleine Knaben kaufte, an denen er eine besondere Freude hatte. Sueton fährt fort: „Vor Verwachsenen und Verkrüppelten hatte Augustus einen Abscheu, weil ihm solche Spottgeburten der Natur von böser Vorbedeutung zu sein schienen.“ Wir sehen aus diesem Kapitel, daß es in Rom andere Reiche gab, welche auf den Besitz solcher Krüppel stolz waren und dieselben mit Vergnügen ihren Gästen zeigten. Schon früher*) haben wir darauf hingewiesen, daß es in Rom einen Markt gab, wo man solche Naturwunder kaufen konnte. Dort hatte Nero einen ägyptischen Vielfresser gekauft. Sueton erzählt im Leben dieses Kaisers Kap. 37 folgendes: „Man glaubt sogar, daß Nero große Lust hatte, einem berühmten, ägyptischen Vielfresser, welcher rohes Fleisch und alle möglichen sonstigen Dinge zwischen die Kinnbacken zu nehmen pflegte, lebendige Menschen zum Zerfleischen und Verzehren vorzuwerfen. Nero äußerte, daß vor ihm kein Fürst gewußt habe, was er sich alles erlauben könne.“ Bisweilen wurden die Miracula bildlich dargestellt. Einen solchen Fall erzählt z. B. Plinius im siebenten Kapitel seiner Naturgeschichte. Den staunenden Römern ward das Bild einer Frau namens Eutychis gezeigt, welche angeblich dreißig Kinder geboren hatte. Es gab damals ein römisches Tageblatt (die sogen. acta diurna), welches sich nicht mit der Politik, desto mehr mit Neuigkeiten, auch mit den „Miracula“ Roms beschäftigte und in die Provinzen geschickt wurde. Der Stiefsohn und Nachfolger des Augustus, Kaiser Tiberius, scheint an den Miracula keine Freude

*) Siehe erster Teil, Kap. XIV.

gefunden zu haben. Man sandte ihm Knochen von riesiger Größe, die angeblich in Kleinasien gefunden waren, und meldete, es handle sich um Knochen eines Heroen. Dabei ward vorgefragt, ob er den Wunsch hege, daß man ihm den vollständigen Heroen nach Rom sende. Tiberius besah den Riesenknochen und gab den Gesandten die kühle Antwort, daß er den vollständigen Heroen nicht zu besitzen wünsche, vielmehr die betreffenden ersuche, denselben liegen zu lassen, wo er liege.

Bei dieser permanenten Ausstellung zeigte man nicht nur das Mögliche, sondern auch das Unmögliche. Bekannt ist die Legende von der Andromeda und dem Ungetüm, welches diese gefangen hielt. Durch Plinius erfahren wir, daß man in Rom die Knochen jenes Ungeheuers sehen konnte*). Es heißt an dieser Stelle wörtlich: „Die Knochen dieses Seetiers zeigte unter den übrigen Miracula der Stadtarchitekt M. Scaurus in Rom. Die Länge der Rippen war vierzig Fuß, die Höhe übertraf diejenige eines Elefanten, die Dicke des Rückgrates war anderthalb Fuß." Weil von Seetieren unglaubliche Dinge erzählt und geglaubt wurden, war man begierig, dergleichen thaumata mit Augen zu sehen und geneigt, allen Berichten über das Geschaute Glauben zu schenken. Wie weit man in dieser Hinsicht gehen, was man der Menge bieten konnte, beweist die Naturgeschichte des Plinius, der seinen kritisierenden Unglauben oft äußert und doch folgender Erzählung vollen Glauben schenkt. Er sagt wörtlich: „Ich würde mich schämen, zu erzählen, wenn die Sache nicht von Mäcenas, von Flavianus, von Flavus Alfius und von vielen anderen schriftlich aufgezeichnet wäre. Als der Divus (vergötterte) Augustus regierte, kam ein Delphin in den Lukriner See (bei Neapel) und erwartete dort den Sohn eines Landmanns. Der Knabe gab dem Tiere Brot, wofür dasselbe ihn liebte. Der Delphin fraß dem Knaben aus der Hand, ließ ihn auf seinem Rücken reiten und trug ihn quer über den Hafen nach Puteoli zur Schule und wieder zurück. Das that er einige Jahre, bis der Knabe starb. Da ward der Delphin traurig und ist, wie niemand zweifelhaft war, vor Sehn-

*) Plinius, Naturgeschichte, Buch 9, Kap. 5.

sucht gestorben *)." Die bekannte Legende von Arion findet derselbe Plinius, wie er im genannten Kapitel bemerkt, glaublich. Unter diesen Umständen kann es uns nicht überraschen, wenn der genannte gelehrte Römer seinen Lesern folgendes zum besten giebt. „Dem Kaiser Tiberius meldete eine für diesen Zweck abgeschickte Gesandtschaft aus Olyssipo, also Lissabon, man habe in einer Höhle einen auf einer Muschel blasenden Wassergott (Triton) in der bekannten Gestalt gesehen und gehört, auch die Gestalt der Wassergöttin (Nereide) ist nicht erdichtet, nur daß auch da, wo sie menschliche Gestalt haben, ihr Leib mit Schuppen rauh ist. Denn auch solches Meerfräulein hat man am dortigen Ufer gesehen und ihr Winseln, als sie im Sterben war, gehört. Es schrieb auch ein Statthalter an den vergöttlichten Augustus, daß an dortiger Küste oft tote Wasserfrauen gesehen würden. Ich habe Männer des Ritterstandes zu meinen Gewährsleuten, welche im Meer bei Gades einen Wassermann (Triton) gesehen haben, der einem Menschen völlig gleich war. Er steigt auf die Schiffe und die Seite, wo er sitzt, neigt sich, bleibt er lange, so geht das Schiff unter. Turanius schreibt, daß ein Seetier an die Küste von Gades geworfen wurde, dessen äußerster Schwanz zwischen beiden Floßfederspitzen sechzehn Ellen hielt **)."

Die Wahrheit solcher Münchhausiaden ward in der Kaiserstadt Rom durch Ausstellungen bekräftigt. Ein Triton ward daselbst, wie der vielgereiste Pausanias erzählt, gezeigt. Sein Leib endigte mit einem Fischschwanz, er hatte grüne Haare und an den Händen Muscheln ***). Um das non plus ultra der Miracula zu erreichen, zeigte man sogar einen Hippocentaur, also ein Wesen halb Mensch, halb Pferd, der zur besseren Aufbewahrung in Honig gelegt war. Plinius, Buch 7, Kap. 3, schreibt: „Claudius Cäsar berichtet, es sei in Thessalien ein Wesen geboren, welches halb Pferd, halb Mensch war und am ersten Tag starb. Wir haben seiner Zeit einen solchen Hippocentaur, der aus Ägypten gebracht

*) Plinius, Naturgeschichte, Buch 9, Kap. 8.

**) Plinius, a. a. O., Buch 9, Kap. 5.

***) Pausanias, Buch 9, Kap. 21.

war, in Honig aufbehalten gesehen". Der Kirchenlehrer Hieronymus berichtet im Leben des Einsiedlers Paulus, daß man dem Kaiser Konstantin einen eingesalzenen Hippocentaur übersandte. Im zehnten Buch seiner Naturgeschichte im zweiten Kapitel berichtet Plinius vom Phönix. Nachdem er zu Anfang sein Bedenken geäußert, nennt er mehrere Gewährsmänner und sagt am Schluß des Kapitels: „Zur Zeit des Kaisers Claudius ist ein Phönix nach Rom gekommen und öffentlich ausgestellt im achthundertsten Jahre der Stadt. Dies ist in Urkunden bezeugt, weshalb es niemand für erdichtet achten darf."

So war es in Rom, der ewigen Stadt, deren Lob in der Kaiserzeit oft mit überschwenglichen Worten ausgesprochen ist. Claudianus, ein Dichter des vierten Jahrhunderts sagt, daß kein Geist ihre Schönheit, kein Mund ihr Lob in sich fassen könne. Andere große Städte des römischen Reiches hatten ebenfalls ihre Miracula.

Zwischen den heidnischen Tempeln herrschte ein Wetteifer in Hinsicht der Naturmerkwürdigkeilen und anderer „Miracula". Im 31. Kapitel des sechsten Buches seiner Naturgeschichte berichtet Plinius von den uns unbekannten gorgadischen Inseln, wo die gänzlich behaarten Gorgonen wohnen. Dann fährt er fort: „Hanno, Feldherr der Punier, ist in jene Inseln eingedrungen und hat zum Beweise der Wunder die Häute von zwei Gorgonen in den Tempel der Juno zu Karthago gelegt, wo man sie bis zur Eroberung dieser Stadt (also bis 146 vor Christo) erblickte." Derselbe erzählt in Buch XI, Kap. 31: „Hörner einer indischen Ameise, welche zu Eythrae im Tempel des Herkules aufbewahrt werden, sind ein Wunder gewesen." — Über diese Wundertiere sagt der Genannte weiter, „daß sie mit ihren Hörnern Gold aus der Erde graben und so groß sind, wie die ägyptischen Wölfe". Solche Miracula wurden den Touristen von den Tempelwächtern gezeigt, wobei dieselben auswendig gelernte Legenden erzählten. Pausanias, der vielgereiste Hellene des zweiten Jahrhunderts, berichtet, daß er im Dianatempel zu Capua einen Elefantenschädel sah*). In

---

*) Pausanias, Bd. V, Buch 12, Kap. 1.

einem römischen Tempel sah man, wie Plinius erzählt, die Haut und Kinnlade einer Riesenschlange und der Tempelwächter erzählte den Touristen jenes bekannte Märlein von Regulus, welcher dies gigantische Tier in Afrika getötet haben sollte. Einen Wallfisch-Rippenknochen sah der genannte Pausanias (II, 10. 2) in dem Tempel des Äskulap zu Sikyon. Auch Lucian in seiner Schrift von der syrischen Göttin erwähnt, daß er im Tempel der letzteren außer anderen Merkwürdigkeiten große Elefantenzähne erblickte.

Augustin in seiner Schrift de civitate Dei (XXI, 26) berichtet gläubig, daß vor einem Venustempel ein Leuchter stand, dessen Flamme weder durch Regen noch durch Wind zum Verlöschen gebracht wurde und meint, der in jenem Tempel wohnende Dämon habe dies Wunder gewirkt. Horaz, der Hofdichter des Augustus, zeigt sich weniger wundergläubig, als der Kirchenlehrer Augustinus, wenn er von einer Tempelmerkwürdigkeit in Gnatia bei Brundisium erzählt. Dort sollte es Weihrauch geben, der ohne Feuer auf der heiligen Schwelle verdampfte. In seiner humoristisch erzählten Reise nach Brundisium (fünfte Satire) sagt Horaz:

„Auch Gnatias Örtlein,
Einst im Zorn von den Nymphen erbaut gab Scherz und Gelächter,
Denn, es verdampf' ohne Glut auf der heiligen Schwelle der Weihrauch,
Wollte man uns einreden. Das glaub' ein Hebräer Apella
Nicht ich, welcher gelernt, daß mühelos leben die Götter."

Reich an „Miracula" aller Art war der Tempel der syrischen Göttin in Hierapolis. Lucian hat uns eine Beschreibung hinterlassen, welche den Hohn dieses Satirikers zwischen den Zeilen lesen läßt. In diesem Tempel blendete die Pracht des edlen Metalls, die kostbaren Steine am Halse der Göttin erregten Erstaunen, das größte Mirakel aber war eine schwitzende Götterstatue.

Die beste Quelle hinsichtlich der Miracula ist ohne Zweifel die aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo stammende Reisebeschreibung des Pausanias, welcher namentlich auf die Tempel sein Augenmerk richtete und durch die Fülle seiner Nachrichten über dieselben beweist, daß das Altertum einen hohen Wert auf Kenntnis und Anschauung solcher Dinge legte. Welche staunenswerten

Dinge die Heiligtümer besaßen, erhellt aus nachstehender Blumenlese. Man besaß z. B. das Scepter des Zeus, das Steuer der Argonauten, das Gewebe der Penelope, den Sessel des Danaos, den Lehm, aus welchem Prometheus Menschen formte *), die Pfeile des Herkules, den Wagen des Pelops, die Haut und Flöte des Marsyas, den Kiel des Argonautenschiffs, den Becher des Priamus, das Halsband der Harmonia, Knochen von dem Meertier, bekannt aus der Andromedalegende, das blutige Wasser, in welchem sich Perseus wusch, nachdem er jenes Meertier erlegt hatte, die Amboße, welche Zeus an den Füßen seiner Gemahlin Hera befestigte, das Schiff des Äneas, das Schiff der Phäaken, welche Odysseus heimbrachten, das Ei der Leda, das Horn der Ziege Amalthea, welche den kleinen Zeus nährte, das Haar, welches Isis sich ausriß, den Stein auf welchem Demeter ausruhend saß, den Brief des Sarpedon, die Ketten des Prometheus, den Lapis manalis des Mars (machte Regen), den Stein der Göttin Rhea. Man zeigte die Spur, welche der Dreizack Poseidons hinterlassen hatte, den Schlund, aus welchem Pluto heraufstieg, den Ort, wo sich Herkules verbrannte, die Palme, unter welcher Apollo und Diana das Licht der Welt erblickten, das Gemach der Semele, die Stelle, wo der Adler des Zeus den Ganymedes entführte, die Höhle des Paris, den Stein, auf welchem Telamon saß, den Augurstab des Romulus, den Feigenbaum, unter dem die Wölfin Romulus und Remus säugte, das Strohhaus des Romulus, die Hütte des Faustulus, den Stuhl des Pindar, den Ring des Polykrates, Schild des Diomedes, Opfermesser der Iphigenia, die Bank des Philosophen Demonax, Steine, welche Kronos verschluckte, Zähne vom erymantischen Eber, u. s. w.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts war in Rom die äußerliche Christianisierung einigermaßen vollbracht, der christliche Dichter Prudentius konnte, wie wir früher **) gesehen, rühmend erwähnen, daß Christus an die Stelle des „schmutzigen“ Jupiter getreten sei,

*) Dieser Lehm hatte, wie der gläubige Pausanias sagt, den Geruch der Menschenhaut.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. III.

daß der christliche Kultus die heidnischen Kultushandlungen verdrängt habe. Im Jahre 476 ward Romulus Augustulus, der Kaiser des abendländischen Römerreichs, aus Rom verwiesen und verbrachte seine letzten Tage in der otiosa Neapolis. „Nun bin ich mit dem Tod den Toten gleich und fall' in Trümmer wie das alte Reich.“ Das alte Reich fiel in Trümmer, die Welt veränderte sich, an Stelle des Kaisers trat der Papst, an Stelle des römischen Reiches die römische Kirche. Was aber die „Miracula“ betrifft, so blieb es beim alten. Rom hieß einst die goldene Stadt, wohin man von ferne und nahe strömte, um die „Miracula“ mit eigenen Augen zu sehen. Rom war die Stadt, von der man in den fernsten Landen als von einem Wunder redete, weshalb von den Grenzen der damals bekannten Erde, als von Indien, Scythien, Ceylon, Arabien, Persien, Britannien Gesandtschaften kamen, um dem Herrscher in der Wunderstadt Ehrfurcht zu bezeugen und Geschenke zu bringen. — Das „christliche“ Rom blieb die Stadt des Marktes der Wunder und die römische Kirche nahm teil an diesen Bestrebungen ihrer Hauptstadt. Sie ist bis auf den heutigen Tag das Gebiet einer permanenten Weltausstellung, ähnlich derjenigen, welche wir im Gebiet des römischen Reiches gefunden haben. Im Gebiet der römischen Kirche wetteifern Städte mit Städten, Kirchen mit Kirchen. Es handelt sich zuerst um merkwürdige Knochen.

Der Bischof Ambrosius in Mailand (gest. 397) behauptete, daß er die Reliquien der Märtyrer Gervasius und Protasius aufgefunden habe und ließ dieselben in feierlicher Prozession nach der Hauptkirche tragen. Bei dieser Gelegenheit geschahen sofort Wunder, wodurch der arianischen Partei in jener Stadt eine Niederlage bereitet wurde. Ein Blinder, namens Severus, berührte mit einem Tuch den Sarg jener Märtyrer, legte dasselbe auf seine Augen und ward sehend. Ambrosius schreibt, daß bei jener Prozession Kranke geheilt wurden, welche mit ihrer Hand die Leichentücher jener Heiligen berührten, ferner, daß man Tücher, welche auf die Reliquien gelegt waren, als Heilmittel benutzte*). Augustinus

*) Ambrosius ep. 22. Aug. de civ. Dei 22, 2. Aug. conf. c. 9.

berichtet, daß die nach Afrika gebrachten Reliquien des St. Stephanus Wunder thaten und zwar mit Hilfe von Schleiern und Tüchern, die man auf dieselben legte. Eine blinde Frau erhielt durch solche Mittel die Sehkraft. Bei Hippo, dem Bischofssitz des Augustin, war, wie letzterer behauptet, eine dem Tode nahe Frau, deren Rock man eiligst mit den Reliquien des St. Stephanus in Berührung brachte. Ehe dieser Rock zurückgebracht war, starb die Genannte, kehrte aber sofort ins Leben zurück, als man ihren Leichnam mit dem Rock bedeckte*). Solche Märlein boten die genannten Kirchenlehrer dem damaligen christlichen Publikum. Bei Hirt und Herde begegnet uns hier dieselbe Leichtgläubigkeit, welche das Publikum im heidnischen Rom in Hinsicht des Hippocentaur oder des in Honig gelegten Wassergottes zeigte.

In welchem Zustande schon zu Ende des fünften Jahrhunderts die Litteratur der Märtyrer- und Heiligengeschichten sich befand, sehen wir am besten aus der Thatsache, daß der römische Bischof Gelasius (gest. 496) trotz seiner Hochachtung vor den Märtyrern und Heiligen anordnete, daß die Heiligenakten in den Kirchen nicht vorgelesen werden dürften, weil durch Ungläubige, Häretiker und Ungebildete (idioti) viel Überflüssiges und Unpassendes eingedrungen sei. Dies war der Beschluß eines römischen Konzils vom Jahre 494**). Das war derselbe römische Bischof, welcher, wie wir im ersten Kapitel sahen, die Luperkalien vergebens bekämpfte. Leo XIII. hat sich jenen Gelasius nicht zum Vorbild genommen und scheint nicht zu wissen, daß alle heutigen Heiligenlegenden nicht mehr wert sind, als die Miracula im heidnischen Rom.

Fast dreihundert Jahre hindurch hat die christliche Kirche ihre Weltmission ohne Heiligengebeine und ähnliche „Miracula“ erfüllt, dann aber ward sie nach und nach von letzteren überschwemmt. In den ersten drei Jahrhunderten findet sich keine Spur von Reliquien des Kreuzes, der Kleider, der Marterwerkzeuge Christi, dann aber tauchten sie nebst anderen Dingen auf und die Kirche gab dem

---

*) Augustin de civ. Dei 22, 8.

**) Herzog, Realencyklopädie, I, 103.

Volksbedürfnis nach. Rom ging voran, die „ewige“ Stadt rühmte sich der merkwürdigsten Miracula und überall im Gebiet der römischen Kirche entstand und florierte der Wetteifer im Besitze solcher Dinge. Ruhm und Vorteil war mit dem Besitz derselben verbunden. Wie es in Hinsicht der Miracula zur Zeit der Reformation in Deutschland aussah, beweist ein jener Zeit entstammendes Verzeichnis: Zu Schaffhausen hatte man den Atem des heil. Joseph, von Nikodemus in seinem Handschuh aufgefaßt; im Württembergischen sah man eine Schwungfeder aus einem Flügel des Erzengels Michael. — Allein in Halle war vom Kardinal Albrecht aufgehäuft und ward von da durch ihn nach Mainz speditiert u. a. buchstäblich: „25 Partikel vom brennenden Busche Mosis, Stücke von dem Altar, darauf der heilige Johannes für Marien Messe gelesen, von dem Felde, da Adam Buße gethan, vom Steine, da Marie zum Himmel gefahren (neben anderen Stücken von dem Steine, darauf sie im Grabe gelegen), von Rinden, darauf Christus mit bloßen Knieen gebetet, vom Damascenischen Acker, davon Gott den Menschen erschaffen, von der Arche Noä, vom Steine, den Moses geschlagen und daraus Wasser geflossen, Reste von dem Heu, darauf das Christuskind gelegen, vom Weihrauch und Myrrhen der heiligen drei Könige, von dem Wein, den Christus aus Wasser gemacht, vom Tischtuch, welches er am Abendmahl gebraucht, ein Pfennig aus den dreißigen, darum Christus, das unschuldige Lämmlein, verkauft ist worden, elf ganze Dornen und vier andere Stücke von seiner Dornenkrone, achtmal vom Haar der Jungfrau Maria, fünfmal von ihrer Milch, ferner vom Hemd Mariä, darin sie Christum geboren, ein Finger St. Johannis des Täufers, damit er Jesum gezeigt und gesprochen: das ist Gottes Lamm; ein ganzer Finger St. Thomä, damit er Christo in seine Seite gegriffen, ein halber Kinnbacken mit vier Zähnen von St. Paulo, auch 5 Partikel von seinem heiligen Blut, der Stein, damit St. Stephanus getötet, ein ganzer unverweseter Körper von einem der unschuldigen Kindlein u. s. w. u. s. w. „Summa Summarum alles hochlobwürdigen (Hallischen) Heiligthumbs“ 8133 Partikel und 42 ganzer heiliger Körper; „macht der Ablaß neunundbreißigtausendmal tausend, zweihundertmal

tausend, fünfundvierzigtausend, hundertundzwanzig Jahr, zweihundertzwanzig Tage" *).

Dahin war die Kirche im Lauf von tausend Jahren gekommen!

Während sich das Reich der Miracula anfänglich auf die Reliquien aller Art beschränkte und die großen Kirchenlehrer (Eusebius, Chrysostomos, Hieronymus, Ambrosius, Augustinus) schwärmerisch solche Miracula empfahlen, dabei aber vor dem Bilderdienst warnten, bildeten später Bilder und Statuen ein reiches Gebiet der Miracula und gaben Anlaß zu einem neuen Wetteifer **). Der auf diese Weise im Lauf der Jahrhunderte sich verbreitende Unfug war so ungeheuerlich, daß die zu Anfang erwähnten römischen Miracula oder Terata im Vergleich damit als ein Kinderspiel erscheinen. Während in Deutschland die Reformation in obiger Hinsicht auf die römische Kirche bis heute einen reinigenden Einfluß geübt hat, blieb es in Italien beim alten. Hier werden die alten Pfade betreten, auf denen man seit Jahrhunderten einherging. Die römische Kirche verhält es ähnlich, wie man in der apulischen Ebene verfährt.

Im Sommer eine totenstille Steppe, im Winter ein durch Millionen von Rindern und Schafen belebter Weideplatz, das ist die endlos sich dehnende Ebene, welche man Il Tavogliere delle Puglie nennt. Im Sommer weit und breit kein lebendes Wesen dort zu schauen, alles verbrannt von der Sonnenglut, nur Hitze und wieder Hitze von afrikanischer Art, man glaubt die Glutluft eines Ofens zu atmen. Wenn aber die Herbstregen gefallen sind, und jene fruchtbare Steppe wunderbar schnell in einen grünenden und blühenden Weideplatz verwandelt haben, dann steigen unabsehbar große Viehherden von den Bergen nieder, um sich dort den Winter über bis Anfang Mai zu nähren. Die Hirten gehören jener halbwilden Art an, welche man auch in den Steppen Amerikas findet. Jeder Hirte hat ca. 400 Schafe zur Beaufsichtigung, als Abzeichen trägt er einen Stab, der einem Bischofstabe ähnlich ist,

---

*) Vgl. J. C. v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Creyses, I, 854 bis 866. Halle 1755. Fol. — Guericke, Kirchengeschichte, III, 7.

**) Siehe Kap. VIII: Mutter und Kind.

und wird in seinem Hirtenamte unterstützt durch schneeweiße Hunde. Die Unterhirten stehen unter Aufsicht berittener Oberhirten, deren Kultur nicht höher steht, als die eines amerikanischen Trappers. Diese Herden haben ihre vorgeschriebenen Weidewege, genannt Tratturi und werden in dieser Hinsicht überwacht. Dies Hin- und Hergehen der Hirten und Herden in jener Ebene war schon seit achtzehnhundert Jahren, vielleicht noch länger und brachte dem Fiskus alljährlich viel Geld. Deshalb haben die verschiedensten Dynastieen jenes Weidesystem aufrecht erhalten, mochte dadurch der Ackerbau in jener Ebene noch so sehr unterdrückt und vernichtet werden. Aus den Scharen der halbwilden Hirten rekrutierten sich die Briganten, das wußte man an höchster Stelle, zahlreiche Stimmen erhuben sich immer aufs neue gegen den Zustand der Barbarei in jener Steppe — man blieb beim alten, denn dies System brachte Geld. Erst die Neuzeit hat Wandel geschaffen und ein Gesetz vom Jahre 1865 hat jedem Grundbesitzer erlaubt, dort nach freier Wahl Ackerbau zu treiben.

Hirten und Herde der römischen Kirche haben gleichfalls ihre alten Pfade, von denen sie nicht weichen. Seither haben die „Miracula" der Kirche Ehre, Glanz und Reichtum verschafft, die alten Pfade haben sich bewährt, die alten „Tratturi" werden deshalb beibehalten. Dies hat vor aller Welt in neuester Zeit Papst Leo XIII. bewiesen, und zwar in Hinsicht eines der berühmtesten und ältesten unter den römischen „Miracula".

Der berühmteste Wallfahrtsort Spaniens ist bekanntlich St. Jago di Compostella, wo sich die angeblichen Reliquien des Apostels Jakobus befinden. Unlängst wurden dort von dem Erzbischof in der Krypta der Domkirche Nachforschungen angestellt, welche zur Auffindung eines hinter dem Hochaltar vergrabenen Steinsarges führten, in dem man Skeletreste entdeckte, von denen man überzeugt war, daß sie die Reliquien des St. Jakobus seien. Die Akten über diesen Fund wurden dem Vatikan übersandt und eine Prüfung allseitiger Art angeordnet. In Compostella wurden Zeugen eidlich vernommen, man prüfte in archäologischer, historischer und anatomischer Hinsicht, untersuchte die Lokalität, prüfte alle Akten, und endlich sandte Leo XIII. am 3. November 1884 einen

„apostolischen“ Brief aus, worin er erklärte, daß jene aufgefundenen Gebeine dem Apostel Jakobus angehören. Diese Behauptung hat denselben Wert, wie diejenige, welche das Altertum von den Heroengebeinen und anderen „Miracula“ äußerte.

Die Gebeine der Heroen sollten nach der Tradition der Griechen von riesiger Größe sein. Der Leichnam des Heroen Asterios war zehn Ellen lang, und als das Grab des Ajax vom Meer aufgewühlt wurde, zeigten sich riesengroße Gebeine. So erzählt im zweiten Jahrhundert Pausanias in seiner Reisebeschreibung I, 35. 6. Ähnliches sagte schon Homer von einigen Heroen *). Beweise für dergleichen Behauptungen wurden im Altertum nie beigebracht. Die Beweise, welche Leo XIII. für seine Behauptung beibringt, offenbaren den heißen Wunsch, die Zahl der „Miracula“ zu mehren, beweisen aber ebenso klar, wie traurig es mit der sogen. Wissenschaft des Vatikan und seiner Gelehrten bestellt ist.

Es ist Thatsache, das der berühmte Wallfahrtsort Compostella nicht die vollständigen angeblichen Gebeine des Apostels Jakobus besitzt; vielmehr befindet sich ein Arm in Siena. Nun ging Mgr. Caprara zur Untersuchung nach Compostella, stellte dort Messungen der Reliquien an, beschrieb jeden Knochen und reiste sofort nach Siena, um dort die Echtheit der Armknochen festzustellen. Da aber kam er in große Verlegenheit. Er vermochte nämlich nicht zu konstatieren, ob es der rechte oder der linke Arm sei. Sofort machte er sich wieder auf den Weg, reiste aufs neue nach Compostella, stellte wiederum neue Messungen an, bis er endlich zu dem Resultat gelangte, daß jener Arm der rechte Arm des Apostels sei. Als man endlich zu diesem „wissenschaftlichen“ (!) Resultat gelangt war, gab der in Rom weilende Erzbischof von Compostella, Paya y Rico, ein glänzendes Bankett. Der Champagner war, wie der Festbericht lautete, vom besten. Wie war es möglich, die Echtheit der Gebeine zu beweisen? Der Brief des Papstes giebt Aufschluß. Nachdem Jakobus zu Jerusalem enthauptet war, brachten seine Schüler Athanasius und Theodorus seine Gebeine zu Schiff nach Spanien. Woher weiß das der Papst? Leo XIII. schreibt:

---

*) Odyssee XI, 311. Virg. Än. III, 578.

Ex constanti et pervulgato apud omnes sermone, jam inde ab Apostolorum aetate, memoriae proditum est*). Das klingt freilich sehr gelehrt, bedeutet aber nichts weiter als: für die Reise jener Gebeine nach Spanien liegt kein historischer Beweis vor. Warum in aller Welt sollten jene beiden Schüler des Jakobus mitten in der apostolischen Zeit, die keine Spur von Reliquienverehrung kennt, auf den Gedanken gekommen sein, die Gebeine des Apostels nach Spanien zu bringen? Der Brief des Papstes hütet sich wohl, jene sagenhafte Reise als ein bewiesenes Faktum auszugeben. Wir sehen also, daß der gesamten Beweisführung der Kardinäle trotz Anatomie und Archäologie jede Grundlage fehlt. Wir begegnen weiterhin in dem Briefe einer ähnlichen Stelle, welche auf die Geschichtsforschung der Kardinäle ein seltsames Licht wirft. Der Brief macht eine Mitteilung darüber, wie es möglich war, daß man im neunten Jahrhundert nach so vielen Wirren und Kriegen in Spanien die Gebeine des Jakobus wieder entdeckte, und erzählt: ein Stern habe über der heiligen Stätte geglänzt und letztere angezeigt. Als Beweis für dies angebliche Faktum wird nur angeführt: Constans fama est. Dies ist natürlich ebenso wenig ein Beweis. So schafft man in Rom „Miracula" und behauptet ihre Echtheit, welche aber denselben Wert hat, als wenn man im antiken Rom die Echtheit der Riesengebeine eines Ajax behauptete, oder einen „echten" Phönix ausstellte. Die Gelehrten des Vatikan scheinen nichts von den Türken zu wissen.

Auch diese haben ihre heiligen Gräber. Um die Osterzeit wallfahrten von Jerusalem aus fromme Fanatiker mit Tamburinen, Zymbeln und Becken unter tosendem Lärm nach einer Moschee am toten Meer, jenem Heiligtum, welches sich über dem sagenhaften Grabe des Moses (Nebi Musa) wölbt, um dort diesen ihren Heiligen mit Gebet und Festlärm zu ehren. — Sie wallfahren ferner zum Grabe der Rahel bei Jerusalem, wo der Erzvater die Mutter seines Sohnes Benjamin bestattete und wo ihre angebliche Ruhestätte ist bis auf den heutigen Tag. Welcher Unterschied ist

*) Nach einem konstanten, allgemein verbreiteten Gerede, ward schon vom Zeitalter der Apostel an überliefert.

zwischen den Mohammedanern und denen, welche dem Gebein des St. Jakobus eine Bedeutung beilegen? In der Mitte des zehnten Jahrhunderts beschrieb Ibn-Haukal aus Bagdad das damals von den Arabern beherrschte Sicilien und sagt von Palermo, daß dort die ehemalige christliche Kathedrale in eine prächtige Moschee verwandelt worden sei. In jener einstigen christlichen Kirche habe man ihm eine Kapelle gezeigt, in welcher der Sarg des Aristoteles in der Luft schwebte. Zu diesem hätten die Christen in dürrer Zeit um Regen gefleht *).

Ebenso scheint es den Gelehrten des Vatikan nicht bekannt zu sein, daß das antike Griechenland zahllose Heroengräber besaß und in Hinsicht derselben dieselbe Anschauung hegte, wie die römische Kirche in Hinsicht des mythischen Apostelgrabes in Compostella. In Theben hatten die Söhne des Ödipus ihr Grab und über demselben Altar und Heiligtum, wo ebenso Opfer dargebracht wurden, wie die römische Kirche an den Gräbern und Altären ihrer Santi das Meßopfer darbringt. Ebenso hatte man in Theben das mythische Grab des Tiresias und Ödipus, sowie des Hektor. Der Heros Hippolyt hatte einen Tempel, Priester, Opfer und Weihgeschenke, genau so, wie St. Jago in Compostella **), Theseus in Attika hatte sein Heiligtum und seine Opfer. Ebenso zeigte man in Griechenland z. B. das Grab des Deucalion, des Sisyphos, des Orestes, des Anchises. Wiederholt erfahren wir, daß neben dem Grab ein Altar war. Die Städte wetteiferten in Hinsicht solcher Heiligtümer und die Tempelhüter wußten allerlei Legenden zu erzählen, wie die Kustoden bei römisch-katholischen Kirchen ***).

Im antiken Rom gab es blühende Handelsgeschäfte, die es mit den „Miracula“ aller Art zu thun hatten. Dieser Handel hat

---

*) Gregorovius, Wanderjahre, III, 127.

**) Pausanias II, 32.

***) Ich berufe mich in Hinsicht der sagenvollen Heroengräber auf die dem zweiten Jahrhundert nach Christi angehörende Reisebeschreibung des Pausanias, eine der wichtigsten Quellen in Hinsicht hellenischen Religionslebens. Zu vergleichen z. B. I, 41; I, 22; II, 32; I, 19; III, 11; VIII, 9; IX, 18; IX, 16.

auch zur christlichen Zeit floriert, zuletzt vor etwa 25 Jahren, als die Klöster aufgehoben wurden und bei diesem Anlaß die dortigen Reliquien beiseite geschafft und veräußert wurden. Der Reliquienhandel war stets mit Täuschung, Betrug, Gewinnsucht verbunden*). Einige Jahre vor dem Tode Pius IX. behauptete man, in Atripalda bei Avellino Reliquien von Märtyrern gefunden zu haben und der Vatikan bestätigte dieselben als echte. Die Echtheit derselben ist ebenso sicher, als diejenige des zu Anfang erwähnten, im heidnischen Rom ausgestellten Phönix! — In Atripalda ehrt man jene Knochen mit Pauken und Trompeten, mit Gebeten und Küssen, und doch sind jene Gebeine höchst wahrscheinlich Heidenknochen.

Wir boten oben ein Verzeichnis heidnischer Miracula, es folge jetzt ein Verzeichnis von christlichen. Der Vergleich dieser beiden miteinander ist lehrreich. Wir bemerken, daß es sich bei diesem Verzeichnis um die gegenwärtigen „Miracula" handelt.

Erde aus Palästina, Dornen von der Dornenkrone, Nägel vom Kreuz, Kleidungsstücke Christi, Meßaltar des Petrus sowie des Paulus, das Haar der Maria, von ihrer Milch (in Flaschen), ihr Verlobungsring, ihr Hemd, ihr Kleid, das Haus, welches sie in Nazareth bewohnte, ihr Brief an die Stadt Messina, Gerätschaften ihres Hauses, Handschuhe des St. Alferio, der Stab des Petrus, die Ketten desselben, das Blut des Januarius, die Krippe Christi, die heilige Treppe, die Mütze (Baretta) des St. Ph. Neri — Herz, Gürtel, Finger, Sandalen, Manuskripte der heiligen Theresa, — Scapulier der Madonna, Manna des St. Mattéo, Schleier der St. Chiara, eine Feder des St. Michael, die Haut des Bartolomäus, das Manna des St. Nicóla, ein Stein aus dem Hochzeitssaal in Kana (ist in Athen), zwei Wasserkrüge von der Hochzeit daselbst, ein Gefäß, welches bei dieser Hochzeit gebraucht wurde, Fußspuren Christi, Spuren der Madonna, das Fett des St. Lorenzo u. s. w. In der Omar-Moschee zu Jerusa-

*) Schon im fünften Jahrhundert meinte ein bekannter Kirchenlehrer, daß viele Körper auf Erden verehrt werden, deren Seelen in der Hölle brennen.

lem sieht der gläubige Mohammedaner noch heute die Fußspur seines Propheten, der von da aus sich gen Himmel aufschwang, wobei er den Stein, der seinem Fuß folgte, beim Aufschweben von seinen Fußsohlen abschütteln mußte. Also auch die Mohammedaner haben ihre „Miracula“. Wir brauchen nur an die Kaaba in Mekka zu erinnern *).

Ein Einblick in die heutige Legendenlitteratur Italiens, welches gegenwärtig von derselben wie von einer Sintflut überschwemmt wird, beweist, was in Hinsicht der „Miracula“ dem Volk von der Kirche geboten wird. Wir erwähnen im folgenden vier Beispiele: Zwei Wunderherzen, einen Wundersarg und das Wunderbrot (nebenbei Haare, Fett, Nägel und Blut).

1) Vita di S. Chiara di Montefalco von L. Tardy, Napoli 1856. Genannte Santa ward geboren 1268 und zeigte als Kind einen solchen Heiligkeitsinstinkt, daß sie auf Berge stieg, um nach Ablegung ihrer Kleider zu beten. Sie wollte damit eine Nachfolgerin des Gekreuzigten sein, dem man die Kleider nahm. Ihre Seele ward, als sie starb, von Engeln geleitet. Die Nonnen ihres Klosters sahen natürlich beides, die Seele und die Engel (S. 187). Die Sektion ihrer Leiche ward von den Nonnen ausgeführt, und als Schwester Franzeska das Herz zerschnitt, benutzte sie dabei ein Rasiermesser (S. 193). Einige Jahre vor ihrem Tode hatte S. Chiara erzählt, daß ihr Christus erschienen und die Werkzeuge seiner Passion ins Herz gedrückt habe. Die heiligen Schwestern waren so glücklich, dies Wunder in den inneren Teilen der Santa zu finden, und die heilige apostoliche römische Kirche ist stolz, ein solches Wunderfleisch zu besitzen. Ihr Leichnam ist vorhanden und wird im Kloster zu Montefalco alljährlich von den Nonnen mit neuen Kleidern versehen. Ihr Blut zeigt ähnliche Orakelkraft wie das Blut des Gennaro, denn es meldet durch Aufkochen wichtige Ereignisse (S. 206 ff.)

---

*) Bekanntlich haben die Anhänger des Buddhismus ebenfalls ihre Miracula, z. B. Zahn des Buddha 2c. Bekannt ist die Spur des Adam auf Ceylon. Kürzlich wurden solche Miracula ebenso gefunden, wie die römische Kirche ihre Miracula zu finden meint.

2) Vita di S. Teresa von Villefore. Im zweiten Band S. 91, 92, 95 findet sich der Bericht von ihrem odor coelestis. Diese Santa starb 1582. Durch die spanischen Vizekönige kam ihr Kultus nach Neapel, wo sie zwei Kirchen besitzt. Im Jahre 1882 hatte sie dort eine pomphafte Centenarfeier. Ein Panegyralredner berichtete auf der Kanzel, wie ich mit eigenem Ohr vernahm: „Das Herz der gloriosa Teresa befindet sich im Kloster Avila in Spanien und dient als Behälter ein Krystallgefäß, welches man aber nicht schließen darf, denn jenes wunderbare Herz kocht und brennt (bolle e brucia) von göttlicher Liebe. Man muß also jenes Gefäß oben offen lassen, damit das Herz imstande ist, jene Liebesflamme auszuhauchen." — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß in Bologna die Nägel und Haare einer heiligen Caterina an ihrer Leiche wachsen, ferner, daß das Herz des St. Augustinus sich bewegt und glänzt, so oft in seiner Nähe ein Tedeum gesungen oder das Geheimnis der Trinität erörtert wird. Das Fett des St. Lorenzo in Neapel und das Fett der heiligen Ursula in Amalfi wurde einst zu bestimmten Zeiten flüssig. In einem Kastell bei Marseille, genannt Massimino, befindet sich das Blut Christi, von St. Maddalena dahin gebracht, welches dreimal jährlich aufwallt.

3) Vita di St. Pasquale Baylon von G. Gualtieri, Napoli 1858. Über den göttlichen Leichenduft*) siehe S. 4, 25, 27, 31 und 92. Nach S. 30 hat die Kirche diesen Wohlgeruch als Beweis der Heiligkeit bestätigt. St. Pasquale war 1540 in Spanien geboren, und da er schon als Wiegenkind auf allen vieren in die Kirche kroch, um der Messe beizuwohnen, so wußte man, welch' großer Heiliger sich in ihm berge. Lesen und schreiben lernte er durch übernatürliche Eingebung ohne Lehrer. — Als Büßer war er ein Heros, der Unglaubliches leistete, man empfindet Übelkeit, wenn man die Historie seiner Pönitenzen liest, wodurch er der göttlichen Gerechtigkeit ein Entgelt (ricompensa) für die Sünden der Frevler bieten und sie besänftigen wollte (placare). Die Kirche ist mit sich im Widerspruch, wenn sie die cynische Unsauber-

*) Vgl. unseren zweiten Teil, Kap. V: Olympischer Wohlgeruch.

keit des S. Labre als Beweis der Heiligkeit nimmt*) und dabei St. Pasquale für seine Sauberkeit lobt. Die Mirakel vor und nach seinem Tode waren wie der Sand am Meer. Übernatürlicher Wunderschweiß machte seine Leiche kostbar, weshalb man ihm, ohne daß der Santo protestierte, beide Füße, ein Ohr, sowie das Fleisch eines Armes stahl. — Als etwas Neues hat dieser Santo das Sargklopfen eingeführt. Man hört in seinem Sarge zu gewissen Zeiten klopfende Schläge (Colpi), welche stets etwas bedeuten, Glück und Unglück, oft auch das Wohlgefallen des Santo, der sich an der ihm zuteil werdenden Ehre freut**). Die Kirche hat diese wunderbaren „Colpi" anerkannt, das Volk nennt sie die Pulsschläge des St. Pasquale. Letztere werden auch an seinen Bildern bemerkt. Der olympische Duft geht nicht nur von seiner Leiche aus, sondern auch von seiner Kapuze, von dieser aber nur an seinem Fest. — Der Genannte genießt in Neapel das Ansehen eines sehr einflußreichen Heiligen, man erbittet von ihm glückliche Lottonummern und günstige Heiraten.

4) Vita del glorioso Taumaturgo S. Nicóla di Tolentino scritta dal Padre D. Lippici, Napoli 1860. Dieser Santo starb 1307 und Papst Eugenius schrieb in einer Bulle, „daß im Laufe von 1400 Jahren kein anderer Santo so viele, so seltene und glänzende Mirakel zustande gebracht hat" (S. 89). „Durch Verhöre, juristische Inspektionen, sowie durch Orakelsprüche verschiedener Päpste ist festgestellt, daß aus den Armen dieses Santo zu gewissen Zeiten Blut fließt, welches wichtige Ereignisse anmeldet." Hierüber S. 98 und 99 sowie auch die Acta sanctorum Bd. 3, S. 685. „Papst Alexander VII. lehrt, daß St. Nicóla di Tolentino mit seinem Blut die heilige Kirche schützt und verteidigt. Namentlich hat man ihm zu danken, daß nach seiner Kanonisation der kirchliche Friede fünfzig Jahre dauerte." S. 101. Er hat den Titel sposo (Bräutigam, Ehemann) der Kirche, wie ein Hymnus sagt:

*) Siehe erster Teil, Kap. II: Ein heiliger Zauberer.

**) Siehe zweiter Teil, S. 71—118.

„Nam sponsus est Ecclesiae
Quam stringit inter brachia,
Futura plorat sanguinis,
Et damna mundi fletibus,
O sponse casti sanguinis;
Sis praeco laeti nuntii etc.“

Als unser Nicóla 1348 geboren wurde, hatten seine Eltern die Gabe dieses Sohnes dem großen St. Nicóla in Bari*) zu danken (S. 15) und schon früh zeigte der Knabe Neigung zur Heiligkeit, denn schon als Säugling fastete er zweimal in der Woche und nahm an diesen Fastentagen nur einmal Muttermilch zu sich (!!). Als Mönch war er ein Held im Selbstmartern, nicht minder im Verrichten unerhörter Mirakel. Als ihm der Prior in Krankheit zwei gebratene Wachteln zu essen befahl, die schon mit dem Messer zerschnitten waren, machte er das Zeichen des Kreuzes und siehe da — die Teile kamen zusammen, die Federn wuchsen, die Tiere lebten und flogen zum Fenster hinaus**) (S. 46). — Giambattista von Mantua, der „christliche Virgil“, hat dieses von der Kirche approbierte Zauberkunststück durch ein Lied verherrlicht, an dessen Schluß es in lateinischen Strophen also heißt:

„At Deus impactum sirtum miseratus in istam
Favit, et ex altis traxit praecordia curis:
Nam pluit in volucres pennas, animamque repente
Restituit, mox illae alas movere recentes,
Et simul excusso saliere per aera disco,
Qua via visa, volant, speculisque feruntur apertis
Aereum per iter: Pater et quae plurima fratrum
Turba aderat, tuiti grandis miracula casus,
Obstupuere, oculis non convenientibus, ore
Attonito, voce amissa, manibusque supinis.“

Häufig hatte er Besuche von Christus, den die Biographie: „Sommo Monarca del nuovo impero“, also den Nachfolger des „summus Jupiter“ nennt, ebenso besuchte ihn Maria santissima und be=

*) Vgl. unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.
**) Vgl. unseren ersten Teil, Kap. II: Ein heiliger Zauberer.

zeichnete ihm ein Brot, dessen Genuß ihn von Krankheit befreite. Deshalb wird noch heute das g e s e g n e t e B r o t d e s S t. N i c ó l a in Italien verschickt und ein päpstliches Edikt vom Jahre 1621 hat die Weiheformel für das Z a u b e r b r o t vorgeschrieben (S. 51). Aber auch die Teufel und Dämonen besuchten St. Nicóla, indem sie Gestalt wilder Tiere annahmen. Der Hauptteufel schlug ihn mit einem Stock, der noch jetzt im Kloster zu Tolentino zu sehen ist *). In solchen Nöten tröstete ihn ein Wunderstern. Wie ein Apostel wirkte er in Italien durch sein Wunderwort große Dinge, von Stadt zu Stadt reisend, ein „Engel der Apokalypse". Jetzt folgen die üblichen Wunderkapitel, bei denen der Leser von Schwindel gepackt wird. Daß einem solchen Santo auch das Wunder der Konservierung zuteil wurde, finden wir in Hinsicht seiner Heroennatur selbstverständlich, ebenso, daß nach seinem Tode die strepitosi miraculi so zahlreich waren, wie die Regentropfen einer Gewitternacht. Achtzig Tote erweckt! Immerhin eine stattliche Leistung. Sein Kultus wurde bald allgemein, überall brachte man ihm G e l ü b d e dar und löste sie an seinem Grabe. Man legt jenes Z a u b e r b r o t in Wasser, spricht drei Vaterunser, ebenso viele Ave Maria zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit, sowie der heiligen Jungfrau, darauf folgt ein lateinisches Gebet für den betreffenden Kranken, der dies aufgeweichte Brot genießt. Wer nicht lesen kann, braucht dies Gebet nicht, er spricht ein Paternoster und ein Ave zu Ehren des St. Nicóla. Der kirchlich approbierte Hymnus vom heiligen Brot des St. Nicóla lautet:

INNO.

Che si canta nella benedizione del pane di s. Nicola.

„Ad panem medicum currite languidi;
Ad panem celeres, quos dolor obruit;
Morborumque gravem passa tyrannidem
Panem corpora quaerite.

„Munimen domibus, navibus anchora,
Tutor Christicolis, et socius vitae:
Omnem Nicoleos hoc perhibet cibo
Orbi munificentiam.

*) „Acta sanctorum", III, 651.

„Hac esca miseris nulla salubrior;
Hanc pestes fugiunt atque pericula:
Iratis pelagi fluctibus imperat,
Ignisque esuriem premit.

„Huic vexata malis pectora fidite:
Hac una antidotus nulla potentior:
Quod natura nequit: gratia confert,
Solamen patientibus.

„Divini o pietas provida Numinis!
Quae tot Nicoleon ditat honoribus,
Hoc ut Christicolis donet egentibus
In pane omnibus omnia.

„Nobis, quos agitant bella, pericula.
Qui mundi insidiis undique cingimur,
Sit panis clypeus, sitque panoplia,
Sit spes, auxilium, salus.

„Sit sacro assidue gloria Numini,
Hostis tartarei comprimat impetus,
Nostrisque imposito fine laboribus
Nos ad sydera transferat. Amen."

Wie die Kirche dies Zauberbrot betrachtet, lesen wir auf S. 116. „Es ist Stütze der Häuser, Anker der Schiffe, Schutz der Christen, Genoß der Reisen, Medizin der Kranken, Vertreiber der Pest, Bewahrer vor Gefahren, Auslöscher des Feuers, Stiller der Stürme, Hilfe bei Geburten, Schild, Hoffnung, Hilfe, Heil, Rettung, kurz alles in allem." — Noch heute wird dies Zaubermittel namentlich am Adriatischen Meer tausendfältig bereitet und verkauft.

Sechzehntes Kapitel.

Alte und neue Gladiatoren.

„Keine Verruchtheit fehlt."
Juvenal.

In Hinsicht des Altertums und seiner Konservierung zeigen Rom und Neapel eine bemerkenswerte Verschiedenheit. Rom bewahrt das Altertum in großartigen Bauresten, dagegen hat das Menschenleben daselbst einen modernen Charakter angenommen, entsprechend der in den letzten zwanzig Jahren stark hervortretenden modernen Gestalt der Neubauten, — Neapel dagegen hat im Gebiet seiner einstigen Mauern die antiken Bauten bis auf geringe Reste verschwinden lassen, dagegen eine Menge Züge des antiken Lebens bewahrt. Rom besitzt tote Reste des Altertums, Neapel dagegen lebendige.

Im ersten Jahrhundert lebte im kaiserlichen Rom der Dichter Martialis, ein Zeitgenosse und (um sein tägliches Brot zu haben) Schmeichler des Domitian. Wir besitzen von ihm vierzehn Bücher Epigramme, welche geeignet sind, in die sittlichen Zustände der Gesellschaft Blicke zu gewähren. Mehrere derselben schildern das öffentliche Leben auf Straßen und Plätzen. Wir finden solche Schilderung z. B. im zwölften Buch. Hier erwähnt er die öffentlichen, an den Straßen sitzenden Geldwechsler, welche „auf den schmutzigen Tisch die Silberstücke ausschütten". Ebenso zahlreich, wie einst in Rom, sind diese heute in Neapel. Man sieht sie an belebten Straßen, und daß ihre Tische sauberer seien, als die im

antiken Rom, hat noch kein Archäologe behauptet. Er nennt ferner die lästigen Bettler, unter ihnen auch Kinder. In dieser Hinsicht ist in Neapel kein Mangel, und wie dieselben in Rom einst feste Standplätze hatten, so ist es ebenso noch heute in Neapel. — Dem Martialis ward das Leben durch das Schreien auf der Straße und den Lärm der Hammerschmiede verbittert. Wehe dem, der in Neapel eine jener Straßen bewohnt, wo Schmiede aller Art ihre feuersprühende Arbeit verrichten und Kesselschmiede einen infernalischen Lärm machen. — Eine ähnliche Schilderung findet sich im ersten Buch der Epigramme. Dort ist die Rede von solchen, welche gekochte Erbsen feilbieten, von Köchen, die in Trageöfen dampfende Würste verkaufen, lauter Dinge, die im modernen Rom fast verschwunden sind, im modernen Neapel dagegen florieren. Die Römer liebten, wie Martial im fünften Buch sagt, Blutwürste, genannt botuli, der Neapolitaner hat diese Liebe bewahrt, nennt aber diese Speise il sanguinaccio, das Blutige. Weiße Bohnen bildeten im alten Rom ein Lieblingsgericht. Bohnen sind in Neapel den Winter hindurch eine Hauptnahrung. Im sechsten Buch erzählt Martial von dem „blutigen Fleischer, welcher das Herz, die Lunge und die Pfoten eines Rindes nebst langen Gedärmen, schon alt, den Nasen ein Abscheu, durch die Straßen trägt“. Es ist, als hätte der römische Dichter uns ein Bild heutigen neapolitanischen Straßenlebens bieten wollen *). Martial im zwölften Buch erwähnt Prozessionen, welche sich durch Roms Straßen drängten und erzählt von dem Lärm der Priester der Bellona bei solcher Gelegenheit. In Neapel sieht und hört man heuzutage dasselbe.

Zeitgenosse und Freund des Martialis war Juvenal, dessen Satiren gleichfalls zahlreiche Schilderungen des römischen Straßenlebens enthalten.

In der dritten Satire schildert der Genannte das Nachtleben

*) Diese Gedärme sind gekocht, der Händler schneidet im Vorbeigehen für Liebhaber Stücke ab, die als Leckerbissen verspeist werden. Auch das antike Athen hatte solche Straßenhändler. Einen Nordländer, der solche Leckerbissen sieht, pflegt das Mal' di mare (Seekrankheit) zu erfassen.

im antiken Rom. Lärmende Nachtschwärmer störten die Schläfer und wurden daselbst ebenso wenig von der Polizei zur Ruhe gewiesen, als im modernen Neapel, und hier kann man dieselben Dinge erleben, von denen Juvenal erzählt, der das Gekreisch von Weibern vernahm, die von üblichen Orgien aus der Nachbarschaft halb und ganz betrunken zurückkehrten. Auch andere neapolitanische Ruhestörungen entsprechen dem antiken römischen Leben. Serenaden, von niemand gestört, verscheuchen den Schlaf nicht selten auf Stunden, dazu kommen eigentümliche Wechselgesänge nach eintöniger Melodie mit extemporiertem Text, wobei zwei Chöre junger Leute einander necken und eine Bravour darin zeigen, den letzten Ton mit grunzender Stimme so lange als möglich festzuhalten. Dies sind dieselben Wechselgesänge, welche Horaz in der fünften Satire erwähnt, indem er seine Reise nach Brundusium (Brindisi) schildert. Juvenal (Satire III) erwähnt die Sitte, nachts alle möglichen Dinge aus dem Fenster, also den Passanten auf die Köpfe zu werfen. Das geschieht in Neapel in hunderten von Straßen älterer Stadtteile, nicht nur in der Nacht, sondern auch am hellen Tage. Häufig finden wir bei antiken Schriftstellern die Klage über liederliche Bauart der Miethäuser Roms und die dadurch entstehenden Gefahren. Im heutigen Neapel ist es eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, daß riesige Balken den halben Weg versperren und bedenklichen Mietwohnungen einen zweifelhaften Stützpunkt gewähren, bis endlich bessere Maßregeln ergriffen werden, d. h. nachdem Jahre hindurch prozessiert und appelliert worden ist. Gegenwärtig sind gegen zweihundert Mietwohnungen, jede fünf bis sechs Stockwerk hoch, mit Balken gestützt. — Die römischen Straßen waren durch Vorbauten vielfach verengt, von Krämern, Händlern, Fleischern, Schenkwirten, Barbieren in Beschlag genommen, dampfende Garküchen sah man in den Straßen*). Diesem Bilde entsprechen zahlreiche Straßen in den älteren Teilen Neapels, wo der Verkehr in gleicher Weise gehemmt wird. Die heutige Strada del Castello vergegenwärtigt aufs klarste das Straßengewühl im antiken Rom, und in dieser Gasse, wie in anderen, sehen wir, wie

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, I, 9.

die in zeltartigen Vorbauten bestehenden Butiken den Verkehr einengen.

Wenn die angeführten Züge aus dem alltäglichen Straßenleben beweisen, daß das antike Neapel, ursprünglich eine rein hellenische Stadt, romanisiert wurde, so muß es uns wundernehmen, daß man sich daselbst in anderer Hinsicht dem Einfluß römischer Sitte zu entziehen wußte. Wir meinen die römischen Gladiatorenkämpfe, diese im ganzen römischen Reich verbreiteten unmenschlichen Schauspiele, an deren Anblick sich der hohe und niedere Pöbel Jahrhunderte hindurch bis zum fünften Jahrhundert nach Christo berauschte. Unter allen Resten römischer Bauten imponieren die vielen erhaltenen Amphitheater am meisten und beweisen, daß die in ihnen stattgefundenen barbarischen Schauspiele in hervorragender Weise ein charakteristisches Element des römischen Lebens bildeten.

Das heidnische Neapel hat nie ein Gladiatorenschauspiel aufgeführt, nie ein Amphitheater besessen*).

Diese Thatsache wird uns um so auffallender, wenn wir bedenken, daß die von Etrurien importierten Fechterspiele zuerst in Campanien Verbreitung fanden, wo noch jetzt die Ruinen des Amphitheaters von Capua in Staunen setzen. Es giebt sicherlich kein Gebiet, wo diese Reste so zahlreich wären, als Campanien. Außer bei Capua finden wir ein Amphitheater in Pozzuoli, vorzüglich erhalten, bekannt aus der Geschichte Neros, welcher dort dem König Tiridates ein glänzendes Schauspiel gab, — ferner in Pompeji, gleichfalls vorzüglich erhalten. Reste eines solchen finden sich auch bei Cumä, sowie in Pästum, wo freilich nur wenige Spuren auf ein solches hinweisen, ebenso am Fuß von Monte Cassino, bei St. Germano. — Neapel war, wie obige Beispiele zeigen, von solchen Städten umgeben, welche sich an der Barbarei von Gladiatorenkämpfen ergötzten, wir wissen, daß fast alle bedeutenden Städte des römischen Reiches auf den Besitz ihrer

---

*) Der im ersten Jahrhundert lebende Dichter Statius, geboren in Neapel, zählt in seinem Gedicht Silvä (III, 5. 81—104) die Hauptgebäude dieser Stadt auf und nennt kein Amphitheater.

Amphitheater stolz waren*), — und trotzdem hielt sich Neapel, wo viele reiche Römer weilten, von diesem allgemeinen Brauche fern und beraubte sich eines Schauspiels, bei welchem man eine märchenhafte Pracht zu entfalten pflegte. Es haben sich in Pompeji Anzeigen von solchen Schauspielen gefunden, bei denen Menschenkämpfe und Tierhetzen stattfanden. Konnte eine solche Provinzialstadt in dieser Hinsicht Großartiges leisten, um wie viel mehr Rom, dessen Leistungen anspornend auf andere Städte wirkten. Reiche Männer, sowie die Kaiser, wetteiferten mit einander in Hinsicht solcher Schauspiele und buhlten auf diese Weise um die Gunst des Volkes. Großartig war der Luxus, den man bei äußerer Ausstattung dieser Schauspiele entwickelte. Von welch' glänzender Art die Rüstung der Fechter war, zeigen die Helme, Schienen u. s. w., welche man in Pompeji gefunden hat, und von Rom ist bekannt, daß dort die Gladiatoren bisweilen in silberstrahlender Rüstung auftraten. Schlachten zu Lande und zu Wasser konnte das Publikum in der Kaiserstadt sehen und die Souterrains, welche man noch jetzt in den Amphitheatern von Capua und Pozzuoli erblickt, beweisen, daß auch die Städte der Provinzen imstande waren, ihre Fechterspiele mit glänzenden scenischen Vorrichtungen und Überraschungen aller Art auszustatten. Überall im römischen Reich gab es Fechterschulen, überall Geschäftsinhaber, welche den lukrativen Handel mit Fechtern betrieben, alle bekannten Erdteile lieferten das erwünschte Menschenmaterial; Neger, Deutsche, Britannier, Mauren, Sarmaten, Zwerge, sogar Weiber erschienen auf der Arena als Kämpfer und die Transporte von wilden Tieren aus Afrika und Asien beschäftigten Tausende. — In diesen Taumel der Unmenschlichkeit wurde die ganze römische Welt hineingezogen, Gebildete und Ungebildete wurden von demselben ergriffen, keiner der großen Geister verurteilte diesen Kannibalismus. Die schwache Stimme eines Seneca verhallte wie ein einsamer Ruf in der Wüste**).

---

*) In Italien sind bis jetzt die Reste und Spuren von hundert Amphitheatern nachgewiesen worden.

**) Der als edel gerühmte Kaiser Titus ließ nach der Eroberung Jeru-

Nur in Griechenland wurden die Fechterspiele von den Gebildeten verurteilt, welche sich der Kluft bewußt waren, wodurch sich jene blutigen Schauspiele von den olympischen Wettkämpfen und anderen edlen Festspielen trennten. Trotz jenes Widerspruchs fanden die Gladiatorenspiele dennoch Eingang in Korinth und Athen. Der edlere hellenische Geist war es, der das antike Neapel von dem blutgierigen Taumel der Fechterspiele fern hielt, wie sehr auch die Umgebung dieser Stadt geeignet war, in letzterer die Lust an diesem Kannibalismus zu wecken. Weil Sicilien einen vorwiegend griechischen Charakter hatte, waren dort nur drei Amphitheater *).

Was das heidnische Neapel verabscheute, hat das christliche Neapel geduldet!

Diese Nachricht klingt unglaublich, ist aber so vollauf bezeugt, daß wir an ihrer Wahrheit nicht zweifeln dürfen. Damit ist bewiesen, daß das christianisierte Neapel mit seinem daselbst eingeführten römischen Katholicismus nicht eine sittliche Förderung erfuhr, sondern einen solchen sittlichen Rückschritt erlebte, daß es in dieser Hinsicht unter sein früheres Heidentum sank. Unser Gewährsmann ist Petrarca, der sich im vierzehnten Jahrhundert (gest. 1374) am Fürstenhofe zu Neapel aufhielt und in seinen Briefen die hier empfangenen Eindrücke mitteilt. Im fünften Brief des sechsten Buches schreibt er folgendes über Neapel: „Ein nächtlicher Gang durch die Stadt ist ähnlich, als wenn man durch einen dichten Wald geht, man ist dabei vielen Gefahren ausgesetzt. Die Straßen werden nämlich von bewaffneten jungen Adeligen belagert, deren Zügellosigkeit durch keine väterliche Zucht, durch kein Ansehen der Obrigkeit, durch keine Majestät der Könige hat gebändigt werden können.“ Mit Entsetzen schildert er dann ein Gladiatorenschauspiel (ludus gladiatorius) auf der Piazza Carbonara. Er spricht von barbarischer Wildheit, nennt jenes

---

salems tausende von gefangenen Juden an die Provinzen für die Fechterschauspiele verteilen. Das ist derselbe Kaiser, dem Rom, als er starb, in überschwenglicher Weise Bewunderung zollte. Sueton, Titus, Kap. 11.

*) Friedländer, a. a. O., II, 564.

Schauspiel infamis. „Menschenblut wird nach Weise der Tiere vergossen, wobei oft die Haufen der Wahnsinnigen Beifall brüllen, und der Streit wird mit solchem Eifer geübt, als gälte es einen Kampf fürs Vaterland, ja fürs ewige Leben.“ Petrarca erzählt, er sei auf den Schauplatz geführt worden, ohne zu wissen, welcher scheußliche Anblick ihn daselbst erwarte. „Als Zuschauer erblickte ich den König Andreas mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohn, die Garnison (militia) der Stadt und eine unabsehbare Volksmenge. Plötzlich stieg ein unbeschreibliches Beifallsgeschrei zum Himmel, ich sehe hin und erblicke einen schönen Jüngling, der zu meinen Füßen, vom Dolch durchbohrt, zusammenstürzte. Mich überlief ein Schauer und ich floh dies höllische Schauspiel“ (tartareum spectaculum). Jene nächtlichen Ruhestörer und dieses Gladiatorenschauspiel nennt er eine zwiefache Pest und sagt, sie sei von dem Vorfahren den Nachkommen überliefert. Endlich citiert er einen Virgilischen Vers:

„Heu, fuge crudeles terras, fuge litus avarum *)“,

und erinnert daran, daß Virgil einst dieser Stadt das Prädikat dulcis gegeben habe.

Von demselben ludus gladiatorius berichtet auch Cappaccio in seiner Chronik. Er sagt S. 904: „Hier fanden Gladiatorenspiele statt, wobei man die Menschen wie Tiere tötete, ein Schauspiel, dessen Gottlosigkeit dadurch größer wurde, weil man es in Gegenwart des Königs Andreas und seiner Gemahlin gab. Die Väter sahen, wie man ihre Kinder tötete. Als Petrarca dies Schauspiel sah, floh er diese Stadt als eine grausame. Jener Brauch wurde beseitigt und statt dessen die Turniere und andere Spiele (giostre) eingeführt, als Zeichen der Freude.“

Also blutige, kannibalische Gladiatorenkämpfe in einer römisch-katholischen Stadt, ein heidnisches Fechterschauspiel, nachdem diese Stadt schon tausend Jahre hindurch sich eine christliche nannte! Mit welchem Recht rühmt sich die römisch-katholische Kirche, daß sie die Völker aus der Barbarei des Heidentums gerettet und zu

*) Weh! fliehe das grausame Land, fliehe die gierige Küste.

einer höheren Sittlichkeit gebracht habe? Ihr Ruhm ist Lüge, denn der Bericht des Petrarca beweist ein so tiefes Sinken der Sittlichkeit in der genannten Stadt, wie wir uns dasselbe kaum ärger denken können. Dieser heidnische Kannibalismus des vierzehnten Jahrhunderts ging in Neapel Hand in Hand mit einer äußeren Religiosität. Dies beweist der vorhergehende Brief des Petrarca. Er schildert in demselben eine Sturmflut, welche er in Neapel erlebte, und erzählt, daß die Königin daselbst barfuß an der Spitze einer großartigen Prozession gegangen sei, um durch solche Leistung den göttlichen Zorn zu sühnen. Gebete, Prozessionen, Messen, Feste, Heilige, Priester, Mönche, Nonnen, Büßer und andere schöne Dinge hatte Neapel vollauf in jenem Jahrhundert, als Petrarca seine Berichte schrieb, aber unter dieser glänzenden Hülle barg sich Moder und Totengebein sittlicher Verworfenheit, die uns in jenen blutigen Gladiatorenkämpfen entgegentritt, welche dem genannten Dichter Entsetzen einflößten.

Im erwähnten Jahrhundert stand es mit der öffentlichen Sittlichkeit in Rom, also unter den Augen des Papstes, nicht besser. Nachdem man dort das flavische Amphitheater (Colosseum), als Steinbruch benutzt hatte, ohne dasselbe gänzlich zerstören zu können, kehrte man im 14. Jahrhundert zum heidnischen Gebrauch desselben zurück. Am 3. September 1332 ward im Colosseum ein Stiergefecht abgehalten, wobei achtzehn Personen ihr Leben einbüßten, worauf man diese, — als wären sie gefallene Helden —, in St. Maria maggiore und in der Laterankirche pomphaft bestattete *).

Im heidnischen Rom genossen die Helden des Amphitheaters hohe Ehre, von hoch und niedrig wurden sie bewundert und oft fürstlich belohnt. Im 7. Kapitel seiner Lebensbeschreibung des Tiberius erzählt Suetonius: „Er gab Gladiatorenspiele zum Andenken seines Vaters und Großvaters, wobei er auch ehrenvoll ausgediente Fechter auftreten ließ, deren jeder 100000 Sesterzen

---

*) Friedländer, a. a. O., II, 412. — Das Amphitheater in Verona diente lange als Schauplatz für Zweikämpfe und Hinrichtungen, entsprach also in christlicher Zeit seinem heidnischen Zweck. Friedländer, a. a. O., II, 410.

(ca. 1000 ehemalige preußische Friedrichsdor) erhielt.“ Wenn man im vierzehnten Jahrhundert die Stierkämpfer mit pomphaftem Begräbnis belohnte, so beweist diese Thatsache, daß im päpstlichen Rom sich dieselbe Sinnesrichtung erhalten hatte, welche im heidnischen Rom herrschte.

Im antiken Rom ward dem Publikum auch der Genuß von Tierhetzen geboten. Herodian in seiner Kaisergeschichte (I, 14) erzählt seinen Lesern vom Kaiser Commodus: „Das Amphitheater war von Menschen erfüllt; für den Commodus aber ward eine um den ganzen Kreis sich herumziehende Galerie hergerichtet, damit er nicht durch den Nahekampf mit den wilden Tieren in Gefahr geraten, sondern von oben herab und aus gesichertem Standorte mit seinen Schüssen mehr seine Schießkunde, als seine Tapferkeit zur Schau stellen konnte. Hirsche und Antilopen und was sonst gehörnte Tiere sind, mit Ausnahme von Stieren, erlegte er, indem er zu ebner Erde sie im Lauf verfolgte, ja sie auch wohl überholte und mit Schüssen niederstreckte. Löwen, Pardel und sonstige Tiere edler Art erlegte er mit dem Wurfspieß von oben herab, indem er auf seiner Galerie herumlief; und nie sah man ihn zu einem zweiten Wurfspieße greifen oder einen Wurf thun, der nicht tödlich war. Denn sowie das Tier vorstürmte, traf er es entweder auf der Stirn oder ins Herz. Und niemals nahm er ein anderes Ziel, oder traf sein Wurfspieß einen andern Teil des Leibes, ohne zugleich zu verwunden und zu töten. Die Tiere hatte er aus allen Weltenden zusammenbringen lassen, und damals sahen wir, was wir sonst nur in Gemälden angestaunt hatten. Denn aus Indien und Äthiopien, von Süden und Norden her stellte er alle Tiere, zumal die noch nicht bekannten, indem er sie erlegte, den Römern zur Schau. Seine Schützengeschicklichkeit erfüllte alle mit Staunen. Einmal nahm er Geschosse, deren Spitzen mondförmig waren, und schoß damit auf Maurusische Strauße, die sich durch die Behendigkeit ihrer Füße und den Schlag ihrer ausgespannten Flügel mit größter Schnelle bewegten, dergestalt oben durch den Hals, daß sie, nachdem ihnen durch die Gewalt des Schusses der Kopf abgerissen war, noch weiter im Kreise herumliefen, als wäre ihnen nichts geschehen.

Ein andermal, als ein Pardel im schnellsten Lauf den Mann, der ihn aus dem Käfig hervorlockte, ergriff, traf sein Wurfspieß das Tier in dem Momente, wo es jenen zerreißen wollte, tötete es und errettete den Menschen, indem die Spitze seines Speeres dem Momente des Bisses der Zähne zuvorkam. Ein andermal endlich, als hundert Löwen heraufgelassen wurden, tötete er sie alle mit ebenso vielen Wurfspießen, und weil die toten Tiere lange dalagen, konnte jeder sie zählen."

Ist etwa die Sinnesweise, aus welcher die Stierkämpfe (Corrida de toros) Spaniens bis auf den heutigen Tag entspringen, edler als diejenige, welche die Barbarei der Tierhetzen in den römischen Amphitheatern schuf? Dieselben Stierkämpfe, denen der Spanier eine leidenschaftliche Teilnahme schenkt, kannten schon die Römer, sie bildeten einen Akt der großartigen Tierkämpfe des kaiserlichen Rom und anderer Städte. Menschen kämpften mit Stieren, so war es in heidnischer Zeit, so blieb es im christlichen Spanien. Der Unterschied besteht nur darin, daß Rom für diese Art Schauspiele Stiere aus dem heutigen Rußland zu nehmen pflegte — man nannte sie Päonische Stiere, in Rom als stark, groß und wild bekannt. Die spanische Leidenschaft für jenes blutige Schauspiel ist dieselbe, welche die heidnischen Römer in ihre Amphitheater trieb, der wahnsinnige Taumel, welcher das spanische Publikum beim Anblick jener blutigen Kämpfe ergreift, unterscheidet sich nicht von demjenigen, welcher einst in Rom, in Capua oder Pompeji herrschte. Im Jahre 1850 ward zu Madrid sogar ein Kampf zwischen einem Stier und einem Tiger veranstaltet*). Ruhm und Ehre krönt die Kämpfer in der Arena zu Madrid, wie einst zu Rom, der Tod in der spanischen Arena wird als ein Heldentod betrachtet. Oft ist der Abscheu gegen diese Stiergefechte laut geworden und die sittliche Pest, welche sich von da aus verbreitet, mit rechtem Namen genannt. Leider

*) Diese Nachricht ist ein Echo von dem, was Herodian III, 8 vom Kaiser Severus berichtet: „Er veranstaltete prachtvolle Schauspiele und ließ oft Hunderte von Tieren töten, die er aus dem ganzen Reich und aus Barbarenländern zusammengebracht hatte."

müssen wir bemerken, daß die Päpste sich nie mit solchen Dingen beschäftigt haben, auch Leo XIII. hat niemals ein Wort des Tadels über diese entsetzlichen Schauspiele laut werden lassen. Nun ist zweierlei möglich: Entweder fühlt er keinen Abscheu gegen dieselben, oder er will die katholischen Spanier in ihrem Vergnügen nicht stören. Vielleicht giebt es einen besonderen Ablaß für diejenigen, welche im blutgierigen Taumel den mörderischen Tierkämpfen zusehen.

Sollte es im Vatikan bekannt sein, daß die heidnischen Fürsten Indiens mit Vorliebe Tierkämpfe pflegen? Weiß man daselbst, daß in Java Kämpfe zwischen Büffeln und Tiger üblich sind und mit derselben Leidenschaft das schauende Publikum erfüllen, wie in Spanien? Wenn man dies weiß, so wird das Schweigen des Vatikans um so unverständlicher.

Wir haben früher *) die in Italien noch vorhandenen Reste der Stierhetzen kennen gelernt und erwähnen hier einen Brauch, welcher in fast allen Landstädten des Kirchenstaates unter den Augen des Papstes Jahrhunderte hindurch bestand. Man pflegte einen angebundenen Stier auf dem Markt der allgemeinen Mißhandlung preiszugeben, wobei sich jeder seine Methode wählte. Das arme Tier ward gestochen, geschlagen, geschnitten, geworfen, bis es unter solcher Marter verendete! Dies schauderhafte Volksvergnügen fand alle Jahre einmal statt **). Diesen Rest des Heidentums haben die Päpste in ihrem Staate Jahrhunderte hindurch geduldet. Trotzdem schreien noch heute Pilgerscharen, wenn sie den Pantoffel des heiligen Vaters geküßt haben: Es lebe der Papst-König!

Gemeine Roheit in den Volksbelustigungen bestand zu Neapel bis in die neueste Zeit, ich meine die sogenannnte Petriata (Steinigung), ein Volksvergnügen, welches vielleicht einzig in seiner Art ist, eine Roheit in der durch und durch („eminentemente“)

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

**) Siehe hierüber „Augsburger Allgemeine Zeitung“, 18. Dezember 1864. Beilage. Friedländer, a. a. O., II, 535. Ich berufe mich ferner auf dasjenige, was mir Augenzeugen solcher Barbarei mitgeteilt haben.

katholischen Stadt. Auf der Piazza Carbonara, wo einst die von Petrarca erwähnten Gladiatorenkämpfe stattfanden, pflegte das Volk sich an Festtagen in der Weise zu ergötzen, daß zwei Abteilungen, je zu 100—200 Personen einander eine Schlacht mit Steinwürfen lieferten, wobei schwere, ja tödliche Verwundungen vorkamen. Ein amtliches Dokument nennt diese Kämpfe: „Disfide a colpi di sassi“, ein anderes nennt sie eine „antico abominévole abuso“ (einen uralten verabscheuungswürdigen Mißbrauch). Im letztgenannten Dokument vom 23. August 1781 wird dies rohe Festspiel bei strenger Strafe verboten. Vor einigen Jahren habe ich dasselbe mit eigenen Augen am Meeresstrande gesehen. Jahrhunderte hindurch hat die Roheit dieser Petriata bestanden, eine plebejische Nachahmung der Tourniere und Duelle, welche in Neapel die von Petrarca geschilderten Gladiatorenspiele ersetzten *).

Wenn wir zur Erklärung dieses im Bereich der römischen Kirche gefundenen Heidentums bis auf jene Wendung zurückgehen, welche mit Konstantin eintrat, so steht die Thatsache fest, daß dieser sogenannte erste „christliche“ Kaiser in Hinsicht der Menschenschlächterei der Gladiatorenschauspiele nicht das Geringste änderte, daß die ihm zunächst folgenden „christlichen“ Kaiser jenen Kannibalismus ungestört bestehen ließen und daß derselbe bis ins fünfte Jahrhundert fortbestand, worauf er im Jahre 404, also hundert Jahre nach Konstantin, in Rom, aber keineswegs im ganzen römischen Reiche abgeschafft wurde. Jenes Fortbestehen der Gladiatorenschlächterei gehört zu den traurigsten und seltsamerweise am wenigsten bekannten Thatsachen der Kirchengeschichte und beweist, daß der mit Konstantin eingetretenen äußeren Wendung eine innere Wendung keineswegs entsprach. Konstantin baute Kirchen, versah seinen Helm mit dem Kreuz, gab seinem Heer als Wahrzeichen das Monogramm Christi, verbot einige unsittliche Kulte; seine nächsten Nachfolger, unter ihnen ein Theodosius der Große, schlossen die Tempel, verboten die Opfer, vernichteten Götterstatuen, bereicherten die Kirche, verbrannten die Sibyllinischen

*) Cf. Boccaccio, La Fiametta IV. — Archivio storico III. Vor vier Jahren ward ein Knabe bei solcher Petriata getötet.

Bücher, schützten und befahlen die Annahme kirchlicher Orthodoxie, erklärten Jupiter und die anderen Götter für entthront — ließen aber bis zu Anfang des fünften Jahrhunderts das Mordschauspiel der Fechterspiele bestehen. Keine Verfügung wandte sich gegen das Grauen dieser Mordscenen und selbst aus dem Heerlager der Kirche ertönte kaum ein Wort gegen diesen Greuel — Tertullian hatte jenes Schauspiel im dritten Jahrhundert als die Schule des Teufels bezeichnet, die Kirchenmänner des vierten Jahrhunderts, welche den Triumph der Kirche erlebten, schwiegen, und von keinem römischen Bischof ist es bekannt, daß er seine Stimme gegen den theatralischen Menschenmord hätte laut werden lassen. Die Kirche war mit Lehrstreitigkeiten und hierarchischen Einrichtungen, mit dem Priestercölibat und dem zu organisierenden „himmlischen Heer" der Mönche beschäftigt, dem großen Haufen war das äußere Christentum eine Mode- oder eine Notsache, die rohe Sinnlichkeit des Heidentums mit den daraus entspringenden Gewohnheiten und Sitten zog ungebändigt in die Thore der Kirche ein, vor allen Dingen die uralte Leidenschaft für Schauspiele, auch für die blutigen, das sittliche Urteil der Staatslenker war stumpf, und so geschah es, daß unter dem Beifall von Heiden und Christen der Menschenmord in der Arena ungestört noch fast hundert Jahre fortdauerte.

Konstantin, von seinem Biographen und Zeitgenossen Eusebius als der Freund Gottes bezeichnet*), ließ, wie einer seiner Lobredner bei festlicher Gelegenheit rühmend erwähnte, bei großen Kampfspielen tausende von Kriegsgefangenen in der Arena hinmorden. „Die massenhafte Ermordung der Feinde benutzte er zur Ergötzung des Volkes. Welcher Triumph konnte größer sein**)?" Dieser erste christliche Kaiser war also nicht besser, als z. B. der heidnische Kaiser Claudius, der auf dem Fuciner See zum Vergnügen des Publikums eine Seeschlacht darstellen ließ, bei welcher das Blut von hunderten der Gemordeten das Wasser rot färbte.

---

*) Als solchen betrachtete sich Konstantin selbst. Eine von ihm verfaßte Gebetsformel lautete: „Durch deine Macht bin ich groß, ich fürchte deine Macht." Vgl. Ranke, Weltgeschichte, III, 526—529. Eusebius II, 24.

**) Paneg. VIII, 23. Vgl. Friedländer, a. a. O., II, 339.

Von dem Kaiser Domitian berichtet Suetonius *), daß er dem Kultus der Minerva eifrig ergeben war und jede Verletzung der Ehrfurcht gegen die Göttin strafte. Dies hinderte ihn aber nicht, Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe nachts bei Fackellicht zu geben (Kap. IV) und eine Grausamkeit zu üben, die, um mit Suetonius (Kap. XI) zu reden, „furchtbar groß“ war. Konstantin der Große hatte kein besseres sittliches Urteil als Domitian und wenn wir bedenken, daß der erste „christliche“ Kaiser, der in Christus einen Schutzgott gefunden zu haben meinte, zum Mörder an seinem kriegsgefangenen Schwager, zum Mörder an seinem blühenden Sohn, an seiner Gemahlin Fausta, an mehreren Freunden wurde, so begreifen wir, wie dieser sittlich stumpfe, von christlichen Bischöfen umschmeichelte Despot dazu kam, den Menschenmord der Arena zum Vergnügen des Publikums fortbestehen zu lassen.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts soll ein aus dem Orient nach Rom gekommener Einsiedler sich im Amphitheater zwischen die kämpfenden Gladiatoren gestellt haben, worauf er vom Publikum wegen Störung des Vergnügens zerrissen wurde. Dies Ereignis soll die Ursache gewesen sein, daß die Gladiatorenschauspiele im Jahre 404 abgeschafft wurden. Dabei wissen wir nicht, wie weit dies Verbot wirklich zur Ausführung gelangte. Es wurde damals manches Stück Heidentum von kaiserlichen Verboten getroffen und lebte trotzdem ruhig weiter. So viel steht unzweifelhaft fest, daß in den Amphitheatern das blutige Schauspiel der Tierhetzen bis in das sechste Jahrhundert und an manchen Stellen noch länger fortdauerte. — Dies bezeugt der dem fünften Jahrhundert angehörende Dichter Claudianus, unter dessen Werken sich Lobgedichte auf Stilicho, den Minister des Kaisers Honorius, befinden. Der Genannte besingt in jenen Liedern auch eine von Stilicho gegebene Tierhetze. In der Mitte des fünften Jahrhunderts schrieb der Presbyter Salvianus in Massilia (Marseille) sein damals viel gelesenes Werk de gubernatione Dei, angefüllt mit Sittenschilderungen seiner Zeit. Wichtig ist das sechste Buch dieses Werkes,

*) Domitian Kap. VIII.

**) Siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen.

welches bezeugt, daß die damalige Christenheit nicht über die Frivolität des Heidentums hinausgekommen war. Äußerlich der Kirche einverleibt, hatte die Christenheit nach dem Zeugnis dieses ernstgesinnten Geistlichen die heidnischen Laster bewahrt, die Greuel heidnischer Unzucht dauerten fort, schändliche Schauspiele bildeten, wie zur Heidenzeit, einen Herd für die Pest der Unsittlichkeit und solche Schauspiele blieben, „bei denen die Zuschauer mit dem größten Vergnügen sehen, wie Menschen von Tieren zerrissen und gefressen werden. Für solchen Zweck holt man Tiere herbei, indem man Einöden, Wälder und Gebirge durchstreift *)." Solche Sittenschilderungen werden uns nicht übertrieben erscheinen, wenn wir erwägen, daß der allerchristliche Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert eine Verordnung erließ, worin den Konsuln zur Pflicht gemacht wurde, außer anderen Schauspielen auch Tierhetzen zu geben. Cassiodor (gestorben 575), der Minister des Königs Theodorich des Großen, sah in Rom solche blutigen Schauspiele, die sich also ununterbrochen von der Heidenzeit her erhalten hatten **).

Die wahnsinnige Leidenschaft für Schauspiele, das Erbe des nur äußerlich besiegten Heidentums, sehen wir an einem Beispiel aus der Regierungszeit des bigotten Kaisers Justinian I., den man als den Ludwig XIV. des sechsten Jahrhunderts bezeichnen könnte. In der kaiserlichen Hauptstadt Konstantinopel tobte der durch die Parteien der Rennbahn hervorgerufene Straßenkampf, ein mörderischer Aufruhr, den der „fromme" Kaiser im Blut erstickte, indem er dreißigtausend Personen, Schuldige und Unschuldige, im Cirkus niedermetzeln ließ. Die Zeit dieses Kaisers und seiner nächsten Nachfolger brachte die seit Konstantin ausgestreute Saat zur Reife. Justinian (527—565) hatte durch Gewaltmaßregeln die Kirche in eine Zwangsanstalt verwandelt,

---

*) Eine andere Stelle im sechsten Buch des Salvianus lautet: „Ad ludos curritur, ad insanias volatur, in theatris populus diffunditur, in circis plebs tota bacchatur. Quid potest esse nobis vel abjectius, vel miserius." Das ist ein Klageruf über den sittlichen Jammer damaliger Zeit.

**) Über Justinian und Cassiodor zu vergleichen Friedländer, a. a. O., II, 401.

hatte die kirchliche Orthodoxie*) zur Bedingung für Erlangung von Beamtenstellen im Heere und der Verwaltung gemacht, hatte die Anhänger des alten Götterglaubens für rechtlos erklärt, die heidnischen Lehrer der Philosophie aus Athen vertrieben und die Sophieenkirche in seiner Residenz erbaut, — derselbe orthodoxe Kaiser aber ließ die ebenso kirchlich rechtgläubige als schamlose Tänzerin Theodora von seinem Hofbischof als Kaiserin krönen**) und ergötzte die Bewohner der orthodoxen Stadt Konstantinopel mit blutigen Tierhetzen. — Unter seinen nächsten Nachfolgern erreichte die Verruchtheit des „christlichen" Kaiserhofs in Konstantinopel einen solchen Grad, daß die Sünden und Laster der heidnischen römischen Kaiser nicht nur erreicht, sondern übertroffen wurden.

Um das in der römischen Kirche vorhandene Heidentum zu erklären, dürfen wir nicht vergessen, daß die Wurzeln der heutigen römisch-katholischen Kirche im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert liegen, von denen das milde Urteil des Hieronymus gilt: „Die Kirche ward an Reichtum größer, aber an Tugend ärmer."

*) In einer Verordnung dieses Kaisers heißen die Rechtgläubigen: Sacrosanctis orthodoxae religionis imbuti mysteriis.

**) Der Franzose H. Houssaye versucht in seiner Schrift: Aspasie, Cléopatre, Théodora (Paris 1890) einige Flecken von der letztgenannten hinwegzuwaschen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Stellung des Weibes.

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?"
Jesaias.

In früheren Zeiten herrschte im besser gestellten Bürgerstande Süditaliens die Sitte, einen Heiratsvertrag von einem Notar aufsetzen zu lassen, in welchem sich fast immer die Bestimmung fand, daß der Ehemann verpflichtet sei, seine Ehefrau wenigstens einmal zu einem der berühmtesten Madonnenfeste zu führen. Bis 1760 galt als das Fest der Feste der Piedigrotta-Tag in Neapel, an welchem der damalige, königliche Hof seinen vollen, fürstlichen Glanz entfaltete und in vergoldeten Karossen sich in Prozession zur Madonna die Piedigrotta begab, um derselben Gelübde und Gaben darzubringen. Dies war ein staatlich-religiöser Akt, bei welchem ein großer Teil der Armee in Parade vor der Himmelskönigin aufmarschierte, als wäre sie die Höchstkommandierende des Heeres. Aus allen Teilen des damaligen Reiches strömte man zu diesem Feste, welches der Schaulust reiche Augenweide und der Genußsucht volle Befriedigung bot. An diesem Feste teilzunehmen war der höchste Wunsch namentlich der Frauenwelt, und daher kam es, daß man bei dieser Gelegenheit Frauentrachten aus allen Gegenden Süditaliens erblickte. Im Jahre 1860 hielt die Madonna ihre letzte Glanzparade, und von da an sind Ehekontrakte, wie die obigen, nicht mehr angefertigt worden. Trotzdem hat sich der Brauch erhalten, daß der junge Ehemann seiner Frau die mündliche Zusage

erteilt, sie zum Genuß eines großen Festes zu bringen und dabei hat man gewöhnlich das Fest der Madonna von Monte Vergine im Auge. Wir haben dasselbe bereits im zweiten Teil kennen gelernt*). Das ist die Wonne einer jungen Ehefrau, bei diesem Feste an der Seite ihres Mannes im geschmückten Wagen zu sitzen und mit Stolz dem schauenden Publikum den Anblick der mit Silbergeschirr und bunten Federn beladenen Rosse zu bieten. Unter den Pilgern von Monte Vergine sieht man tausende von jungen Ehefrauen, die meisten dem Mittelstande angehörig und als solche daran erkennbar, daß sie bei dieser Pilgerfahrt keinen Hut, aber oft ein buntes, seidenes Kleid tragen. Überall im Lande zerstreut finden sich berühmte Festorte, wie im Altertum, welche in kleineren und größeren Kreisen namentlich die Frauenwelt anziehen**). Welche Wonne für die Frauen, aus der Eintönigkeit des Alltagslebens in das rauschende und berauschende Festleben sich hinein zu begeben! Für die meisten ist dies die größte Freude des Lebens. Dies gilt auch von den Frauen der niederen Stände, deren Alltagsleben in den ländlichen Distrikten kaum etwas anderes kennt, als Mühe und Sorge, Arbeit und Elend. Die Feste geben den niederen Ständen Gelegenheit, die tägliche Miseria zu vergessen, selbst um den Preis, daß sich die letztere durch den Genuß des Festes vergrößert. In den meisten Fällen geschieht das letztere, weil man zu den alten Schulden neue hinzufügt, um die Kosten der Festfreude zu bezahlen. Die Frau aber will um jeden Preis ihren Festgenuß haben, sie will aus ihrer Inferiorität heraustreten, sie will ihre Person zur Geltung bringen, und dazu bietet das Festleben die ersehnte Gelegenheit.

Antike Überlieferungen werden vorzugsweise von den niederen Ständen des Südlandes festgehalten, dies gilt auch von der Inferiorität des Weibes, welche sich mehr bei den Griechen, als bei den Römern zeigte. Der letztgenannte Umstand hat es

---

*) Siehe Kap. IV: Die große Mutter.

**) In Sicilien ist das ersehnte Pilgerziel junger Ehefrauen das Fest der St. Rosalia in Palermo, oder das Fest der St. Agatha in Catania, oder das Fest der St. Venera in Avola, oder das Fest der Madonna bei Trapani.

veranlaßt, daß in Süditalien, wo einst das Griechentum herrschte, die hellenische Anschauung hinsichtlich der niederen Stellung des Weibes bis auf den heutigen Tag bewahrt blieb.

In Süditalien gilt die Geburt eines Mädchens keineswegs für ein besonders frohes Ereigniß. Wird ein Knabe geboren, so folgen fröhliche Feste, ist's aber ein Mädchen, so bleibt alles still, von Festen ist keine Rede*). „Cent' anni e figli maschi!“ So heißt der bei vielen Gelegenheiten ausgesprochene volkstümliche Glückwunsch. Von den tausenden der Säuglinge, welche jährlich dem Findelhause in Neapel übergeben werden, bleiben die Knaben dort nur kurze Zeit, sie werden nämlich von solchen Familien, die ein Söhnlein verloren haben, adoptiert, nur äußerst selten denkt jemand daran, ein Mägdlein aus dem Findelhause zu holen. Letztere also bleiben daselbst, bis sie herangewachsen sind. Wenn im Fischerquartier St. Lucia ein Knäblein das Licht der Welt erblickt, so bringt dieser neue Weltbürger die gesamte Nachbarschaft in Aufregung, er wird allen Gevatterinnen und Nachbarinnen wie ein Wundertier gezeigt, man reicht ihn von Hand zu Hand, man küßt, drückt, kneift ihn vor lauter Liebe und Bewunderung und kehrt sich dabei nicht an sein Schreien und Zappeln. Ist's aber ein Mädchen, so liegt das Kindlein unbeachtet im Wäschekorb, der als Wiege dient, von Küssen und Bewunderung ist keine Rede. Wird ein Knabe zur Taufe gebracht, so liegt sein Köpflein auf dem rechten Arm seiner Trägerin, bringt man ein Mägdlein dorthin, so liegt das Haupt desselben auf dem linken Arm**).

Fünfzehnhundert Jahre hindurch war die römische Kirche unbeschränkte Beherrscherin und Erzieherin des Volkes, trotzdem kann sie sich nicht rühmen, daß sie die antik-heidnische Anschauung von einer Inferiorität des Weibes in Süditalien ausgerottet hat.

---

*) Dieselbe Anschauung findet sich im heutigen Griechenland. Es ist dort eine Verwünschung, wenn man zu einer Frau sagt, sie möge weibliche Kinder bekommen. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 72.

**) Der Volksdialekt Siciliens nennt den Mann Omu, also vom lateinischen homo, Mensch. Der Mann also ist das Wesen, in welchem der Begriff: „Mensch“ sich verkörpert.

Im „Hippolyt“ des Euripides lesen wir folgende Klage:

„O Zeus, warum zum Schaden aller Männerwelt,
Hast du der Weiber falsch Gezücht ans Licht gebracht?
— — — — — — — —
Jetzt aber, voll Begierde, dieses Ungemach
Ins Haus zu führen, opfern wir des Hauses Wohl.
Wer aber die Verderbenssaat daheim gepflanzt,
Der hängt sein ganzes Herz und seinen schönsten Schmuck,
Und reiche Kleider an dies unheilvolle Bild.
— — — — — — — —
Am besten fährt noch, wenn ein Weib als träges Glied,
Einfältigen Sinns, ein wahres Nichts, zu Hause sitzt.“

Wenn die Hochzeit im antiken Griechenland mit öffentlicher Festlust gefeiert war, begann für die Ehefrau ein zurückgezogenes Leben, und geistig tief unter dem Ehemann stehend, fand sie einen Hauptlebensgenuß in der Teilnahme an den religiösen Festen, während die römische Frauenwelt nach stärkerer Kost lechzte, nach der Aufregung des Zirkus und der Erschütterung im Amphitheater.

Jenes zurückgezogene Leben der hellenischen Ehefrau tritt uns in der Lebensweise der heutigen kalabresischen Frau entgegen. Sie verrichtet die häuslichen Arbeiten, unter welchen das Weben die erste Stelle einnimmt. So war es seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Diese Webearbeit der Frauen findet sich aber nicht nur in Kalabrien, sie wiederholt sich in allen Gegenden Süditaliens und bildet eine auf antiker Tradition beruhende Eigentümlichkeit der Bevölkerung. Die Webearbeit hat vielfach den Zweck, dem eigenen Hauswesen zu dienen. Die dunkelfarbigen Kleider der kalabresischen Frauen, die hellfarbigen Gewänder in anderen Gegenden sind im einfachen Stübchen von der Hausfrau gewebt worden*). Vielfach wird auch für den Verkauf gewebt, so namentlich auf mancher Insel, in den Bergen von Sorrento in Kampanien. Tausende von Frauen niederer Stände sind verurteilt, Tag für

*) Für den Hausbedarf zu weben, war zur Römerzeit allgemeine Sitte bei den Frauen. Friedländer, a. a. O., I, 442. Der Webstuhl war das Symbol des Fleißes. Selbst die Gemahlin des Augustus webte.

Tag, Jahr für Jahr den Dienst zu übernehmen, für welchen die Lasttiere da sind. Es giebt für einen Nordländer im Süden keinen Anblick, an den er sich schwerer gewöhnt, als dieser. Man kann mit Recht behaupten, daß fast jeder zum Bau eines Hauses dienende Stein auf Capri und anderen Inseln auf dem Haupte einer Frau oder eines Mädchens oft im Sonnenbrand vom Meeresufer hinaufgetragen worden ist. In Kampanien, in Apulien, in der Basilicata, in Kalabrien, — überall lasttragende Weiber und Mädchen! Es ist dies ein Anblick, der in jeder fühlenden Menschenbrust Wehmut erwecken muß. In Kalabrien tritt die Inferiorität der Ehefrau in hellenischer Weise aufs klarste hervor. Der kalabresische Bauer nennt seine Frau: fimmina (femina), ein Wort, welches unedler ist, als moglie (mulier). In Kalabrien hat der Mann immer den ersten Platz im Hause. Die Frau zeigt sich nur in dienender Stellung. Sie hilft dem Manne bei der Feldarbeit, wobei eine besondere Schwierigkeit darin besteht, daß die hochgelegenen Wohnorte allemal weit ab vom Ackerfelde liegen. Der Mann reitet beim Gang zur Arbeit auf einem Esel, seine Frau läßt er zu Fuß hintenan gehen. Wenn eine Familie einen neuen Wasserkrug anschafft, so darf eine Frau nie die erste sein, welche denselben an ihre Lippen bringt, und wenn die kalabresischen Hirten für Käsebereitung Stücke von abgetragener Kleidung benutzen, so nehmen sie nie ein Stück von einer weiblichen Kleidung, aus Furcht, daß letztere die Käsebereitung erschweren würde*).

In der Tragödie des Euripides: „Medea" lesen wir die Klage eines Weibes:

„Von allem, was auf Erden denkt und atmet, sind
Wir Frauen doch das unglückseligste Geschöpf.
Mit reicher Gabe müssen wir uns erst den Mann
Erkaufen und als Herrn erkennen." — —

---

*) Cf. Dorsa, a. a. O., pag. 11. Trotz dieser Stellung der Frau wird doch in den Kindern die natürliche Achtung vor der Mutter im ganzen nicht getötet. Ein süditalisches Sprichwort sagt: „Qui ha madre non piange". Wer eine Mutter hat, der weint nicht.

Aus dem Volksleben des Südens schallt uns tausendfältig das Echo dieser Strophen entgegen, wenn wir tiefere Blicke thun in das häusliche Leben der niederen Stände. Vor dem Tribunal in Neapel ward kürzlich ein Prozeß über Gattenmord verhandelt. Eine Ehefrau hatte ihren Mann erdolcht. Die Verhandlungen brachten grausige Dinge ans Tageslicht. Jahre hindurch hatte das unglückliche Weib eine unnennbar grausame Behandlung ihres Mannes erduldet, bis sie, zum Wahnsinn der Verzweiflung getrieben, die entsetzliche That vollbrachte. Schlechte und grausame Behandlung der Ehefrauen ist in dem niederen Ständen ein sehr gewöhnliches Ding und die gemeine Selbstsucht der Ehemänner ladet oft die Last der Familienversorgung, oder den schwersten Teil derselben auf die Frau, die auf solche Weise kein besseres Los hat, als dasjenige einer Sklavin. Plutarch erzählt von Romulus, derselbe habe ein Gesetz gegeben, nach welchem dem Weibe untersagt war, ihren Mann zu verlassen, der Mann dagegen konnte sein Weib verstoßen wegen Vergiftung der Kinder, des Gebrauches falscher Schlüssel oder thatsächlichen Ehebruches. Wenn jemand sein Weib aus anderen Gründen fortschickte, so fiel ein Teil seines Vermögens an dies Weib, ein anderer Teil an die Ceres, auch mußte jeder, der sein Weib entließ, den unterirdischen Göttern opfern*). Hier sehen wir die Anschauung von einer Inferiorität des Weibes klar ausgesprochen. Das Gesetz des heutigen Italiens kennt diese Inferiorität nicht, wohl aber ist sie in der Volksanschauung thatsächlich vorhanden**).

Aristoteles stellte die Frauen zwischen den freien Bürger und den Sklaven, Plato dankte den Göttern dafür, daß er als Mensch und nicht als Tier geboren sei, daß er Grieche und Athener, endlich, daß er Mann und nicht Weib sei.

Von Simonides aus Amorgos, welcher reichlich 600 Jahre v. Chr. lebte, besitzen wir ein Gedicht über die Schöpfung der

---

*) Plutarch, Romulus, S. 22.

**) Im heutigen Griechenland erhält die Braut vor dem Altar einen silbernen Ring, der Bräutigam einen goldenen. Vgl. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen. Dieselbe Sitte ist bei den Albanesen Siciliens. Pitré XV, 66.

Weiberseelen. Letztere läßt der Dichter aus der Erde, dem Meer, sowie aus den Seelen der Hunde, Marder, Esel, Schweine, Füchse stammen, welchen Ursprung die Weiber durch ihr Verhalten bezeugen. Nur die Weiber, deren Seelen den Bienen entstammen, sind gut.

„Die andern Arten alle sind durch bösen Rat
Kronions da und bleiben bei den Männern nun.
Denn aller Übel größtes, welches Zeus erschuf,
Das ist das Weib und ob es auch zu nützen scheint.
— — — — — — — —
Und alle hat in dieses Übels mächtiges Band,
Zeus eingeschnürt, aus welchem nur der Tod befreit."

Diese Anschauung vom geringen Wert des Weibes hat in Süditalien heutzutage in gewissen allbekannten Thatsachen einen Widerhall. An dieser Stelle kann ich, weil ich in deutscher Sprache schreibe, auf solche Dinge nicht eingehen und erwähne deshalb nur das Nachstehende: Wie man in Neapel Menschenhandel treibt, davon ein Beispiel, entnommen dem „Piccolo" 25. August 1889: „Ein berüchtigter Camorrist namens Salv. L. hatte eine Geliebte, welche das Wohlgefallen eines Kuchenbäckers erregte. Um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, nahm letzterer zum Gelde seine Zuflucht. Eine Vermittlerin war bald gefunden, und das Anerbieten ward von Salv. L. acceptiert. Er verkaufte seine Geliebte für eine Monatszahlung und diese Donna hatte nichts dagegen. Längere Zeit wurde regelmäßig gezahlt, als aber der Kuchenbäcker läßig wurde, erschien sein Gläubiger und bedrohte ihn mit dem Dolche, ward aber von der Polizei arretiert. Der Kuchenbäcker ist glücklich!"

Was hat die römische Kirche gethan, um in diesem Lande das Weib sittlich und intellektuell zu heben? Als das weibliche Ideal hat sie das Leben der Nonne aufgestellt. Die zwischen den Klostermauern lebende Jungfrau steht nach Lehre dieser Kirche höher als die Ehefrau, deren Sittlichkeit immer eine niedere bleibt. Die Kirche hat die außerhalb der Klostermauern lebende Frauenwelt in Unwissenheit und Aberglauben gelassen und den Tausenden,

welche im physischen und moralischen Elend dahin leben, den flüchtigen Glanz der Feste gegeben, um das Elend zu vergessen, und ihnen bunt-kostümierte Madonnenpuppen gezeigt, damit sie zu denselben beten. Dabei bleibt das Weib der unteren Klassen*) seinem Aberglauben, seiner Unwissenheit und seinem Elend überlassen. Ich habe Apulien besucht, kenne auch solche Städte, welche abseits von der Heerstraße ligen und muß gestehen, daß ich keine Neigung verspüre, dasjenige zum zweitenmale zu schauen, was meine Augen dort erblickten. Ein mit Fruchtbarkeit reich gesegnetes Land und doch voll Miseria! Nicht weit von Brindisi liegt Latiano, eine verkommene Stadt mit engen Straßen und meist elenden Häusern, die meisten einstöckig, viele nur einen Raum enthaltend, in welchem Menschen und Tiere (Hühner und Schweine) einander den Raum streitig machen. Landarbeiter wohnen dort, die um elenden Lohn Tag für Tag in Hitze und Kälte arbeiten und sich größtenteils von einem Brot nähren, welches aus Bohnenmehl bereitet wird. Viele Frauen beschäftigen sich damit, den Bohnen durch Klopfen mit Steinen gewisse Teile zu nehmen, welche die Bearbeitung des Bohnenmehles erschweren, um aber drei Soldi (etwa zwölf deutsche Pfennige) mit dieser Arbeit zu verdienen, müssen sie einen ganzen Tag arbeiten! Dies ist ein Beispiel von vielen.

Das Elend stumpft ab, und nur so ist es zu erklären, daß es Mütter in Italien giebt, welche die Frage bejahen: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ Anfang März 1890 wurde wieder ein Fall von Kinderhandel entdeckt. Auf dem Bahnhof von Ala, an der Nordgrenze Italiens, inhaftierte die Polizei einen gewissen G. Bastiano, welcher mit fünf Kindern unterwegs war, die er nach eigener Aussage bei Lucca von ihren Eltern gekauft hatte, mit der Absicht, sie nach Hamburg zu schaffen, wo sie Gypsfiguren an den Mann bringen sollten. „Il vero Guelfo“, 15. März 1890 fügte dieser Nachricht hinzu: „Es ist kein Traum, sondern Wirklichkeit, ein schreckliches Geheimnis von Barbarei ward ent-

*) Voll Aberglauben und Unwissenheit sind auch die Frauen der höheren Stände. Siehe unseren ersten Teil, Kap. VIII: Orakel.

hüllt. Kinder werden in Italien von ihren Eltern aus Not und Mangel verkauft *)."

In Mailand wurde kürzlich eine Mutter zu dreijähriger Kerkerhaft verurteilt, weil sie ihre vierjährige Tochter durch eine kontinuierliche barbarische Behandlung ums Leben brachte. Kaum ist dieser Prozeß zu Ende, da kommt, wie Genueser Blätter schreiben, die Nachricht, daß in Genua eine Mutter aus demselben Grunde in Anklagestand versetzt worden ist. Dasselbe schreibt man aus Bologna.

Kürzlich berichtete die Libertà cattolica (26. Sept. 1829) folgendes: Der Kanzler an der Universität von Newyork, Dr. Person, sagte bei einer feierlichen Veranlassung in öffentlicher Rede folgendes: „Ich bin Protestant, aber ich schätze und achte die katholische Kirche als die einzige konservative Macht unserer Zeit und als diejenige, welche zu allen Zeiten und in aller Welt Förderin (promotrice) der Kunst und Zivilisation gewesen ist." Solche Sätze hört und liest man oft, noch öfter werden sie gedankenlos nachgeschrieben und nachgesprochen. Wie sich die römische Kirche zur Zivilisation, oder sagen wir lieber zur sittlichen Hebung verhält, beweisen die Thatsachen, welche unser Kapitel enthüllte **). Im Angesicht der Thatsachen wird jener Satz von der Zivilisationsförderung zu einer hohlen Phrase, oder zu einem Beweis von Unwissenheit in Hinsicht Vergangenheit und Gegenwart der römischen Kirche.

---

*) Siehe über diesen Gegenstand ausführliche Nachricht in unserem zweiten Teil, Kap. XII: Menschenhandel.

**) Man vergleiche Kap. I, IV, X, XI, XIV, XVI. Ferner verweise ich auf den ersten Teil, Kap. V: Camorra; Kap. VIII: Orakel; Kap. X: Der grauenvolle Acker; Kap. XI: Giuoco piccolo. Endlich ist zu vergleichen im zweiten Teil, Kap. XIII: Ablaß; Kap. XII: Menschenhandel.

Achtzehntes Kapitel.

Hochzeitsbräuche.

„Und sie stampfeten fröhlich das Erdreich.“
Homer.

Tiefblauer südlicher Himmel, ein Sternenmeer droben voll schimmernder Pracht, dort das unendliche „heilige“ Meer, kein Lufthauch, kein Rauschen in der hohen Dattelpalme vor mir, im Städtlein Capri zur rechten ein summendes Geräusch, welches bald zum Brausen anschwoll, dem Geräusch langanrollender Wogen des Meeres zu vergleichen, — dann plötzlich ein Zischen und Knattern in der Nähe aufsteigender Raketen, ein Wettstreit unzählbarer Feuerkugeln, — so schaute ich's vom maurisch flachgewölbten Kuppeldach der Herberge des Don Pagano auf Capri, diesem Ithaka Italiens, und erinnerte mich an die Ladung, welche an Alle auf Capri weilenden Sommergäste ergangen war. Es handelte sich um die Hochzeit eines Sohnes des weiland Don Michele Pagano. Bei den Capresen verlangt uralter Brauch, daß man sich kein Weib vom Festlande holt, sondern eine Tochter der Insel heimführt. So geschah es auch bei erwähnter Hochzeit. „Unsere Mädchen sind besser, als die am Vesuv.“ So sagte mir ein alter Marinajo, der mich in leichter Barke um die gezackten Meerklippen Capris herumfuhr.

Hat man von der Piazza des Städtleins Capri aus ein schmales Nebengäßchen betreten, so sieht man das Wahrzeichen der vorhin genannten Herberge, eine hohe Dattelpalme, und steht

alsbald vor dem mit Laub überdachten Eingang des Hauses, wo jeder Deutsche gerne weilt, weil er dort — auf Welschlands Erde — einen deutschen, trauten Erdwinkel findet, wo zu allen Zeiten des Jahres unter den Gästen die deutsche Sprache vorherrscht. Das ist die Herberge, wo V. Scheffel seinen „Trompeter von Säckingen“ dichtete. „Einsam hab' ich auf des Südens Felseneiland dieses Schwarzwaldlied gesungen.“

Don Paganos hochzeitlich geschmückte Herberge war von Gästen angefüllt, unter ihnen alle auf der Insel weilenden Fremden. Man glaubte in Klein-Babylon zu sein, denn man hörte hier Englisch, dort Deutsch, hier Französisch, dort Dänisch, hier Italienisch, dort Spanisch, weil alle Herbergen der Insel die Herbergsväter mit ihren Gästen zur Hochzeit entsendet hatten. Dazu waren die Honoratioren der Insel erschienen. In dieser Klasse muß man den vielgenannten hellenischen Typus der Inselbewohner nicht suchen. Wer einen solchen sehen möchte, muß das Leben und Treiben an der großen und kleinen Marine beobachten oder nach Anacapri und Caprile hinaufsteigen, er muß die Prozession des St. Costanzo im Mai, oder die des St. Antonio im Juni sehen, also bei den Festen jener zwei Schutzpatrone zugegen sein, von denen der erstgenannnte und älteste den unteren Teil der Insel, der zweite den höchsten Teil überwaltet, wobei leider zwischen diesen zwei Schutzherren eine heidnische Eifersucht herrscht. Mit künstlerischem Schmuck war die Herberge Paganos versehen und im Festsaal waren wir geladenen Gäste männiglich versammelt. An der Wand erhub sich ein Baldachin, unter demselben sah man den für die Braut bestimmten Ehrensessel. Rasselnde Raketen meldeten die Ankunft des Brautzuges, donnerndes Beifallsrufen begleitete denselben bis vor die Thür. Die jugendliche Braut, mit dem in Welschland üblichen Kranz von Orangenblüten geschmückt, nahm unter erwähntem Baldachin Platz und thronte als holdlächelnde Fürstin, die Glückwünsche der Hochzeitsgäste in Empfang nehmend. Im festlichen Salon des Bräutigams ging zuerst die Ziviltrauung vor sich, zu welcher sich die Obrigkeit der Inselstadt rechtzeitig eingefunden. Diesem Akte folgte sofort die kirchliche Trauung durch den katholischen Ortspfarrer, zu welchem Zweck ein

blumenprangender Altar im Festgemach angebracht war. Die Benediktion ward über das Ehepaar gesprochen, die geweihten Ringe wurden demselben von dem Zeugen, der sie während der Trauung in ein weißes Tüchlein eingewickelt hielt, übergeben. Der kirchliche Akt war vorüber, die junge Ehefrau nahm zu erneuten Glückwünschen unter ihrem Baldachin Platz, während die Musika lustige Weisen spielte. Zur Verherrlichung des Festes hatte sich das Orchester der Inselhauptstadt eingefunden: zwei Mandolinen, zwei Guitarren, eine Klarinette, eine Violine. Wie Vogelsang am frühen Morgen schmetterten diese drein, und daß man auf Capri nicht nach Noten spielt, ist selbstverständlich.

Eine buntgemischte und zusammengewürfelte Schar war unsere Hochzeitsgesellschaft. Die löbliche Übereinstimmung der Gemüter sollte sich aber glänzend bewähren. Kaum war der kirchliche Trauungsakt vorüber, da hub im Garten ein Donnern und Krachen an, wie Kleingewehr- und Bombenfeuer klang es, Feuergarben sprühten, die Raketen und bengalische Flammen ließen die Feigen und Trauben des Gartens im verschiedensten Farbenschimmer erscheinen. In demselben Farbenlichte schimmerten die reichlich besetzten Tische im Weingarten, und, dank der Einmütigkeit der Hochzeitsgäste, hatten jene nur kurze Zeit unter ihrer Speisenlast zu seufzen. „Aber nachdem die Begierde nach Speise und Trank gestillt war“, folgte man dem Beispiel der homerischen Phäaken im fröhlichen Tanz. — Was Homer von der Art des Tanzes berichtet, kam dem zuschauenden Beobachter lebhaft ins Gedächtnis, als die Tarantella begann. Ob die Alten schon die Tarantella kannten? Anstatt der Antwort betrachte man den im Nationalmuseum zu Neapel befindlichen, in Pompeji gefundenen berühmten Faun. Sein Tanzschritt ist genau der heutige Tarantellaschritt, und wenn Homer von seinen tanzenden Phäaken erzählt, so lesen wir, als sähen wir die heutige Tarantella vor uns: „Und sie stampfeten fröhlich das Erdreich“. Betrachte im Museum das große pompejanische Wandbild vom „trunkenen“ Herkules und seinem Gefolge, dort sieht man das Tympanon der Alten, welches dem heutigen Tambourin entspricht, dessen dumpf-dämonische Klänge die Tarantella begleiten. Zum ersten Male sah ich letztere von

Männern und Frauen der besseren Stände getanzt. Zuerst begann ein Paar etwas zaghaft, der Mut und die Freude an der Leistung wuchs bald zusehends, ein zweites, ein drittes Paar trat in den Kreis der mit Spannung aufmerkenden Zuschauer; war eine der am Tanz beteiligten Pesonen ermüdet, so trat sofort eine andere an die Stelle, gleich in die begonnene Rolle der Abgetretenen eintretend und die Rolle weiterspielend. Voll Grazie waren die Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen, lebhaft das Mienenspiel, leuchtend die Augen, dämonisch rauschte das Tympanon, seltsam waren die Tanzmelodieen der Mandoline und Guitarre, und jauchzender Beifall belohnte die Kunstleistung *). Wer je solchen Charaktertanz gesehen, dem erscheint unser modernes Tanzen schal, inhaltlos, lächerlich. Was freilich der gewöhnliche Italienfahrer unter dem Namen Tarantella zu sehen bekommt, hat mit der wirklichen Tarantella nicht mehr zu schaffen, als die Farbenklexerei eines „Fludribus" mit einer wirklichen Kunstleistung. Auf den Straßen Neapels sieht man in Festzeiten die sogenannte Tarantella, bei welcher stets zwei den niedrigsten Ständen angehörende Weiber oder Mädchen zum Klang des Tambourin einen ähnlichen Hüpfschritt beginnen, dann aber, sowie die Tambourinschlägerin eine eintönige Melodie näselnd zu singen beginnt, als Tanzbeschluß mit den Hüften aufeinander losfahren, aufeinander prallen, wie Bälle zurückprallen, um dann die Kastagnetten einem andern Weiberpaar zu übergeben, welches mit derselben widerlichen Prozedur abschließt.

Als Hochzeitstanz hat man auf Capri die Tarantella, folgt also in dieser Hinsicht der antiken Tradition. Letztere wird, namentlich in den niederen Ständen, auch in anderer Hinsicht beobachtet. Die Rolle, welche bis heute bei Einleitung eines bräutlichen Verhältnisses **) nicht nur auf Capri, sondern in ganz Süd-

---

*) Friedländer, Sittengeschichte Roms, I, 445. Die Kunst des römischen Tanzes bestand vorzugsweise in der rhytmischen Bewegung des Oberkörpers und der Arme. Hierdurch hatten die römischen Frauen eine schöne Haltung und edlen Gang, welcher sehr geschätzt wurde.

**) Die Griechen und Römer hatten keine Bezeichnung für unser deutsches: „Braut". Dasselbe gilt von der italienischen Sprache. Das heutige Wort:

italien, die Mütter der betreffenden übernehmen, ist sicherlich uralt. Die Mutter des Jünglings, der mit Heiratsgedanken umgeht, begiebt sich, angethan mit ihren besten Kleidern, geschmückt an Ohren, Händen und Hals mit ihren besten Goldsachen, zur Mutter der Erkorenen und behandelt mit ihr die wichtige Angelegenheit, bei welcher die Mitgift eine Hauptsache ist. In den meisten Fällen überbringt sie einen Brief ihres Sohnes, den dieser gewöhnlich von einem öffentlichen Briefschreiber hat abfassen lassen. Eine Mutter auf Capri zeigte mir einen solchen, den sie in ein weißes Tuch gewickelt hatte, denn sie war im Begriff, ihn zur Erkorenen ihres Sohnes zu bringen. Der Brief war von einem Schreiber in den blühendsten Ausdrücken abgefaßt, so zärtlich weich, so glühend, daß er das härteste Herz zerschmelzen mußte. Auch war auf dem Kouvert ein Bild angebracht: Amor mit dem Pfeil. Jeder Ort Süditaliens hat wenigstens einen öffentlichen Schreiber, größere Städte besitzen deren mehr, Neapel gegen hundert. Ein großer Teil der von ihnen abgefaßten Schriftstücke besteht aus Liebesbriefen. Wenn nämlich auch ein Jüngling der unteren Stände des Schreibens etwas kundig ist, so getraut er sich doch nicht, seine Liebeserklärung schriftlich abzufassen, denn letztere muß schwungvoll, wortreich und voll poetischer Ausdrücke sein. Er wendet sich also an einen öffentlichen Schreiber und dieser weiß die Sache auswendig. Je glühender und schwungvoller der Brief, desto teurer ist er. Jenes Mütterchen auf Capri sagte mir, daß der Briefbogen und das Kouvert den Preis einer halben Lira hätten und daß der Briefschreiber sich eine Lira habe bezahlen lassen. — Daß die Mütter sich als Vermittlerinnen der Heiraten ihrer Kinder annehmen, mag auch darin seinen Grund haben, daß letztere gewöhnlich sehr jung in den Ehestand zu gelangen trachten *). So ist es in ganz Süditalien und das ist von vornherein die Grundlage des Elends. Eine vielfach unweise Wohlthätigkeit unter-

---

Sposa, bezeichnet nicht nur die Braut, sondern auch die junge Ehefrau. Unser „Brautstand" läßt sich nicht übersetzen.

*) Zur Römerzeit wurden die Mädchen in der Regel zwischen dem dreizehnten und siebzehnten Jahr vermählt. Sehr oft war die Ehe nur Sache der Konvenienz zwischen zwei Familien. Letzteres auch heutzutage.

stützt das frühe Heiraten. Es giebt nämlich eine Menge von Stiftungen, welche alljährlich für junge Mädchen niederer Stände kleine Summen von hundert bis hundertfunfzig Lire verlosen lassen. Ist ein armes Mädchen in den Besitz solcher Summe gelangt, so wird sie bald den liebeglühenden Brief eines geldbedürftigen Jünglings erhalten, wird sich durch denselben geschmeichelt fühlen, wird träumen „von seliger, goldener Zeit" und den Jüngling, der kaum 20 Jahre alt ist, heiraten. Ihr nachfolgendes Leben ist in den meisten Fällen Sorge, Not und Elend. Wie auf Capri, so herrscht überall im Süden die uralte Sitte, daß die Mitgift der Braut öffentlich ausgestellt, der Kritik unterworfen und mit einer gewissen Feierlichkeit in die Wohnung des Bräutigams gebracht wird, welcher in dieser Hinsicht oft nicht mehr zu bieten hat, als ein Stübchen und eine kleine Küche. Oft fehlt auch die letzte und wird ersetzt durch eine einfache Einrichtung, welche die Herstellung des fast täglichen Bohnengerichtes möglich macht. In der Gegend von Monte Cassino, an der Grenze des ehemaligen Kirchenstaates, begegnete ich einem von weißen Ochsen gezogenen Karren, welcher die Mitgift einer Braut überbrachte. An den Seiten der geschmückten Karre hing kupfernes Küchengeschirr. Auf Kupfer legen die niederen Stände den größten Wert, sie verkaufen dies Geschirr nie und vererben es, wie ihre Goldsachen, bringen dasselbe aber oft ins Leihhaus. Auf dem Karren sah ich ein Bett, einige Stühle, einen Tisch mit Marmorplatte, eine Kommode und — verschiedene Hausgötter. Diese thronten hoch oben unter Glasglocken, eine heilige Anna, eine Madonna del Carmine und der heilige Ciro. Schon früher haben wir erwähnt, daß die Hausgötter für die Gründung eines Hausstandes als unbedingt notwendig angesehen werden. Welche Stellung auf Capri und in Campanien in dieser Hinsicht der Bambino einnimmt, wurde gleichfalls schon erwähnt *). An die Hymenäen (Hochzeitsgesänge) der Alten erinnern in Hinsicht ihres Inhalts die Lieder, welche nicht nur auf Capri, sondern im ganzen Süden beim Hochzeitsmahl

---

*) Siehe im zweiten Teil das Kapitel: Hausgötter. Antike Hochzeitsbräuche wurden ebendaselbst erwähnt im Kapitel: Pompeji keine Totenstadt.

gesungen werden. Hymenäos, ein Musensohn, galt im Altertum als das Bild der Hochzeitslust und von den Hochzeitsliedern sind uns einige Reste geblieben*). Gehen wir jetzt zum Festland über.

Vor etwa fünfhundert Jahren war St. Lucia ein elendes Fischerdorf außerhalb der Mauern Neapels, bewohnt von einem Völklein, welches sich in den Ruinen römischer Villenbauten angesiedelt hatte. Heutzutage, nachdem die Mauern fast überall verschwunden sind, bildet dasselbe einen Teil der großen Stadt, von der man nicht genau sagen kann, wo sie anfängt und wo sie aufhört. Die Fischer haben ihr Standquartier an derselben Stelle behalten, wo eine stattliche Felshöhe, mit Häusern bedeckt, am Ufer des Meeres aufragt. Ihr Quartier ist eingeklemmt zwischen den elegantesten neuen Stadtteilen und bildet zu denselben einen seltsamen Kontrast. Haben wir den königlichen Palast und seine Umgebung geschaut, so gelangen wir alsbald ins Reich der Fischer und Barkenführer, wo ein urwüchsiges Leben vor den Häusern, in den engen Straßen, am Meere, sowie auf und in demselben sich entwickelt und die braunen Fischerbuben sich während der Sommermonate wie Frösche und Enten im Wasser tummeln. Wenn wir dies Quartier passiert haben, so kommen wir zu einer Prachtstraße mit neuen Palästen, eleganten Hotels und sehen dort alltäglich die vornehme Welt, welche sich selbst und ihre stattlichen Equipagen spazieren führt. So steckt also St. Lucia in der Mitte zwischen der modernsten Welt und erscheint wie ein uralter knorriger Eichbaum inmitten eines eleganten Parkes voll neuer Anlagen und Südpflanzen. Die Lucianer kümmern sich um die moderne Welt und ihre Kultur ganz und gar nicht, sie haften in starr-orientalischer Weise an uralten Sitten, sie bleiben in ihrer Lebensweise unverändert. Seit einigen Jahrhunderten führt dort ein breiter, erhöhter Fahrweg zwischen dem Meeresufer und den Häusern hindurch, von wo Treppen ans Meer hinuntersteigen, und an dieser Straße hat man den originellen Anblick der sogen. „Meeresfrüchte“,

---

*) Über diese Lieder vgl. Marquardt, Handbuch V.

d. h. Austern, Schnecken, Muscheln, Seeigel, Seespinnen u. s. w., welche dort zum Verkauf ausgeboten werden und sich in hübscher Gruppierung zeigen. Wer dann noch andere Dinge sehen will, der betrachte die Fischerweiber, welche mit der Spindel und der Kindererziehung, mit Obsthandel und Bohnenkochen unter freiem Himmel beschäftigt sind und eben daselbst ihr schwarzes Haar frisieren, d. h. frisieren lassen, welches Geschäft von Volksfriseurinnen besorgt wird, welche dafür jedesmal eine Kupfermünze erhalten.

Dort sehen wir eine Gruppe im eifrigem Gespräch. In der Mitte sitzt auf einem Strohstuhl eine stattliche Fischer-Donna und rührt nicht nur die Spindel, sondern auch den Mund, die Finger, die Hände; um sie herum stehen andere Weiber, einige mit braunen Fischerbüblein auf dem Arm, während dicht dabei eine Mutter sitzt, die ihren Buben in einen Wäschekorb gelegt hat, den sie in unsanfter Bewegung erhält und dabei an der Unterhaltung lebhaften Anteil nimmt. Der Junge im Wäschekorb brüllt fürchterlich, desto heftiger wiegt ihn die Mutter, desto lauter wird das Gespräch. Wir hören, daß das Wort Sposo (Bräutigam) oft wiederkehrt und kommen auf die Vermutung, daß es sich um eine künftige Hochzeit handelt, vermuten gar, daß die stattliche Donna in der Mitte als Schwiegermutter figuriert und daß die Weiber über einen wichtigen Gegenstand, die Mitgift, verhandeln. Im südlichen Italien ist in allen Ständen die Heirat fast immer eine Sache praktischer Vernunft und kühlen Verstandes. Die Lucianer bilden keine Ausnahme und der Bräutigam läßt durch seine Mutter vor allen Dingen nach der Mitgift fragen.

Wer von der obgenannten breiten Fahrstraße aus in die engen, schmutzigen Gassen von St. Lucia hineinschaut, wo man sich von einem Balkon zum andern oft die Hand reichen kann, wo quer über von einem Hause zum andern Wäsche zum Trocknen hängt, der meint, es wohne dort lauter armes Volk. Der Schein trügt. Komm bei einer festlichen Gelegenheit wieder, etwa beim Fest der Madonna, dann sehen wir ein anderes Bild. Da strahlen die Weiber von Goldgeschmeide und bunten Tüchern, da geht jener Bursch, der sonst nie Strümpfe und Schuhe anzieht, mit einer goldenen Uhrkette und gewichsten Stiefeln. In St. Lucia herrscht

vielfach Wohlhabenheit, denn die Leutlein dort sind sparsam, genügsam, fleißig und mancher alte Fischer hat in der Ecke seiner Kommode einen alten Strumpf, der mit Banknoten und Goldmünzen gefüllt ist. Dabei beobachten selbst die Wohlhabenden im Mobiliar große Einfachheit. Die Hauptsache in letzter Hinsicht ist das Bett. Die Bettstelle besteht aus Eisen, versehen mit künstlicher Arbeit, das Bett selbst muß schneeweiß sein und an den Kissen müssen sich farbige Bänder befinden. Stattlich ist auch die Kommode, sie ist stets mit einer Marmorplatte versehen und darauf steht unter einer Glasglocke eine geputzte Madonna, vor welcher die Familie des Abends ihren Rosenkranz betet. An den Wänden zeigen sich Heiligenbilder, z. B. St. Gennaro mit der Bischofsmütze, St. Alfonso mit dem Bischofsstab und andere. Der Lucianer liebt weltliche Bilder nicht, kümmert sich auch nicht um die Größen dieser Welt. Was die Küche betrifft, so würde eine nordische Hausfrau staunen, dort lauter blankes Kupfergeschirr zu erblicken. So aber will es die Sitte, welche das eiserne Geschirr verschmäht. Große Summen werden oft in Goldschmuck angelegt. Auf diese Weise erklärt sich die große Zahl von Goldschmieden, welche in dem ältesten Stadtteil Neapels ein ganzes Quartier mit vielen schmutzigen Straßen besetzen.

Also keine Sorge, die Mitgift ist da, und acht Tage vor der Hochzeit findet die Ausstellung derselben im Hause des Brautvaters statt. Jene nennt man im genannten Fischerquartier: Mostra dei panni, d. h. Schaustellung der Tücher. — Diese Bezeichnung ist bescheiden, und würden wir sehr irren, wenn wir meinten, es handle sich nur um Tücher. An diesen Tage ist die genannte Wohnung wie ein Bienenkorb, man kommt, man geht, denn jeder hat das Recht, einzutreten und die Mitgift in Augenschein zu nehmen, die sich auf Stühlen, Tischen, Betten u. s. w. ausgebreitet zeigt. Gegen Abend aber, — da giebt es ein Schauspiel! Aus der Wohnung heraus tritt ein Zug von Mädchen, Jungfrauen und Weibern, deren jede ein Stück der Ausstattung entweder auf dem Arm, auf der Schulter, oder auf dem Haupte trägt. Eine höchst originelle Prozession, deren Länge sich nach der Zahl der Gegenstände richtet. Da sieht man Kleidungsstücke

aller Art, die wir nicht erst einzeln zu nennen brauchen. Hinter den Weibern schreitet der Bruder oder Freund des Bräutigams und trägt auf dem Arm ein goldenes Geschmeide, meist ein Halsband mit Kreuz, eine Perlenschnur, Ohrgehänge und Ringe, die Gabe des Bräutigams an die Braut*). Dies Geschenk ward einige Tage vorher gekauft, als das Brautpaar, unter Geleit der Mutter, in der Goldmacherstraße war. — Nun aber kommt die Hauptsache. Mehrere Weiber tragen eine gestickte oder gehäkelte, mit allerlei Zierrat versehene Bettdecke, von der Braut eigenhändig angefertigt, und hinter diesem Prachtstück schreitet die Braut selbst, begrüßt vom Jubel der gaffenden Menge. Nun kommen die beiden Mütter, zahlreiche Gevatterinnen und Verwandte, alle mit ihrem Goldschmuck versehen, oft mit uralten Ringen und Ketten, welche einst die Großmutter trug. Hierauf sehen wir den Bräutigam mit seinen Freunden, sowie die glücklichen, stolzen Väter. Der Zug geht langsam vorwärts, an beiden Seiten von der gaffenden Menge angestaunt. Die Menge aber ist nicht ruhig, sie denkt laut und ruft laut, was sie denkt. Da hört man Glückwünsche, Beifallsrufe, aber auch andere Dinge. Die Kritik will zu Worte kommen und scharfe, witzige Bemerkungen bleiben nicht aus. Die Kritik macht sich her über Bräutigam und Braut, über diesen und jenen Gegenstand der Mitgift, sogar über die Frauen und ihren Goldschmuck. Hierauf zu antworten, ist keine Sitte, aber die Ohren hören scharf und gewisse Bemerkungen werden nicht vergessen. Oft entstehen dadurch bittere Feindschaften und letztere machen sich bei Gelegenheit in südlicher Rache Luft.

Der Zug hält bei der Wohnung des Bräutigams; der letztere mit der Brautmutter stellt sich am Eingange auf und beide nehmen von den Trägern die Mitgiftgegenstände in Empfang. So viele Personen die Wohnung faßt, treten ein, Zigarren werden verteilt, die „Damen“ erhalten Liqueur, Rosolio genannt, die Braut aber

*) Solche Gaben schenkt, je nach seinen Mitteln, jeder Bräutigam Süditaliens seiner Braut. Das thaten sogar die hellenischen Götter bei ihren Hochzeiten. Als Dionysos mit der Ariadne Hochzeit hielt, schenkte er derselben eine goldene Krone, deren Glanz man am Himmel zu sehen glaubte. Preller, Griechische Mythologie, I, 560.

darf an diesem Tage das Haus nicht betreten, sie steht vor der Thür, lacht und scherzt mit den Genossen, bis endlich die letzte Scene erfolgt. — Der Brautvater tritt auf, stellt sich in die Thür, alle gruppieren sich in seiner Nähe, der Alte räuspert sich, hustet, räuspert sich nochmals, und nun hebt seine Rede an.

Der Brautvater hat sich auf seine Rede nicht präpariert. Wie sollte er auch, da er nicht lesen und schreiben kann, er spricht also aus dem Stegreif. Eine solche Rede anzuhören, ist ein wahres Vergnügen. Der Alte erzählt einiges aus seinem Leben und zeigt dabei die Schwielen seiner Hand, die nun 40 Jahre hindurch das Ruder geführt und das Netz gezogen. Er erzählt, wie sauer er sein Geld verdient, wie er dasselbe sparsam zusammengehalten und wie er nun imstande ist, seiner Tochter — —! „Signori", ruft er aus, „was seht ihr da?" — Aus seiner Tasche zieht er einen Hundertlire-Schein, noch einen, noch einen. „Signori", ruft er aus, „solche Dingerchen erhält meine Tochter und mehr als diese drei. Ihr wollt wissen, wie viel? O, ihr Dummköpfe, das sollte ich euch sagen? Ich sollte euch gelb machen vor Neid? Fällt mir nicht ein. Aber das will ich sagen, ich habe noch andere Töchter, die Concetta, die Filomena, die Maria, und die drei wollen auch ihre Mitgift. Seht ihr wohl die drei Burschen da hinten? Sie denken, daß sie meine Schwiegersöhne werden sollen?" (Gelächter.) „O, ihr drei Fratzen, da giebt es noch viel bessere Schwiegersöhne." — Nun wendet sich der Alte an die Freunde, Gevattern und Gevatterinnen, dankt ihnen für die Mühe, wird zuletzt sentimental, wenn er von sich und seiner „Alten" redet, dann aber wird die Rede wieder schwungvoll und schließt mit einem Hoch auf das Brautpaar. (Donnernder Applaus.)

Das geschieht also acht Tage vor der Hochzeit. Hat der Alte seine Rede vollendet, so begiebt sich jeder nachhause und in dieser Woche ist es dem zukünftigen Schwiegersohn nicht gestattet, das Haus der Braut zu betreten.

Endlich ist der Hochzeitstag da und schon früh morgens wird die Thür des Brautvaters von Neugierigen belagert. Um 11 Uhr vormittags beginnt der Hochzeitszug, jubelnd von der Menge begrüßt. Voran schreitet die Braut im weißen Gewande,

gänzlich eingehüllt in einen weit niederwallenden Schleier*), bekränzt mit weißen Orangenblüten (den Myrtenkranz kennt der Süden nicht). Als Brautführer fungiert entweder der Schwiegerpapa oder ein älterer Verwandter. Der Arme! Man denke sich einen Lucianer Fischer, oder einen Austernhändler mit weißen Handschuhen, im Rock, mit Halskravatte und einem „Tubo“, d. h. Röhre, will sagen Angströhre, also mit hohem Hut! Steif und würdig schreitet er einher, und die Pflicht der Braut besteht darin, schon unterwegs einige Thränen zu vergießen. Eine Braut ohne Thränen wäre in St. Lucia etwas Ungeheuerliches. Sie weint also, d. h. sie berührt mit dem weißen Schnupftuch bisweilen die Augen und leistet auf diese Weise ihrer Pflicht Genüge. Es folgt ein langer Zug, auch solche schließen sich an, welche nicht geladen sind, und niemals fehlen die Kinder. Letztere lauern auf eine Beute. Aus den Fenstern, aus den Thüren kommen Wurfgeschosse, bestehend in Blumen und in Bonbons, letztere direkt auf Bräutigam und Braut geschleudert. Solche Geschosse sind zwar süß, aber doch recht unangenehm, wenn sie nämlich massenhaft geschleudert werden. Ruhig und würdevoll schreitet man weiter, d. h. so weit es wegen der Straßenbuben möglich ist, die sich wie die Wölfe auf die Beute stürzen und jubelnd sich derselben bemächtigen. Solches Konfektwerfen kommt in Neapel auch bei andern Gelegenheiten vor, z. B. bei Heiligenfesten. Kürzlich sah ich eine Prozession mit der Statue eines Heiligen, wobei letztere beständig mit Blumen und Bonbons beworfen wurde, natürlich zum Gaudium der Straßenjugend. Letztere fürchtete dabei nicht die Polizisten, welche neben der Prozession herschritten und die Buben, wenn sie sich im Knäuel auf die Beute stürzten, mit Stöcken bearbeiteten. (Das nennt man ein religiöses Fest!) Auch bei Kinderleichen werden Bonbons geworfen.

*) Im heutigen Griechenland hat dieser Schleier, wie im Altertum, rote Farbe. — Die Römer nannten den Brautschleier deshalb flammeum. — Nach einer Mitteilung aus Calabrien haben die dortigen Albanesenkolonieen diesen Schleier ebenfalls noch jetzt. — Das Lärmvolle bei den heutigen Hochzeitszügen erinnert an das römische Leben des Altertums, welches auch Freudenfeuer gekannt zu haben scheint. Friedländer, a. a. O., I, 451.

Der Zug begiebt sich in die Kirche, wo die Trauung nur kurze Zeit währt, und von der Kirche zum Hause des jungen Ehemannes. Vor der Thür wird der Festzug mit Musik empfangen, d. h. wenn die Eltern der jungen Eheleute diese Ehre bezahlen. Natürlich läßt man bei solchen Gelegenheit etwas draufgehen, und so findet sich leicht eine wildlärmende Musik beisammen. Je lauter, desto besser. Eine Riesentrommel, eine Pickelflöte, ein Waldhorn, eine Posaune! Die Mauern der Häuser kommen in Gefahr und das Beifallsgeschrei der Menge wird überdröhnt. Im Hause angelangt, setzt sich die junge Ehefrau zwischen Mutter und Ehemann und empfängt die Glückwünsche der Gäste, sowie allerlei Hochzeitsgaben. In seltenen Fällen setzt sich der Hauptteil der Gäste in geschmückte Karossen und fährt unter Schellengeläute aufs Land, wo das Hochzeitsmahl in einem Wirtshause serviert wird*), meistens bleibt man im Hause der jungen Eheleute beieinander. Man schenkt Wein, verteilt Süßigkeiten, man singt, man tanzt, die südliche Lebhaftigkeit steigt schnell, erreicht bald eine schwindelnde Höhe, bis endlich der Lärm und das Chaos zum Gipfel gelangen. Ist man bis dahin gelangt, so giebt der Brautvater das Zeichen und alle Hochzeitsgäste nehmen Abschied. Von der Straße her aber dröhnt die Riesentrommel weiter und prasselndes Feuerwerk erhellt die dunklen Straßen.

Die meisten Liebesverhältnisse werden von den niederen Ständen bei den kirchlichen Festen angeknüpft. Die Ratschläge, welche Ovid einst den römischen Jünglingen und Jungfrauen erteilte, gelten noch jetzt. Viele Liebesverhältnisse erhalten ihre Pflege beim Besuch der Messe. Petrarca sah seine Fiametta in der Kirche St. Lorenzo zu Neapel. Im Altertum war es ebenso.

Was in den Tempeln des Altertums, namentlich bei den Festen der Aphrodite vorging, schildert uns Musäos in seinem dem fünften Jahrhundert nach Christo angehörenden Liede: Hero und Leander. Im Tempel der Aphrodite knüpft sich das Liebesverhältnis zwischen diesen beiden an**). Hero, eine „Devota" der Aphrodite, ist zur

*) Dies nennt die Volkssprache: Mettere la tavola.

**) Ähnliches berichtet M. Felix, Octavian, S. 67 und Tertullian, Apologeticus, Kap. 15.

Feier des Adonisfestes in den Tempel der göttlichen Mutter gekommen und da wird sie von Leander erblickt. Der Jüngling faßt sich ein Herz, schreitet langsam heran, stellt sich der holden Jungfrau gegenüber und seitwärts lauschend entsendet er lockende Blicke, „durch stummredende Winke verstrickend die Seele des Mägdleins“. Im Tempel der Aphrodite beginnt zwischen beiden das Gespräch der seelenbezwingenden Liebe, im Heiligtum dieser „himmlischen Mutter“ wird verabredet, daß Leander den Hellespont durchschwimmen und ein vom Turm der Hero strahlendes Licht ihm dabei als Leitstern dienen soll.

In ganz Süditalien kennt man zur Anknüpfung und Erhaltung von Liebesverhältnissen auch Zaubermittel. Hier haben wir einen Faden, welcher vom heutigen Leben bis ins antike Leben reicht.

Ein Idyll des Theokrit (270 v. Chr.) trägt die Überschrift: Die Zauberin. Es ist ein aus dem Leben gegriffenes Zeit- und Sittenbild, meisterhaft entworfen. Wer süditalische Zustände und Scenen wild erregter Eifersucht gesehen, wähnt, falls er den Verfasser des Idylls nicht kennt, es sei anno 1890 gedichtet worden und die eifersüchtige Simaetha sei eine Neapolitanerin unserer Tage.

Simaetha befindet sich vor Eifersucht in leidenschaftlicher Aufregung, denn schon seit zwölf Tagen hat sich der Geliebte nicht sehen lassen. Dieser Bösewicht! hat Aphrodite ihm den Sinn gewendet? Was soll sie thun, welches Mittel anwenden, um den Treulosen wieder an sich zu fesseln? Es giebt ein Mittel, viele haben schon dasselbe mit Erfolg angewendet, es heißt: Zauber! „Jetzt soll Zaubergesang ihn bewältigen.“ — Kaum gedacht, wird die Sache ins Werk gesetzt. Sie ruft ihrer Sklavin das heftige Wort zu: „Thestylis, auf! Wo hast du den Trank, wo hast du den Lorbeer? daß ich den Mann, der mich peinigt, den Lieben, mit Zauber bezwinge.“

Die Scene spielt in einer mondhellen Nacht in der Nähe des Meeres bei Syrakus, also vor jetzt reichlich 2000 Jahren. Dort ruft die leidenschaftlich aufgeregte Simaetha zur Selene (Mond), sowie zur Hecate. — „Sei mir gegrüßt und führ mich zum Ziele, daß ich den Zauber bereite, nicht weniger wirksam als Circe, oder

Medea und selbst Perimede.“ Nach diesem Gebete beginnt die Hauptsache der Zauberhandlung. Sie nimmt ein kleines Rad und dreht dasselbe schnell herum, um dadurch die Neigung ihres untreuen Geliebten ebenfalls zu wenden. Dabei murmelt sie die im Gedichte neunmal wiederholten Wote: „Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung.“ Während sie das Zauberrad immer aufs neue umschwingt, muß die Sklavin das übrige thun. Zuerst wird Gerste auf Feuer gestreut, darauf werden Lorbeerblätter verbrannt. Wir erfahren den Sinn dieser Handlung. Beim Verbrennen der Gerstenkörner wird gemurmelt: „So streu' ich die Gebeine meines Geliebten.“ Beim Verbrennen des Lorbeer heißt es: „Wie dieser im Feuer laut knisternd emporglüht, wie er schnell aufflammt und keine Asche zurückläßt, so soll auch meinem Geliebten Delphis das Fleisch in der Liebesglut hinschwinden.“

„Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung!“

Dann wird Wachs im Feuer geschmolzen, damit der Geliebte vor Liebe zerschmelze! — Während dieser Zauberarbeit vernehmen beide, Simaetha und ihre Sklavin, in der stillen Nacht fernes Hundegebell, für sie ein Zeichen, daß die Zaubergöttin Hecate ihren Umgang hält und wachsamen Hunden Schrecken einflößt. Die Weiber greifen sofort zur Schellentrommel, deren dumpfer Klang bestimmt ist, die genannte Göttin herbeizurufen.

„Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung.
Schau, wie schweiget das Meer, wie schweigend ruhen die Winde,
Aber es schweiget mir nicht im innersten Herzen der Kummer!“

Das Zauberrad dreht sich aufs neue, und jetzt wird zu Ehren der Hecate Trankopfer ins Feuer gegossen. Wie die Flüssigkeit verschwindet, so soll auch die Liebe des Delphis, welche er treulos einer andern zuwendet, verschwinden, er soll sie vergessen, wie Theseus die Ariadne vergaß. — Hierauf wirft sie eine Pflanze, genannt Roßwut, ins Feuer, damit der geliebte Delphis ebenso dahergeeilt komme, wie die Rosse jene Pflanze begierig aufsuchen. Endlich wird noch ein Zaubermittel angewendet. Sie hat ein

Stücklein vom Mantel des Delphis mitgebracht. Simaetha reißt und zupft dasselbe in kleine Fetzen und wirft sie ins Feuer.

„Wehe! Du grausamer Eros, wie hast du das dunkele Blut mir
All' aus den Adern getrunken, so fest wie Blutigel dich saugend!
Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung,
Morgen zerstoß' ich den Molch und bring' dir den schädlichen Trank dar."

Noch ein Zaubermittel ist übrig, und da Simaetha nichts versäumen will, so schickt sie ihre Sklavin mit einem Zaubersaft zur Wohnung des Delphis. Sie soll mit demselben die Schwelle des Hauses bestreichen, soll darauf spucken und sagen: Ich bestreiche des Delphis Gebeine! — — Kreisel, schwinge dich um und zieh mir den Mann in die Wohnung!

Die Sklavin geht, Simaetha ist allein und plaudert mit dem Mond, dem sie ihre Liebesgeschichte mitteilt. „Höre, wie mir die Liebe gekommen, erhab'ne Selene!" — Sie erzählt, daß sie einst, festlich gekleidet, einer feierlichen Prozession zu Ehren der Artemis, bei welcher man im Zuge auch allerlei Tiere führte, zugeschaut. Da habe sie den schönen, eben aus der Ringschule kommenden Delphis gesehen. Dabei sei sie tief ins Herz von der Liebe getroffen, so tief, daß sie krank geworden und zehn Tage das Bett gehütet habe. Dann habe sie überall Trost gesucht, habe nach Mitteln geforscht, um die Liebe des Delphis zu gewinnen. „Wen sucht' ich nicht auf, wo ging ich vorüber, wenn ich erfuhr, wo ein Mütterchen wohnt, das Beschwörung verstände? Dennoch — nirgend ein Trost! Und es schwand nur die eilende Zeit hin." Endlich habe sie ihrer Sklavin ihr Herzensgeheimnis entdeckt und diese habe alles zu ihrer Zufriedenheit vermittelt. Der geliebte Delphis sei gekommen und habe ihr das Sinnbild seiner Liebe, nämlich Äpfel, gebracht, und so sei sie lange durch seine Liebe beglückt worden. Nun aber habe sich der Geliebte treulos gezeigt, und habe sie durch eine Flötenspielerin erfahren, daß Delphis eine andere liebe und dieser argen Nebenbuhlerin sogar Kränze gebracht habe. „Alles dies hat mir die Freundin erzählt und sie redet die Wahrheit."

Nachdem Simaetha dem göttlichen Mond ihr Liebesleid geklagt und ihre Liebesgeschichte erzählt hat, spricht sie ihr Vertrauen aus

zur Wirkung des Zaubers, den sie soeben ins Werk setzte. Aber — — wenn nun doch der Zauber wirkungslos bliebe? Allerdings hat sie nichts versäumt und die magische Kunst hat sich oft bewährt. Indes, wenn sie diesmal versagte? — Ein finsterer Gedanke steigt in ihr auf, sie spricht ihn aus, schwört bei den Schicksalsgöttinnen, den Parzen, — wenn also der Zauber nicht wirkt, so will sie den Treulosen ermorden!

„Und fährt er noch fort, mich zu kränken,
Soll, bei den Parzen! er bald an die Pforten der Unterwelt klopfen!
Denn in dem Kästchen verwahr ich für ihn ein tötliches Mittel,
Welches ich einst erhielt von einem assyrischen Gastfreund." —

Absichtlich habe ich dies Idyll des Theokrit nach seinem Inhalt ausführlich mitgeteilt, weil es in allen seinen Teilen geeignet ist, uns ein Bild aus der Gegenwart zu bieten*). Wilde Eifersucht plagt in derselben Weise wie verzehrende Glut die Gemüter des Südens, wo das Blut mehr wallt und kocht, als im Norden. Mordgedanken werden leicht in leidenschaftlich erregten Gemütern erzeugt, das Gespräch mit dem Mond kommt noch jetzt vor und Zaubermittel aller Art, vor allen Dingen Liebestränke, sind im Süden Italiens allbekannt und gewöhnlich.

Domitian hatte die Juden aus Rom verjagt und ihnen das Thal der Egeria als Wohnsitz angewiesen. Was sie damals für Geschäfte betrieben, sagt uns die sechste Satire des Juvenal, V. 545. Sie deuteten Träume und verkauften Liebestränke. Seltsam genug haben sie dies bis in die neueste Zeit in Rom gethan, wo ihnen die Päpste bekanntlich 1556 jenes Quartier anwiesen, welches als Ghetto (d. h. Absonderung) bezeichnet wurde und soeben gänzlich verschwunden ist. Pius V. sagte in seiner die Juden betreffenden Bulle von 1569: daß dieselben mit Blendwerk des Satans, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, magischen Künsten und Hexereien verführen**). Süditalien, (am meisten Calabrien und Sicilien)

*) Der Glaube an Liebeszauber war im römischen Reich allgemein und die Zauberinnen dieser Art waren oft auch Kupplerinnen. Friedländer, a. a. O., I, 497. Dies ist jetzt nicht weniger allgemein.

**) Vgl. Gregorovius, Wanderjahre, I, 71.

besitzt Zauberinnen, welche Liebestränke brauen, in Scharen! Die Fattuchiera in Campanien, die Magára in Calabrien, die Striga in Sicilien übt ihr Geschäft, wie andere, die römisch-katholische Kirche, welche ja selbst im Besitze segnender und fluchender Zaubermacht zu sein behauptet, hat jene Zauberinnen unter ihren weiten Mantel genommen, ein Stück Heidentum, welches sich wie ein Gift in die Adern des Volkes hineindrängt. Der heidnische Kaiser Domitian wollte von den Juden-Zauberinnen nichts wissen, im christlichen Süditalien, wo die römische Kirche seit 1500 Jahren das Volk beherrschte, sind Scharen „christlicher“ Weiber, welche Zaubertränke und anderen Liebeszauber verfertigen*).

In Europa giebt es kaum ein Land, welches uralte, zum Teil an das Heidentum erinnernde Bräuche bis auf den heutigen Tag so fest bewahrt hätte, als die so wenig bekannte Insel Sardinien. In ihrer intellektuellen Ausbildung steht die Bevölkerung, welche sich durch ernstes, würdevolles Wesen auszeichnet, weit hinter derjenigen des Festlandes zurück, können doch von je 10 000 Einwohnern 8798 weder lesen noch schreiben, und Straßen mangeln in vielen Distrikten so gut wie gänzlich. Noch immer ist dort die Nationaltracht allgemein, noch immer wird dort die Blutrache geübt, noch immer herrschen aber auch uralte patriarchalische Tugenden, namentlich die Gastfreundschaft. Die Sprache ist so sehr von der des Festlandes verschieden, daß man sich dem Volke durch die italienische kaum verständlich machen kann, und merkwürdig ist die große Zahl von lateinischen Worten, welche sich dort erhalten haben.

Wie sehr das dortige Volk an uralten Bräuchen festhält, beweisen am besten die Hochzeiten, wie sie im wohlhabenden Teile des dortigen Bauernstandes gefeiert werden.

Wenn der Sohn eines solchen Hauses sich mit Heiratsgedanken trägt, so teilt er Vater und Mutter die gehegten Wünsche mit und nennt ihnen diejenige, welche er erkoren hat. Ruhig hören

*) Ich verweise auf den demnächst erscheinenden vierten Teil dieses Werkes und das Kapitel: Hexen und Zauberer.

die Eltern zu, sagen nicht Ja und nicht Nein, sondern berufen einen feierlichen Familienrat, zu welchem sich alle näheren Verwandten, Großväter und Großmütter, Onkel und Tanten einfinden. Hier wird alles genau, Punkt für Punkt, besprochen: das Ansehen, der Ruf, der Besitz, der Reichtum jener Familie, welcher die zukünftige Braut angehört. Ruf und Eigenschaft der letzteren, vor allen Dingen auch die für letztere zu erwartende Mitgift. Ist das Urteil befriedigend ausgefallen, so sorgt man dafür, daß die Familie der Braut diesen günstigen Stand der Sache gelegentlich erfährt. Selbstverständlich wird im Hause der letzteren eine ebensolche Ratsversammlung abgehalten, und war man mit der Bewerbung einverstanden, so gelangt solche Nachricht ebenfalls unter der Hand zur Familie des Bräutigams.

Die einleitenden Schritte sind gethan, jetzt beginnt die wichtige Aktion, man schreitet zur feierlichen Werbung.

„Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt", — vom Hause des Bräutigams her naht sich ein Zug von Reitern und Reiterinnen auf kleinen mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden, welche mit staunenswerter Sicherheit und Schnelligkeit auf den schlechtesten Wegen bergauf und bergab vorwärts kommen. Wir kennen die Reiter und Reiterinnen bereits; an der Spitze erblicken wir den Vater des Bräutigams, dann letzteren selbst und viele von denen, deren Bekanntschaft wir bereits bei erwähnter Ratsversammlung machten. Obgleich die Familie der Braut von dem zu erwartenden Besuch in Kenntnis gesetzt ist, findet jene Reiterschar dennoch die Thür verschlossen. Man klopft und klopft — keine Antwort. Endlich kommt aus dem Innern des Hauses die rauhe Frage: „Wer da?" Die Antwort lautet: „Freunde; mit Ehre und Tugend". Jetzt öffnet sich die Thür, es folgt eine herzliche Begrüßung, die Pferde werden angebunden, die Gäste ins Innere des Hauses geleitet, und es beginnt eine eigentümliche Komödie. Der Bräutigamsvater bringt sein Anliegen vor und erzählt, daß er ein Lamm seiner Herde verloren habe, daß er es lange vergebens gesucht und vermute, daß sich dasselbe in diesem Hause befinde. Der Brautvater bedauert, nichts von der Sache zu wissen, verspricht aber, dem Gaste alle Lämmer zu zeigen, damit er selber nachsehe, ob

unter ihnen das gesuchte sich befinde. — Die Gäste werden in ein Zimmer geführt, wo man rings an der Wand eine größere Anzahl von Frauen und Mädchen erblickt, die dort mit niedergeschlagenen Blicken sitzen. Der Brautvater führt den Bräutigamsvater von einer zur andern und fragt: „Ist dies dein Lämmchen?“ — „Nein, dieses nicht. Ich sehe zwar, daß dies ein vortreffliches Lämmchen ist (es folgen Lobsprüche) aber das gesuchte ist es nicht.“ Endlich gelangt man zur Braut. „Ist es diese?“ „Nun freilich, die ist es!“ — Jetzt läßt der Vater sein Töchterlein aufstehen und der Bräutigam schenkt ihr goldene Ohrringe, schmückt ihre Hand mit goldenem Fingerring und hängt eine goldene Kette um ihren Hals. — Ebenfalls schenkt die Braut dem Bräutigam einen Ring. Jubel, Glückwünsche kommen von allen Seiten, und nun wird Wein und Konfekt gereicht, wobei die Frauen nicht unterlassen, von guten Vorbedeutungen zu reden und Träume zu deuten. Ist dies alles vollendet, dann setzt die Reiterschar sich wieder in die Sättel und in lustigem Trabe geht's heimwärts.

Daß der Vater die Werbung mit dem Gleichnis vom Lämmlein anbringt, ist echt orientalisch, wie denn das sardinische Volk im täglichen Leben sich beständig der Gleichnisse bedient und dadurch einen Beweis liefert, daß diejenigen recht haben mögen, welche dem dortigen Volke einen orientalischen Ursprung beilegen.

Ehe die Hochzeit gefeiert wird, folgt ein wichtiger Tag, an welchem die Mitgift der Braut dem Verlobten derselben übergeben und feierlich in das Haus desselben gebracht wird.

Am Morgen dieses Tages begiebt sich der Bräutigam in das Haus der Brauteltern, wo bereits Verwandte und Freunde sich eingefunden haben, wo man alle Herrlichkeiten der Mitgift bewundert und letztere dem Bräutigam als Eigentum übergeben wird. Darauf beginnt der stattliche Aufzug. Voran zwei Flötenbläser, welche die Doppelflöte blasen, auf Sardinien Lionedda genannt, ein Instrument, welches dem bei den alten Römern üblichen entspricht *). Hierauf folgt eine lange Reihe von festlich ge-

*) Tibiae geminae hieß diese Flöte bei den Römern. Dasselbe Instrument benutzen die Hirten im Sila-Waldgebirge Calabriens.

kleideten Mädchen und Knaben, je zwei und zwei, welche auf dem Haupte die leicht zerbrechlichen Gegenstände der Mitgift tragen: Spiegel, Gemälde, Körbe mit Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w. Andere tragen Körbe mit feinem Gewebe, seidenen Bändern, feiner Wäsche, schönen Kleidern. Endlich folgt die Busenfreundin der Braut, auf ihrem Haupte ein Wasserkrug, in dem sich die schönsten Blumen befinden, welche die Jahreszeit bietet. Dieser Krug hat später einen Ehrenplatz im Hause der Eheleute. Auf die Reihen dieser Mädchen und Knaben folgt zu Pferde der Bräutigam, stattlich geschmückt, und hinter ihm viele seiner Verwandten. Hinter ihnen erblickt man eine Reihe von Karren, die von großen weißen, geschmückten Ochsen gezogen werden. — In einem jener Karren befindet sich Bettzeug, in einem anderen eine Pyramide von Stühlen, in einem dritten die Küchengerätschaften, in einem vierten Schränke, Tische u. s. w. So folgt ein Karren dicht auf den andern. Endlich schauen wir solche, die mit Kornsäcken gefüllt sind, und schließlich einen, der mit einer Mühle beladen ist, wie man sie in Sardinien benutzt, wo Esel dieselben in Bewegung setzen. Alle Karren, alle in ihnen vorhandenen Dinge sind mit Blumen, Myrten und Lorbeerbüschen geschmückt. So gelangt der Zug zum Hause des Bräutigams und dort beginnt ein geschäftiges Leben. Alles wird an seinen Ort gebracht, und die Myrtenguirlanden werden an den Wänden befestigt, wo sie so lange bleiben, bis sie von selber abfallen.

Solche feierliche Überführung der Mitgift ist eine uralte orientalische Sitte. Wir lesen von ihr z. B. im ersten Buch der Makkabäer 9, 39. Aber auch die alten Etrusker, welche das heutige Gebiet von Toskana bewohnten, beobachteten diesen Brauch. Verfasser hat Vasen der Etrusker, in ihren Gräbern gefunden, gesehen, und auf denselben Bilder erblickt, welche solchen Hochzeitszug darstellen.

Endlich kommt der Hochzeitstag. Der Bräutigam mit seiner Verwandtschaft begiebt sich in das Haus der Braut und findet dort eine große Hochzeitsgesellschaft versammelt, unter ihr auch den Pfarrer des Orts. Alsbald setzt sich der Zug in Bewegung und betritt die Kirche, wo die gänzlich mit dem Schleier verhüllte Braut

neben dem Verlobten vor dem Altar kniet und die Trauung vollzogen wird. Ins Haus zurückgekehrt, steht der junge Ehemann im Staatszimmer neben seiner Ehefrau und beide essen vor aller Augen aus einer Schüssel, wobei sie sich abwechselnd desselben Löffels bedienen. Dann setzt sich die Ehefrau auf einen Thronsessel, ihr zur Seite steht ihr Mann, an der anderen Seite weißgekleidete Mädchen, und alle Gäste nähern sich den Thronenden, um ihre Glückwünsche darzubringen. Alsdann bricht die gesamte Gesellschaft auf und in feierlichem Zug, Flötenspieler voran, geht's zum Hause des jungen Ehemanns. Unterwegs herrscht Freude und Jubel, von allen Fenstern an der Straße wirft man Hände voll Korn auf den Weg. Im Hause des Ehemanns setzt man sich zum Hochzeitsmahl, bei welchem uralte Hochzeitslieder gesungen werden; und bis spät in die Nacht herrscht im festlichen Hause eine maßvolle Fröhlichkeit *).

Wenden wir uns jetzt zum heutigen Griechenland, um letzteres mit Süditalien zu vergleichen.

Zwischen den Hochzeitsbräuchen des heutigen Griechenlands und denen in Süditalien zeigt sich vielfache Übereinstimmung. In beiden Ländern wird die Einleitung eines bräutlichen Verhältnisses durch Vermittler besorgt, was im antiken Leben ebenso wie im modernen durch die Thatsache begründet ist, daß die Jungfrauen ein zurückgezogenes Leben führen.

„Die virgo civis, d. h. die zum Volk gehörende Jungfrau war von strenger Sitte und Satzungen umgeben, bis sie als Braut verschleiert wurde **)". Dies gilt im großen Ganzen vom südlichen Leben noch heute.

Ebenso findet sich in Griechenland das Überschütten des Brautpaars mit symbolischen Gegenständen, Reis, Baumwollensamen, Zuckerwerk, Nüssen. Es sind dies die antik-hellenischen Katachys-

---

*) Über Sardinien handelt speziell Bresciani, Costumi dell' isola di Sardegna, II, cap. 6.

**) Hase, Kirchengeschichte, I, 69.

mata (Überschüttungen). Dazu hat sich in Griechenland die römische Sitte erhalten, daß die junge Ehefrau, wenn sie zum erstenmale die Schwelle des Hauses ihres Eheherrn betritt, über dieselbe hinweggehoben wird*). Außer solchen Dingen sind daselbst viele andern Bräuche, die zum Teil sicherlich im Altertum wurzeln. Das gilt von der Bekränzung (Stefánoma) des Brautpaars bei der Trauung**); endlich finden sich dort nach antiker Weise die Hochzeitslieder. Becker erwähnt diese Sitte in seinem Charikles III, 307. Jene Kränze, die man jetzt aus Lilien, Ähren und Weinblättern anfertigt, werden sorgfältig aufbewahrt. Ob die antiken Schwiegermütter bei der Hochzeit handelnd auftraten, ist nicht bekannt, im heutigen Elis herrscht die Sitte, daß die Schwiegermutter beim Heraustreten aus der Kirche ihrem Schwiegersohn eine kräftige Ohrfeige giebt, ein heiterer Brauch, welcher dazu dienen soll, daß der Schwiegersohn sich in Zukunft seiner Schwiegermutter bestens erinnere. Außerdem kennt das heutige Griechenland zahlreiche abergläubische Gebräuche bei der Hochzeit, welche sich teilweise auch im südlichen Italien wiederfinden. Uralt ist der Wahn, daß das Brautpaar bei der Trauung Mittel anwenden muß, um böse Einflüsse zu vermeiden, welche von Zauberern oder Zauberinnen ausgehen. Um solchen Zauber auszuüben, genügt es, daß die Zauberin einige Haare derjenigen Person besitzt, welche sie zu schädigen gedenkt. Mit dem antiken Leben hängt in Griechenland endlich der Brauch zusammen, daß die junge Ehefrau am dritten Tage nach der Hochzeit in feierlichem Zuge zu derjenigen Quelle geführt wird, aus welcher sie in Zukunft das Trinkwasser für den Hausbedarf holen wird. Diese Quelle muß sie begrüßen, Geldstücke hineinwerfen, worauf ein Rundtanz um die Quelle folgt***). — Von Griechenland wandern wir nach Calabrien.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. I: Pompeji, keine Totenstadt.

**) Diese hellenische Sitte ist auch in den albanesischen Kolonieen Siciliens. Pitré, Biblioteca, XV, 66.

***) Über hellenische Hochzeitsbräuche zu vergleichen Tournefort, Voyage du Levant, I, 124sqq. und Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 81ff. Über antike Bräuche Becker in seinem: Charikles und Gallus.

Die Hochzeitsgebräuche zeigen namentlich im südlichen Italien eine große Mannigfaltigkeit, wenn auch gewisse Bestandteile sich an den meisten Stellen wiederholen. Eigentümliche, bald an das römische, bald an das griechische Leben erinnernde Bräuche besitzt Calabrien. An einigen Stellen ist die Bewerbung höchst seltsamer Art. Der werbende Jüngling stellt nachts vor die Hausthür seiner Erkorenen einen mit Bändern geschmückten Holzklotz und sieht am anderen Tage nach, ob die Mutter denselben ins Haus genommen hat. Ist dies geschehen, so erklärt sie dadurch ihre Einwilligung zu der von dem Bewerber beabsichtigten Verehelichung mit ihrer Tochter. Wir bemerken, daß die Mutter vorher weiß, wer den Holzklotz hingestellt hat, den wir als Symbol des Herdfeuers und der Familie zu fassen haben. In Calabrien nämlich ist der Brauch, daß die Familie sich am Weihnachtsabend um den häuslichen Herd versammelt, auf dem der „Ceppo di Natale“ (Weihnachtsholzklotz) brennt, eine Sitte, die an den Brauch unserer heidnischen, germanischen Urväter erinnert. Eine andere calabresische Brautwerbung geschieht in oder vor der Kirche. Bei einem Fest, wenn also viele in der Kirche anwesend sind, tritt der Bewerber auf seine Erkorene zu, nimmt ihr das Tuch ab, welches ihr Haupt bedeckt und schmückt sie mit einem schneeweißen Kopftuch. Dies ist das öffentliche Zeichen, daß sie seine Braut geworden und von da an sagt man von ihr, sie sei „imbiancata“, (mit weißem Tuch versehen, d. h. verlobt). Vielleicht hat der Calabrese Dorsa recht, wenn er meint, daß diese allerdings etwas gewaltsame Werbung an die uralte Sitte des Brautraubes erinnert*), wovon uns die römische Geschichte als Beispiel den Raub der Sabinerinnen bietet. Hieran erinnert ebenfalls ein Brauch in jenen calabresischen Ortschaften, wo zusammen mehr als 50000 Albanesen leben, Eingewanderte zur Zeit der Türkenkriege. Wenn daselbst der Hochzeitszug aus der Kirche vor der Wohnung des jungen Ehemannes angelangt ist, so fordert der Brauch, daß die junge Frau scheinbar gewaltsam in das Haus gebracht wird. Von den Ihrigen umgeben, weigert sich also dieselbe, das Haus zu be=

*) Dorsa, La tradizione, pag. 82.

treten und der Ehemann muß gewaltsam zu ihr durchdringen, um sich ihrer zu bemächtigen und mit scheinbarer Gewalt sie heimzuführen. Jene Albanesen besitzen einen Reichtum von Volksliedern, und eines derselben, welches bei Hochzeiten gesungen wird, vergleicht den Bräutigam mit einem Adler, der von den Bergen niederfliegt, um sich auf eine Schar von Rebhühnern zu stürzen und sich das schönste Huhn zur Beute zu wählen*). — Uralte römische Sitte verlangte, daß bei der Hochzeit das Haar der Braut mit der sogen. hasta caelibaris (Jungfernlanze) gescheitelt wurde. — Dieser Brauch stand im Zusammenhange mit dem Kultus der Juno, welche als Schützerin der Ehe und Ehefrauen mit der Lanze in der Hand dargestellt wurde. Den Brauch jener hasta im Haar der Braut bewahrt man in Calabrien bis auf den heutigen Tag, und wenn dieselbe beim Hochzeitsgang einen breiten hellfarbigen Gürtel mit einer stattlichen Rose, an der linken Seite befestigt, trägt, so ist dies eine Erinnerung an den nodus herculeus (Herkulesknoten) der Alten**). Zu den ältesten bei der römischen Eheschließung zur Anwendung gebrachten Bräuchen gehörte auch, daß Braut und Bräutigam einen aus Spelt-Mehl (far) bereiteten Kuchen miteinander verzehrten; von welcher Handlung die Eheschließung als confarreatio***) bezeichnet wurde. Hieran erinnert an zahlreichen Orten Calabriens ein der Braut geschenkter, dem Herkommen gemäß gebackener Kuchen, der beim Hochzeitsmahl von dem jungen Ehepaar zerschnitten wird, worauf die Ehefrau dem Mann und umgekehrt ein Stück darreicht. In Calabrien, wie überall in Süditalien, herrscht der Brauch, daß der aus der Kirche kommende Hochzeitszug mit Blumen und Korn, bisweilen mit Konfekt beworfen wird. Die Deutung dieses Symbols liegt auf der Hand und bekannt ist, daß die jungen Eheleute in hellenisch-römischer

*) Dorsa, a. a. O., pag. 83.

**) Dorsa, a. a. O., pag. 83. — Ovid Fasti II, 560 erwähnt jenen Hochzeitsbrauch, indem er von dem gebogenen Speer erzählt, welcher das bräutliche Haar ziert.

***) Cf. Plinius, Histor. nat. XVIII, 8. 19. Plutarch, Quaest, Rom. pag. 50. Der Priester des Jupiter in Rom, flamen Dialis genannt, vermählte sich stets durch confarreatio.

Zeit mit demselben Symbol bedacht wurden. Eine römische Braut wurde über die Schwelle gehoben, damit nicht durch Straucheln eine üble Vorbedeutung geschähe. Bis auf den heutigen Tag betrachtet man ein solches Straucheln, welches ängstlich vermieden wird, als mal' augurio *).

Die antik-römische Sitte verlangte, daß der Verlobte seiner zukünftigen Ehefrau bei der Verlobung einen Ring schenkte, welcher als Pfand der Treue angesehen wurde, die Braut dagegen schenkte bei der Verlobung dem Bräutigam keinen Ring. So weit ich in Süditalien meine Nachforschung ausgedent habe, fand ich, daß jener Brauch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nur die höheren Stände zeigen bisweilen eine Abweichung von solcher Sitte.

In Sicilien gab und giebt es noch heute Ehehindernisse höchst eigentümlicher Art. Wichtig sind die Hindernisse des Standes, welche sich nicht nur in den oberen, sondern auch in den unteren Regionen der Gesellschaft fühlbar machen. — Die Fischer heiraten fast immer die Töchter von Fischern, ein Schafhirte dünkt sich höher, als ein Ziegenhirt, und ein Sohn des letzteren hat Mühe, die Tochter des ersteren heimzuführen. Weit wichtiger aber sind die Unterschiede der Religion, und doch gehört die gesamte Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche. Es handelt sich hier um den Kultus der verschiedenen Heiligen und Madonnen, um die Parteien der devoti, welche verschiedenen dieser Gottheiten zugethan sind. Ein eklatantes Beispiel bietet die Stadt Modica im Süden Siciliens, wo die eine Hälfte der Bewohner dem Kultus des St. Pietro eifrig ergeben ist, die andere Hälfte dagegen ebenso eifrig demjenigen des St. Giorgio, wobei der Kultuseifer zur gegenseitigen Feindschaft und Verhöhnung führt, so daß fast nie ein Sangiorgioro (Verehrer des heiligen Georg) eine Sampietrana (Verehrerin des heiligen Petrus) heiratet, denn die beiden Parteien betrachten einander als Angehörige verschiedener Religion.

*) Siehe auch Dorsa, a. a. O., pag. 87.

Ähnliche Parteiungen waren in Sicilien an vielen Orten seit Jahrhunderten und bestehen zum Teil noch heute. In Spaccaforno höhnen die devoti der Annunziata die devoti di Cristo, in Scicli verspotten die Anhänger der Immaculata die Verehrer des St. Bartolomeo *).

Im römischen Leben spielte bei Heiraten und Hochzeiten das weissagende Horoskop eine wichtige Rolle, in Sicilien wird dies durch gewisse Zeichen ersetzt, welche man der Gunst der Heiligen verdankt, unter denen St. Giovanni obenan steht. Sein Festtag, der 24. Juni, ist für heiratslustige Mädchen der große Orakeltag, an dem sie auf die verschiedenste Weise die Zukunft in Hinsicht einer erwünschten Hochzeit und eines guten Ehemannes zu enthüllen trachten**). Der sicilianische Dialekt hat in dieser Beziehung zwei Ausdrücke, die in keinem Wörterbuch verzeichnet stehen: Scutu und fettu. Das erste Wort stammt von ascoltare, zuhören, und bezeichnet das Thun eines Mädchens, welches auf gewisse bedeutungsvolle Zeichen achtet, — das zweite ist eine Korruption von referto und bezeichnet den Orakelwink, welcher durch Gunst des Heiligen gegeben wird. Blumen, Mehl, Blei und andere Dinge werden für jenen Zweck benutzt und außer an St. Giovanni kann man sich auch an St. Antonino, an St. Antonio, an St. Vito, St. Nicola, St. Valentino, St. Agnese, oder an die Madonna wenden***). An solche Heilige richten die nach der Hochzeit verlangenden Mädchen auch solche Gebete, in denen sie um einen guten Ehemann bitten. Um dies Gebet kräftig zu unterstützen, fügen sie ein Fasten zu Ehren des betreffenden Heiligen hinzu. Solche Santi kennt und verehrt ganz Italien, jedoch ist nicht überall einer und derselbe mit solchen Angelegenheiten betraut. In Toscana ist z. B. St. Caterina, die in Sicilien kaum bekannt ist, mit diesem Hochzeitsdepartement belastet und die

*) Weitere Beispiele dieser Art bei Pitré, Biblioteca XV, 10.

**) Cf. Pitré, Biblioteca XV, 3 sqq. Derselbe in: Feste e spettacoli.

***) Juvenal, Satiren X, 289: Schönheit wünschet dem Sohn mit leiserem, Töchtern mit stärkerem Murmeln die Mutter, so oft sie erblickt den Tempel der Venus, stets um die Lieblingswünsche besorgt. — Siehe das zweite Kapitel: Vennari, am Schluß desselben.

römische Kirche thut wohl, daß sie die Arbeit zwischen den Heiligen verteilt, indem sie den einzelnen ihre Distrikte anweist. Da die Mädchen aus dem Volke sehr wohl wissen, daß sie leicht einen Mann bekommen, wenn sie eine Mitgift haben, so flehen sie zu St. Pantaleone um glückliche Lottonummern*). Letzteres ist auch in Neapel allgemein. — Oft werden diesen helfenden Gottheiten Weihegaben von solchen Jungfrauen dargebracht, welche an das Ziel ihrer Wünsche gelangen. Im Altertum war der edle Hippolyt nach seinem martervollen Tode Schutzpatron der Jungfrauen, welche ihm vor der Hochzeit ihr Lockenhaar weihten. In der Tragödie des Euripides: „Hippolyt" sagt Diana zu letzterem:

„Dir aber will ich im trözenischen Gebiet
Die höchsten Ehren geben,
Ihr Lockenhaar wird jede Braut
Dir vor der Hochzeit weihen."

In vielen Kirchen Süditaliens habe ich Haarzöpfe**) gesehen, welche junge Mädchen sich zur Ehre eines Heiligen abgeschnitten hatten, als endlich der ersehnte Tag der Hochzeit kam, nach welchem die Jungfrauen des Südens auch aus dem Grunde Verlangen tragen, weil mit demselben die strenge Aufsicht für sie aufhört

Auch in Sicilien pflegt die Mutter des Jünglings die Vermittlerin***) zu sein, ebenso handelt es sich bei solcher Verhandlung um die Mitgift, die seinerzeit öffentlich ausgestellt wird, nachdem man ein genaues Verzeichnis angefertigt hat, über welchem die

---

*) Siehe unseren ersten Teil, Kap. VIII: Orakel.

**) Persius II, 70 erwähnt, daß die Jungfrauen kurz vor der Hochzeit ihre Puppen denjenigen Gottheiten weihten, welche als Beschützer der Jugend angesehen wurden.

***) Mittelspersonen zur Einleitung einer Heirat waren im römischen Leben gewöhnlich, vgl. Friedländer I, 449. — Es ist bemerkenswert, daß Italien keine Heiratsbureaus besitzt, jene Vermittelungen heutiger Zeit ersetzen dieselben.

drei Buchstaben prangen: G. M. G. (Gesú, Maria, Giuseppe, also die heilige Familie).

Besonders bei der Hochzeit tritt in Sicilien und auf dem Festland die Wichtigkeit heilvoller und unheilvoller Tage hervor, die wir bereits im zweiten Kapitel: „Vennari“ kennen lernten. Alle Stände, die höchsten, wie die niedrigsten, halten den Mai und August für unheilvolle Monate, welche deshalb, wie die Heiratsstatistik beweist, gemieden werden. — Die Überschüttung der aus der Kirche kommenden jungen Vermählten findet sich überall in Sicilien, Konfekt, Korn, Reis, Nüsse bilden das symbolreiche Wurfmaterial, ebenso haben die Hochzeitslieder daselbst den uns schon bekannten antiken Charakter. Andere Sitten, welche sich aber auch auf einem Teil des Festlandes erhalten haben, müssen wir hier mit Stillschweigen übergehen. Einer dieser für uns unfaßbaren Bräuche gab vor fünf Jahren in einem Dörflein der Sorrentiner Halbinsel zu einem Mord Veranlassung und bei der folgenden Gerichtsverhandlung zeigte sich, daß eine gewisse barbarische Sitte im Süden allgemein herrschend ist, so daß die Zeitungen keinen Anstand nahmen, genauen Bericht zu erstatten. Ein solcher wäre in Deutschland unmöglich. Im Angesicht solcher Bräuche fragt man unwillkürlich: Ist hier das Land der Scythen, der Indianer oder anderer ähnlicher Völker? — Wo ist der angebliche zivilisierende Einfluß, dessen die römische Kirche sich rühmt*)?

Für alle jungen Eheleute Siciliens und ganz Süditaliens giebt es ein wichtiges Wort: La prima uscita! (der erste Ausgang). Die junge Ehefrau nämlich weilt nach der Hochzeit eine Woche lang in ihrer Wohnung und dies Los teilt mit ihr der junge Ehemann. Daher kommt es, daß der Volksdialekt Neapels von dem letzteren nicht sagt: Er hat sich verheiratet, sondern: Er hat sich

*) Was im dritten christlichen Jahrhundert möglich war, beweist der Bischof Calixtus in Rom († 223). Er gestattete vornehmen römischen Christinnen, im Konkubinat zu leben, selbst mit Sklaven, und gab diesen durch Gesetz und Sitte des heidnischen Roms gebrandmarkten Verhältnissen den Vorzug vor einer Ehe mit einem Ungläubigen. Die Vermählung mit einem Geringeren hätte solchen Frauen den Verlust ihres senatorischen Standes gebracht. Friedländer I, 494.

„eingeschlossen“ ('nzurrato, die Schriftsprache sagt: inserrato). Während dieser Haftzeit pflegt die junge Ehefrau Besuche zu empfangen, in Sicilien die Hochzeitsgäste, in Campanien aber will die Sitte, daß nur Ehefrauen zu ihr kommen. Letztere erwarten ein trattamento, bestehend in Schokolade, die aber in den meisten Fällen ein Mixtum ist, welches die Bewohner des Olymp niemals als Nektar bezeichnen würden.

Also eine volle Woche hindurch bleibt die junge Ehefrau „eingeschlossen“. Mag die Sonne noch so freundlich strahlen, mag das Leben da draußen noch so lustig wallen und wogen, sie darf das Haus erst nach acht Tagen verlassen. Natürlich freut sie sich auf den Tag, der ihren Kerker öffnet, und rüstet alles auf den ersten Ausgang. Endlich ist der Tag da, vielleicht einer jener wunderbar schönen neapolitanischen Sommertage, ein Tag jener Monate, welche die Griechen als die sicheren Monate bezeichneten. In diesen Monaten pflegen die Frauen Neapels weiße Jacken zu tragen und eine solche hat die junge Ehefrau in Bereitschaft. Die ist schneeweiß und sauber, an allen Rändern mit Spitzen oder Stickereien versehen. Mit dieser angethan geht oder fährt sie mit ihrem jungen Ehemanne in die Campagna, und alle, welche sie sehen, sagen: Ecco! Una donna di prima uscita! d. h. das ist eine Frau des ersten Ausganges.

In Sicilien pflegt in der sogenannten Piana dei Greci auf solche prima uscita eine größere Ausfahrt im nächsten September zu folgen. Das Ziel ist das Heiligtum der St. Rosalia auf dem Monte Pellegrino bei Palermo. Am 4. September jeden Jahres sieht man dort zahlreiche junge Ehepaare, welche von der großen Beschützerin Palermos Eheglück erflehen. Die meisten derselben sind Albanesen (Greci genannt), welche dann vor der berühmten Grotte der Santa knieen und eine Nacht auf der Pellegrinohöhe weilen. Im Jahre 1625 offenbarte St. Rosalia durch eine Erscheinung einem Seifenhändler, daß sich seit 500 Jahren ihre Gebeine in erwähnter Grotte befänden, wo sie bald darauf vom Bischof und den Senatoren der Stadt Palermo „entdeckt“ und als Palladium in die Stadt gebracht wurden. Unter dem Altar der Grottenkirche auf dem Monte Pellegrino sieht man die liegende

Statue der großen Beschützerin Palermos, und in einiger Entfernung von dieser Kirche ragt, weitschauend über Meer und Küste, das Kolossalstandbild derselben.

Im genannten Heiligtum kaufen junge Ehepaare Wunderbilder der großen Santa und bewahren sie daheim als Mittel des Schutzes und des Segens.

Neunzehntes Kapitel.

Kultus der Gehängten.

„Armi di li corpi decullati.“
„Seelen der enthaupteten Körper.“
Sicilianisches Volksgebet.

Wohl kein Land giebt es, in welchem eine so grauenvolle Gottesfeindschaft, ein so satanischer Gotteshaß zutage tritt, als in Italien. Im Jahre 1863 dichtete Giosué Carducci seine Ode an den Satan, und diese ward 1882 auf der Bühne des größten Theaters in Turin gesungen. Sie lautet in Übersetzung: „Nur Satan lebt, er hat die Herrschaft im zitternden Glanz seines schwarzen Auges. Er geht umher und unbesiegt läßt er von Küste zu Küste, wie aus dem Sturmwirbel, seinen Schrei ertönen. Wie Wirbelsturm breitet er seine Flügel, er geht vorüber, er kommt, der erhabene Satanas! Sei gegrüßt, Satan, o Empörung, o rächende Kraft der Vernunft, zu dir steigen heilige Weihrauchwolken, heilige Gelübde. Du hast ihn besiegt, den Jehova der Priester *)!“

Wenn wir den Enthüllungen Leo Taxils in Hinsicht des Freimaurerordens Glauben schenken dürfen, so kann über den Ursprung des Liedes kaum ein Zweifel obwalten. — Mit jenem Gotteshaß verwandt ist ein vielfach sich äußernder Haß gegen die Kirche, welcher den Namen: Giordano Bruno, auf seine Fahne schreibt.

*) Siehe das Original im Anhang.

Brunovereine, Brunokultus und Brunofahnen sind ein Beweis dieses Hasses. Viele verachten eine Kirche, welche als ihr höchstes Ziel Glanz, Triumph und Herrschaft setzt, eine Kirche, deren Fundament keine Prüfung aushält, die nicht den leisesten Versuch einer Reformation duldet.

Was bietet die römische Kirche dem, welcher tiefer denkt, ernster strebt, als der große Haufe? Er sieht in der Kirche eine Welt des Aberglaubens, der sich mit Mystik vermengt, er vernimmt, daß die Kirche Wunder bietet, welche den Kindern imponieren, sowie denen, welche den Kindern gleich stehen; Kultusprunk orientalischer Art wird von der Kirche offeriert, als hätte sie es mit lauter Einfältigen zu thun, eine Überlieferung, die keine Prüfung verträgt, soll ohne weiteres „geglaubt“ werden. Als Rom noch dem Papst unterworfen war, schrieb Gregorovius: „Rom ist eine große Ruine der Zivilisation, durch welche nur Prozessionen von Mönchen und Geistlichen einherziehen und die nur vom dumpfen Klang der Glocken und geistlicher Musik belebt wird. Alles Lebendige scheint von der Kurie, den Kardinälen, den Priestern und Mönchen auszugehen. Das Volk verhält sich nur anschauend. Es handelt nicht, es arbeitet nicht, es betrachtet. Betrachtung ist hier alles, gleichviel ob ihr Gegenstand die römische Ruine sei, oder die Galerie des Vatikan, oder eine Funktion in St. Peter und in der Sixtinischen Kapelle, wo der Papst und die Kardinäle in ruhender Stellung sich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppieren, welches man so betrachtet, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen *).“

Der Papst ließ es früher seine Hauptsorge sein, Rom zu unterhalten.

Zu den Ergötzlichkeiten, welche bis 1870 die Cäsaren im Papstgewande dem populus Romanus gewährten, gehörte auch die berühmte Girandola, welche Jahrhunderte hindurch von der Engelsburg aus die Augen erfreute, später auf den Monte Pincio, den öffentlichen Park Roms verlegt wurde. Dies großartige Feuerwerk mit seiner zauberhaften Wirkung ist vielfach beschrieben wor-

*) Gregorovius, Wanderjahre, Bd. III.

den, am besten von Gregorovius, im ersten Teil seiner Wanderjahre. „Sobald ein Schuß von der Engelsburg das Zeichen giebt, donnern die Kanonenschläge auf dem Pincio, und nachdem einige Raketen aufgestiegen sind, schießt rauschend und sausend, wie eine vulkanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola empor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel aus und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kurzer Zeit verschwindet. Die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest." — So beschreibt Gregorovius die Einleitung zu jener gigantischen, päpstlichen Volksbelustigung. Auf diesen Anfang folgten andere großartige Dinge, Leuchtkugeln, Sternregen, Feuerschlangen, Raketen, Kanonenschläge, Feuerräder, Sprühräder. „Zuweilen sah man feeenhafte Zauberpaläste über dem Pincio schweben, zuweilen glaubte man die ganze Stadt von Flammenglut übergossen zu sehen. Man sah ferner wunderliche Luftballons wie Luftgeister aufsteigen, glänzend erleuchtet, es war ein toller Hexenkarneval in den Lüften. Endlich ein Kanonenschuß und alles vorbei."

Der Kirchenstaat ging zu Grabe, die Welt sah zu, wie man ihn begrub und niemand weinte um ihn. Der Cäsar im Papstgewande legte Trauerkleider an, erklärte sich für den Gefangenen des Vatikan, die päpstliche Girandola hörte auf und die Saat, von den Nachfolgern Petri gesäet, wuchs*). Rom erklärte sich einmütig als Unterthanin des Königs, verzichtete auf die päpstliche Girandola und äußerte seine Gesinnung auch in anderer Weise.

In Rom war es bis 1870 eine streng beobachtete Sitte, daß die Stadtbehörde der Madonna in St. Maria Maggiore als Zeichen der Verehrung (Tributa di devozione) und Dankbarkeit am 5. August jeden Jahres einen kostbaren Becher überreichte. Wie soll man die Thatsache erklären, daß dieser Tribut mit dem

---

*) Vgl. die Schrift des Verfassers: „Leo XIII. und sein Jubiläum" (Leipzig, Grunow).

genannten Jahre aufhörte? Die genannte Stadt wählt bekanntlich die Mitglieder des Stadtrates, sie hat also seit nun zwanzig Jahren solche Räte gewählt, welche einen Tribut jener Art nicht für nötig halten, folglich ist solche Gesinnung auch zwischen den Wählern die allgemeine. Da nun in Rom die Gesinnung sich nicht urplötzlich ändern konnte, so muß diese Stadt schon vor 1870 von Gleichgültigkeit gegen jenen Tribut erfüllt gewesen sein, während man äußerlich das Gebot erfüllte.

Fünfzehnhundert Jahre hindurch hat der Vatikan die Verehrung der Madonna in Rom gefördert, tausend Jahre hindurch und noch länger, wie er sagt, Rom mit Liebesbeweisen überhäuft, — und urplötzlich verweigert Rom der Madonna den Tribut! Anstatt Pius IX. ein Denkmal zu dekretieren, errichtet man ein solches dem Giordano Bruno und liest lächelnd jene unzählbaren vom Vatikan befohlenen, von den Bischöfen verfaßten Proteste gegen jenes Denkmal. — Das war die Frucht der Erziehung, welche der Papst den Römern angedeihen ließ.

Bei diesem Haß gegen Religion und Kirche ist es seltsam zu sehen, in welchem inneren und äußeren Widerspruch sich viele befinden, ein Widerspruch, den man offen zutage treten läßt. Verfasser war erstaunt, als er in dem Pensionat der Benediktiner auf Monte Cassino Söhne von Männern fand, die an der Spitze der antiklerikalen Bewegung stehen. Man gehe zum berühmten, seit zehn Jahren dicht neben dem Amphitheater zu Pompeji entstandenen Heiligtum der „Madonna di Pompeji“ und lasse sich dort das Verzeichnis der Besucher zeigen! — Wiederholt habe ich da eine große Anzahl von Namen gelesen, die in Italien ein jeder kennt, Namen von Männern, von denen man am allerwenigsten erwarten sollte, daß die Madonna sie knieend zu ihren Füßen erblicken würde! — Sie sind gekommen und haben dort gekniet. Männer, welche gestern für den Kultus des Bruno stimmten, fanden es am folgenden Tage für zweckmäßig, sich mit der Himmelskönigin abzufinden. Wie stimmt Giordano Bruno zur Madonna?

Die große Mehrzahl, die Volksmasse Italiens, weiß nichts von Religionshaß, kümmert sich bitter wenig um den „Märtyrer“ im Vatikan, und hat als Hauptinteresse die tägliche Sättigung

und die Schutzheiligen. In der fünfzehnten Satire des Juvenal (V. 33 ff.) findet sich eine merkwürdige Stelle, die so sehr auf die Gegenwart paßt, daß man meinen könnte, Juvenal sei unser Zeitgenosse. Er sagt:

„Alter beständiger Groll, unsterblicher Haß und ein nimmer
Heilbar werdender Riß glüht jetzt noch zwischen den Nachbarn
Ombi und Tentyra fort, in den beiden Völkern entspann sich
Dadurch die äußerste Wut, daß der Nachbarn Götter sie hassen,
Da man an jedem Orte als Gottheit gelten nur die läßt,
Welche man selber verehrt.“ — — —
(Juvenal Sat. XV, 33 ff.)

So ist es heutzutage: Man läßt für jeden Ort nur diejenigen als Gottheiten gelten, welche man selbst verehrt. Beispiele von Haß zwischen Nachbarorten haben wir früher erwähnt.

Auf Sicilien beschränkt sich ein Kultus, der, so weit unsere Kunde reicht, in der gesamten römischen Kirche seinesgleichen nicht hat. Es handelt sich um Gottheiten niederen Grades, von denen wir im antiken Leben keine Spur finden. Sie heißen im Volksdialekt: Armi di li corpi decullati (Anime dei corpi decollati, Seelen der Hingerichteten).

Bei Palermo am Ufer des Oreto, unweit der Admiralsbrücke (Ponte dell' Ammiraglio), liegt zwischen Zypressen und Oleander eine jenem Kultus geweihte Kirche, vor welcher im vorigen Jahrhundert ein Haufe von Schädeln hingerichteter Verbrecher zu sehen war*). Neben der Kirche ist ein Friedhof, auf dem die Leichname der auf dem Schafott gestorbenen Verbrecher bestattet wurden. In jener Kirche hängen hunderte von Votivbildern, welche die von jenen Seelen der Gerichteten bewirkten Wunder darstellen. Diese Thatsache beweist, daß das Volk dieselben ebenso als Schutzgeister betrachtet, wie anderswo die Santi und Madonnen**). Diese Bilder beweisen ferner, daß man jene Anime dei decollati vorzugsweise als Beschützer der Reisenden ansieht. Einst waren jene vielleicht Räuber und Banditen, haben manchen beraubt und

*) Pitré, a. a. O., XVII, 10.

**) Über Votivbilder und Weihegaben siehe den vierten und letzten Teil.

ermordet, jetzt aber stehen sie den Angegriffenen bei, wenn letztere sie anrufen. Beim Volk herrscht die Vorstellung, daß diese „Anime" umherschweifen und schnell mit der Hilfe zur Hand sind. Dr. Pitré, hochgeschätzter Arzt in Palermo, sah in einer Kirche zu Mezzo Morreale ein großes Gemälde, welches solche Rettungsscene darstellt. Er beschreibt dasselbe also: „Ein von Räubern angegriffener Wanderer rief die Anime dei decollati an und sofort, wie man auf jenem Bilde sah, kamen sie in Gestalt von Skeletten aus ihren Gräbern zur Hilfe. Als nun die bewaffneten Räuber sich zur Wehr setzten, bedienten sich, wie jenes Bild zeigt, die „Anime" ihrer Knochen, nahmen ihre Rippen und Beinknochen in die Hand und hieben auf die Räuber ein, welche schließlich in die Flucht geschlagen wurden *)." — Bilder für den häuslichen Kultus werden in Sicilien zahlreich, ebenso billig als schlecht fabriziert, und kürzlich kam ich durch Vermittelung eines Freundes in Besitz eines solchen. Es stellt diese schützenden Anime als Gehängte dar! — Ist die Beschützung der Reisenden eine Spezialität dieser Schutzgenien, so geht doch das Gebiet ihrer Leistungen, wie die Votivbilder in der erwähnten Kirche beweisen, viel weiter. Sie schützen in allen möglichen Gefahren, sei es zu Lande, sei es auf dem Meer, auch helfen sie den Kranken und Verwundeten, stehen also auf einer Linie mit den Santi, deren Stellung in der gottheitlichen Rangordnung wir früher kennen lernten **).

Wenn heutzutage die „Märtyrer" von Otranto, d. h. die im Jahre 1480 daselbst von den Türken Ermordeten, an vielen Stellen ihren Spezialkultus haben, so wird dies einigermaßen verständlich, weil wir als Parallele die Thatsache anführen können, daß die Griechen über dem Grabe der in Thermopylä von den Persern Erschlagenen einen Altar bauten; wie aber sollen wir den Kultus der Räuber und Mörder erklären?

Derselbe hat in Palermo, wo seinerzeit die meisten Galgen und Schafotte standen, seine Hauptstätte, ist aber keineswegs auf

---

*) Pitré, Biblioteca, XVII, 13

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. VI: Zusätze.

diese Stadt beschränkt, vielmehr finden wir ihn in Sicilien überall dort, wo Hinrichtungen stattfanden, wenn auch die Anime dei corpi decollati nicht überall eigene Kirchen haben und sich mit Seitenaltären in den Kirchen der Santi begnügen müssen. Viele Kapuzinerkirchen Siciliens besitzen einen solchen Altar, anderswo, z. B. in Messina, Noto, Sambaco 2c. findet sich derselbe in anderen Kirchen. In Paceco bei Trapani hat ein Mörder einen Spezialkultus, über welchen Pitré folgendes berichtet: „Hier hat einen Kultus der Bauer F. Frusteri, welcher am 5. November 1817 hingerichtet wurde, weil er seine Mutter ermordet hatte, als er seine Frau gegen letztere schützen wollte. Oft macht man zu Ehren dieses Gerichteten eine weite Reise. Frusteri steht im Geruch der Heiligkeit und ich habe in Trapani, in Paceco, in Isola grande und anderswo gehört, er habe außerordentliche Wunder gethan. Eine Volkslegende in Versen verherrlicht seinen Tod und seine Wunder (prodigi). Vor seinem Grabe und der Kirche St. Francesco di Paola brennt Tag und Nacht eine Lampe*). Als Parallele berichtet Pitré auf derselben Seite von einem am 27. März 1702 in Palermo hingerichteten Priester namens Cappellari. „Weil er sich sehr gelassen (rassegnatissimo) zeigte, hatte das Volk Mitleid mit ihm und als sein Leichnam, an einen Pfahl gebunden, öffentlich ausgestellt wurde, kamen Weiber und küßten seine Hand, viele nahmen von der Erde unter seinen Füßen und sagten, mit derselben hätten sie Wunderwerke ausgerichtet.“ —

Die Verehrung der anime dei Decollati wurzelt im römischen Kultus der Divi Manes. Die Seelen der Verstorbenen dachte man sich als durch den Tod und die Bestattungsweihe konsekriert und zu einer Art Apotheose gelangt. Sie waren die Manes d. h. die Holden, zugleich Divi, vergöttlicht, und als solche befähigt, eine Schutzmacht für die Lebenden zu sein.**). Deshalb ward ihnen auch, namentlich im Februar, Kultusehre zuteil,

„Ehre auch zollt man den Gräbern und bringt auf erhöhetem Holzstoß
Dar, für die Geister, um Huld flehend, ein kleines Geschenk.“
Ovid Fasti II, 533.

*) Pitré, Biblioteca, XVII, 9.

**) Vgl. unseren ersten Teil, das Kapitel: „Auch ein Heiliger“.

Zahlreiche Grabinschriften bezeugen dasselbe. Als man einst bei langem Krieg diese Kultusehre versäumt hatte, wurden die Manen zornig, —

— — — „es fliegen empor aus den Grüften
Heißt es, die Ahnen und schwer ächzt' es im Schweigen der Nacht."

Die Römer fühlten sich infolge dessen veranlaßt, den Manen die entzogene Ehre wieder zuteil werden zu lassen. Ebenso ist der Kultus jener „Anime" mit dem Kultus der römischen Laren verwandt, denn letztere waren ebenfalls abgeschiedene Seelen, welche nicht nur das Hauswesen, sondern auch Weg und Acker schützend überwalteten*). Von der „Religio larium" sagt Cicero, daß sie den Laren ländliche Heiligtümer in Hainen schuf**) und an diesen Brauch erinnert die mit Baumpflanzung umgebene erwähnte Kirche dei Decollati bei Palermo. „Schirmer und Schützer" nennt Ovid die Laren, die an den Wegen ihre Kapellen und in denselben ihren Kultus hatten. Die Laren verscheuchten Diebe, wachten in der Dunkelheit***), immer gegenwärtig zum Schutz, immer zum Helfen bereit. Auch Augustus trat nach seiner Apotheose in die Reihe dieser Schutzgötter. Im Mai und August hatten diese Laren der Wege (Lares viales) ihr Fest und dabei wurden die Kapellen mit Blumen geschmückt†).

Wie aber kommen die Geister von Räubern und Mördern dazu, als Holde verehrt zu werden? Warum gelten sie nicht als böse Geister? Unter dem Namen Larvae und Lemures wurden solche von den Römern gefürchtet und als schädliche Gespenster (umbrae vagantes) betrachtet. Uralte Gebräuche wurden zur Römerzeit beobachtet, um sich gegen solche Geister zu schützen,

„Wenn um die Mitte der Nacht die Entschlummerten Schweigen umschwebet,
Still sich der Vögel Geschlecht birgt und verstummet der Hund,
Dann steht auf, wer alten Gebrauchs fromm denkt." — —
Fasti V, 429.

---

*) Zu vergleichen unser zweiter Teil, Kap. III: Schutzengel und Genius; sowie Kap. IX: Hausgötter.

**) Cic. de legibus II, 8.

***) Ovid Fasti V, 140

†) Sueton, Octavian pag. 31.

Sicilien besitzt heutzutage eine Menge solcher „Larvae“ und ein Volkslied sagt: Quant' armiceddi in aria girianu lu munnu!*) (Wie viele arme Seelen durchschweifen die Welt). Zunächst sind es Geister böser Menschen, welche zur Strafe umherirren müssen, „schlüpfrige“ Geister, wie Ovid sagt, blutige Schatten. — Priester, welche eine Summe für eine Anzahl Messen erhielten, aber diese Messen nicht zelebriert haben, müssen als Geister dies nachholen. In alten verfallenen Kirchen erscheinen sie und verrichten dies Werk beim Lichte schwarzer Kerzen. Wer einen Armen beraubt hat und nicht vor seinem Ende das geraubte Gut zurückgab, wird ebenfalls zu einem irrenden Schatten. Zu diesen heutigen Larvae Siciliens gehören auch allbekannte Personen. Da ist zuerst Simon Magus, diese Gestalt der ältesten kirchlichen Legende, welche im zweiten Jahrhundert jenen Zauberer zum Helden eines judenchristlichen Romanes machte, in welchem erzählt wurde, wie Petrus den Simon besiegte**). Am Petrusfeste glauben viele auf Sicilien diesen Zauberer zwischen Wolken zu sehen und schlagen dann das Kreuz. Auch die Seele des Judas schweift ruhelos umher, ist aber verurteilt, jedesmal bei einer Tamarinde Halt zu machen, denn an einem solchen Baum hat er sich erhängt, wie man in Sicilien sagt. In Süditalien, speziell in Neapel, wird noch jetzt vom Volke vielfach behauptet, daß Herodias, die Mörderin Johannes des Täufers, mit ihrer Tochter umherschweift und sich am Fest des letzten bisweilen am Himmel zeigt. — Zu diesen christianisierten Larvae gehören nach sicilianischem Glauben vor allen Dingen die Seelen der Ermordeten***), welche sich vorzugsweise am Ort des Mordes aufhalten und zwar so lange, als den betreffenden ursprünglich zu leben bestimmt war. Alle solche Larvae bezeichnet der Sicilianer als Fantasimi, — oft auch als Spirdi (spiriti) und armi cunnanati (verurteilte Seelen), und von dieser Art giebt es in allen Gegenden Siciliens Spezialitäten †). Auch im heutigen Kalabrien fehlen sie nicht und heißen

*) Cf. Pitré XVII, 27. Ebenso: Salomone-Marino, Leggende.
**) Vgl. Hase, Kirchengeschichte I, 156 ff.
***) Pitré, a. a. O., XVII, 27 sqq.
†) Cf. Pitré XVII, 37 sqq., wo sie aufgeführt werden.

dort mal' umbre, böse Schatten. Auch hier gehören zu denselben die Seelen der Ermordeten, welche ohne Sakrament verschieden sind. Sie schweifen an ihren Gräbern umher, beunruhigen die Vorübergehenden und lassen im Wind ihre Klagestimme hören. Man nennt solchen Wind im Dialekt: vientu di sangue, Blutwind *).

Zur Klasse dieser christianisierten Larvae gehören, wie wir sahen, keineswegs jene Animе dei Decollati, letztere sind vielmehr gute Geister, welche ihren geregelten Kultus haben und wie die Heiligen Altäre und Kirchen besitzen. In ganz Sicilien wählt man den Montag, wenn man den Genannten Kultusehre erweisen will. Dies erinnert daran, daß man den Laren bei Neumond opferte. In der 23. Ode des dritten Buches beschreibt Horaz ein jenen „kleinen Göttern“ dargebrachtes Opfer und sagt, dies geschehe bei Neumond (nascente luna). Montags ist das Heiligtum der Decollati bei Palermo stets zahlreich besucht, die Pilger kommen oft aus weiter Ferne und entledigen sich in der Nähe desselben oft der Fußbekleidung, um barfuß in der Kirche zu erscheinen **). Sie beten dann den Rosenkranz und darauf ihr besonderes Gebet in jener Kirche vor dem Altar St. Johannes des Täufers, welcher als Patronus der Hingerichteten gilt. Pitré verzeichnet zahlreiche Gebete, von denen eines (im Dialekt) also lautet:

„Armuzzi di li corpi decullati
Chi 'n terra siti nati
'N purgatoriu vi stati,
'N paradisu siti aspittati,
Prigati l' Eternu Patri
Pi li mei nicissitati
Prigati lu Signi
Chi li nimici mi vennu 'n favuri ***).“

*) Dorsa, a. a. O., pag. 96.

**) Pitré XVII, 15 sqq.

***) Hohe Seelen der enthaupteten Körper, die ihr auf Erden geboren seid, die ihr euch im Fegfeuer befindet und im Paradiese erwartet werdet, bittet den ewigen Vater für meine Bedürfnisse, bittet den Herrn, daß die Feinde sich mit mir aussöhnen.

Nach solchem Gebete begiebt sich der Beter oder die Beterin in eine Kapelle daneben und legt das Ohr daselbst an einen Stein, um zu erfahren, ob das Gebet Erhörung gefunden hat. Vernimmt man dabei ein Geräusch, so wird dies als ein günstiges Zeichen betrachtet. Es herrscht nämlich die Meinung, daß unter diesem Stein eine große Anzahl von Seelen der Gehängten oder Enthaupteten wohnt. Dieser Glaube erinnert uns auf neue an die Divi Manes der Römer, dies verklärte Volk der Geister, welches die stille Erdtiefe bewohnte. Jenes Horchen auf den Gräbern haben wir schon früher angeführt, nämlich in unserm ersten Teil im Kap. von den Orakeln.

Wer nicht imstande ist, eine Pilgerreise zu machen, der kann den Anime dei Decollati in seiner Wohnung die Kultusehre zuteil werden lassen. Dies geschieht in der Nacht, indem man vor solchem Heiligenbilde, welches einen Gehängten darstellt, die erforderliche Lampe anzündet und den Rosenkranz betet. Über diesen Kultus sagt Pitré, Seite 17: „Es ist Nacht, Stille rings umher, der günstige Augenblick, um mit dem Rosenkranz zu beginnen. Der Betende öffnet das Fenster, kniet nieder, sagt das Gloria Patri, das Paternoster, das Ave Maria u. s. w. und nennt dann laut und deutlich die Bitte, welche die Gehängten ihm erfüllen sollen. Dabei kann der Betende auch eine kleine Drohung einfließen lassen. Solches Gebet lautet: „Hohe Seelen der Enthaupteten, drei Gehängte, drei Geköpfte, drei Ertränkte, ihr alle neun miteinander geht zum ewigen Vater und erzählt ihm meine Not. Wenn ihr meine Bitte nicht erfüllt, so bete ich auch die Rosenkranz-Andacht nicht". — Während dieses Gebetes horcht der Betreffende, ob er lu leccu (Echo) vernimmt, ob also die erbetene Gnade bewilligt worden ist. Das Echo enthält bald günstige, bald ungünstige Antwort. Gute Zeichen sind der Hahnenschrei, das Hundegebell, der Ton einer Guitarre, eine Glocke, ein Gesang, das Klopfen an die Thür, das schnelle Vorbeifahren eines Wagens. Ungünstige Zeichen sind das Miauen einer Katze, das Geschrei eines Esels, das Geräusch von Wasser, welches auf die Straße fällt. Die beste Zeit für solche Kultusandacht ist der Sommer, weil man dann am besten solche Zeichen vernehmen kann".

Diese soeben geschilderte nächtliche Scene erinnert uns an die Hekate, durch deren Kultus der Geisterspuk im Altertum religiös sanktioniert wurde. Keine Zeit hat sich so sehr den Gespenstern des Grabes und dem damit verbundenen Aberglauben zugewendet, als die spätere Kaiserzeit. Hekate hatte den Manen zu gebieten, die man beschwören zu können meinte, wie Statius in seiner Thebais IV, 411 ff. schildert.

— — — — — „nicht durch der
Sterne harmonischen Lauf und die Weihrauchwirbel des Altars
Giebt der Wille der Götter so deutlich sich kund, als durch Manen,
Die man dem harten Orkus entlockt." — —

Wie sollen wir es erklären, daß die Gehängten zu den „Holden" gehören und als solche einen Kultus haben?

Zur Beantwortung dieser Frage bemerken wir zunächst, daß nicht alle Gehängten als Schutzgötter angesehen werden. In der Gegend des Monte St. Giugliano am Nordrand Siciliens haust ein irrender Geist, dem das Volk Birritta russa, Rotmütze, nennt, es ist der Geist eines spanischen Soldaten, der zum Hängetode verurteilt wurde und ohne Reue starb*). Um als Gehängter einer der „Holden" zu werden, ist die Reue eine unerläßliche Bedingung. Selbstverständlich muß man allgemein davon überzeugt sein, daß der arme Sünder bereut hat, und dazu ist die Erklärung eines Zuverlässigen notwendig, als welchen das Volk den Geistlichen betrachtet. Seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ward es in Sicilien Sitte, daß ein Geistlicher den Verurteilten seelsorgerisch besuchte und auf dem letzten Gang begleitete, von da an also konnte die Reumütigkeit des Gehängten bezeugt werden und von da an begann auch der Kultus der Gehängten, von welchem Sicilien vorher nichts wußte.

Zu den Dingen unseres Kapitels, welche dem Leser sicherlich unglaublich erscheinen, gehört die Thatsache, daß die verurteilten Verbrecher Siciliens bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ohne geistliche Pflege blieben und wie Tiere zur Schlachtbank geführt wurden. Für diese unerhörte Thatsache führt Pitré

*) Pitré pag. 37.

(Seite 7) als Zeugen fünf Chronisten an, welche aussagen, daß früher Verbrecher nach geschehener Verurteilung von allen verlassen wurden, weil man meinte, daß die Geister der Gehängten als böse Dämonen denen Schaden thäten und diejenigen Priester beunruhigten, welche den Verurteilten beistanden. Die Priester wagten daher nicht, sich der armen Sünder anzunehmen*). Also erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Verurteilten Siciliens geistlichen Beistand und erst damals verbreitete sich dorthin von Neapel aus das Institut der Bianchi (die Weißgekleideten), welche ebenfalls der Verurteilten sich annahmen und auch für die Nachbleibenden sorgten.

Als nun die Kirche vom genannten Zeitpunkt an sich um die Verurteilten bekümmerte, that sie dies in dem ihr eigentümlichen Sinn und Geiste und ließ ihren Vorteil dabei nicht aus dem Auge. „Büßungen erfreuen die Götter“. So lehrte schon das Heidentum**), so lehrt auch die römische Kirche. Ovid läßt eine Gottheit sagen:

„Oft, wenn jemand zum Groll aufreizte die Götter durch Fehltritt,
Tilgt ein geopfertes Tier schmeichelnd den Fehler hinweg,
Oft schon hab ich gesehn, wie Jupiter, eben den Blitzstrahl
Zückend, sobald Weihrauch dampfte, gezügelt die Hand.“
Fasti V, 297.

Die römische Kirche erklärte dem Verbrecher gegenüber die Reue für eine verdienstliche Leistung, die Hinrichtung für eine Gott dargebrachte Opfersühne; ihr lag alles daran, vor dem Volk ihren Glanz zu zeigen, indem sie aus einem Briganten einen Engel machte, dem sie das Siegel ihrer zauberhaft und unfehlbar wirkenden Absolution aufdrückte. Ein solcher von der Kirche gestempelter Mörder ging nach ihrer Behauptung direkt zum Himmel. Der angeblich bußfertige Mörder, scheinbar gefaßt sterbend, ward gleichsam durch die Kirche konsekriert und so gewann die Kirche Ansehen, das staunende Volk einen neuen Heiligen, und der Mörder?? —

---

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

**) Horaz, Satire II, 290 ff.

Ein Heide, der Dichter Ovid, ist in seiner Anschauung ernster und tiefer als die römische Kirche, welche den Kultus der Gehängten hervorgerufen und seither geduldet hat. Ovid sagt:

„Kraft sei der Sühne verliehn, so glaubten die Alten, zu tilgen
Jeglichen Unheils Keim, jegliche sündige That.
Griechenland gab dem Brauch Ursprung. Es entbinde die Sühne,
Meint man, den Frevler der Schuld, die er durch Thaten gehäuft.
Ach! allzu leicht vermeint ihr, die Greuel des Mordes
Werde, von Wasser besprengt, gänzlich getilget hinweg."

Fasti I, 35 ff.

Das von der Kirche irregeleitete Volk sah den mit dem Stempel der letzteren versehenen Verbrecher direkt zum Himmel fliegen, erblickte in demselben eine Art Märtyrer, wie man in Kalabrien in dem Banditen eine Art Heros sieht, es verband mit der Vorstellung von dem angeblich gereinigten Geist des Verbrechers die uralte Vorstellung von den „Manes", den Holden, und widmete den Animе dei Decollati Altäre, Anrufung, Kultus.

Auf der einen Seite Anbeter des Satanas, auf der anderen Anbeter der Gehängten, in der Mitte zwischen beiden ein unfehlbarer Papst! Das sind Gegensätze, wie sie nicht schroffer sein können.

Zwanzigstes Kapitel.

Sorrento.

„Besonnte Höh'n und schattige Thaleshallen.“
Tasso.

„Wohnt hier der Herr Doktor?“ So fragte ich eine alte Magd, welche mir öffnete, nachdem ich längere Zeit den antiken eisernen Klopfer mit der Thür des hohen Hauseinganges in Berührung gebracht hatte. Diese Frage geschah mit einiger Schüchternheit, welche durch den Anblick der megärenhaften Thürhüterin hervorgerufen wurde. Die unerbittlichen Jahre hatten das lederfarbene Angesicht mit Furchen gezeichnet, ohne die Glut der Augen löschen zu können, ein buntes, von der Sommersonne gebleichtes Tuch bedeckte das Haupt, verbarg aber nicht das ungekämmte Haar, welches hier und da unter der Kopfbedeckung herauslugte. Die Alte war sichtlich bei ihrem Mittagsmahl gestört und trug letzteres in ihrer knöchernen Hand, nämlich ein Stück Brot und einige Kastanien. Das Gewand war fadenscheinig, irgendein abgesetztes Stück, beim Trödler gekauft. Auf meine Frage erhielt ich statt der Antwort einen stechenden Blick. „Ist der Herr Doktor zuhause?“ Endlich schien der Alten ein Licht aufzugehen. „Der Herr will zum Herrn Professor? Bedauere sehr, der schläft.“ Dabei sei bemerkt, daß man in ländlichen Gegenden Süditaliens den Arzt als „Professor“ zu bezeichnen pflegt, und daß obiges Gespräch nachmittags um zwei Uhr stattfand. Todesschweigen herrschte im weiten, unbedeckten Haushof, nur unterbrochen durch

einen neuen stechenden Blick, sowie durch die Bemühung der Thürhüterin, ihrem fast zahnlosen Mund durch Verzehren des Brotes eine Beschäftigung zu geben. „Könnt Ihr den Herrn Professor nicht wecken?“ Die Alte musterte mich mit bedenklichem Blick, und bemerkte: „Ich will sehen, muß aber zuerst mit den Schwestern sprechen. Setzt Euch unterdes, bis ich zurückkehre.“ — Die Alte stieg eine breite Steintreppe zu den Wohngemächern aufwärts, kurze Zeit hörte ich das Schlurfen ihrer antiken Schuhe, das Knarren einer Thür, und dann war es wieder totenstill. Draußen brütete Sommerhitze, träumerisch lugten üppige Weinranken in den Hof hinein, schlafend lag auf der Holzbank eine alte Katze, träumerisch war das Chaos des alten Gerümpels in meiner Umgebung, alles schlief und träumte, „Tier und Menschen schliefen feste“, nur ich mußte wachen und warten.

So geschehen im letzten Sommer, als Verfasser an der Küste Sorrentos in der Sommerfrische weilte und ein Glied seiner Familie erkrankte, weshalb er genötigt war, ärztliche Hilfe zu suchen. Nach zehn Minuten erschien die Thürhüterin wieder und brachte die Kunde, daß sie den Professor außerhalb des Bettes gefunden. So wurde ich also nach oben geleitet und gelangte auf eine weinbeschattete Terrasse, von da aus in ein mit dem einfachsten Mobiliar ausgestattetes Zimmer, in welchem ich eine Gestalt erblickte, die mir diejenige des Thürhüters der oberen Regionen zu sein schien. Ein Mann stand vor mir mit unrasierter Physiognomie, angethan mit einem Rock, welcher zwischen Kittel und Schlafrock die Mitte hielt, sich aber mehr dem ersten zuneigte, die Farbe kann ich nicht angeben, weil das Auge allzusehr durch Flecken aller Art, welche mysteriös dreinschauten, angezogen wurde, die Fußbekleidung bestand in Holzpantoffeln, welche mich heimatlich anmuteten. Ein Halstuch, welches in jungen Jahren himmelblau geglänzt hatte, umschlang den Hals, — — ich stand vor dem Herrn Professor! Dieser Schüler Äskulaps versprach, schleunig zu kommen, hielt Wort und verschrieb ein Medikament, worauf Schreiber dieses zum Speziale (Apotheker) eilte. Straße so — Nummer so. Da stand ich am Ziel. Aber was ist das? Alles verschlossen! Hat der Speziale das Zeitliche gesegnet? Hat er

Bankerott gemacht? Ein Junge steht bei mir und glotzt mich ebenso an, wie ich die Apotheke. „Excellenz wollen zum Speziale? Der schläft jetzt, und um 3 Uhr kommt er wieder.“ — Auf meine Frage, ob denn hier keine wachenden Apotheker existieren, erhalte ich die Antwort: „dormono tutti“, sie schlafen alle.

Controra! — Was dies in keinem Wörterbuch verzeichnete Wort bedeutet? Versuchen wir, dies dem Leser zu offenbaren. In Sorrento sind wir, nachmittags zwischen 1 bis 4 Uhr. Todesschweigen rings umher, alle Thüren und Fenster sind geschlossen, letztere mit grünen, durchbrochenen Läden, die Kirchen, Apotheken, Caffés, Speisewirtschaften — alles geschlossen, keine Menschenseele, kein Hund, keine Katze auf der Straße, kein Wagen auf der Piazza, die Sonne brütet, man glaubt, ihr Glühen zu hören, selbst die Cikaden auf den Ölbäumen begreifen, was Controra ist, selbst die „unendliche Salzflut“ scheint dies Wort zu verstehen, denn sie schimmert „ganz windlos“. — Woher diese Totenstille? Alles gehorcht um die angegebene Zeit dem heiligen Gesetz der Controra und schläft, die Menschenkinder im Bett, als wäre es Nacht, und wer kein Bett hat, der schläft in irgendeiner Schattenecke, aber geschlafen muß sein, Schlaf für Menschen, Tiere, Bäume, Gewässer, für alles, was sich regt. Alles hat seine Controra. Dies Wort ist also gleichbedeutend mit Siesta. Letztere Bezeichnung wird im Süden fast nie gebraucht, man sagt Contra-ora, d. h. die Gegenstunde, also die Tagesstunde, welche zu den Arbeitsstunden im schroffen Gegensatz steht.

In Sorrento kenne ich einen Geistlichen, der nicht nur Messe liest, sondern auch eine Strumpffabrik und „antike“ Bücher besitzt. Er behauptet, die Controra sei etwas Antikes. Ob sich dies nachweisen läßt, weiß ich nicht, kenne aber „antike“ Wesen, die schon von Homer erwähnt werden, ich meine die Cikaden.

Morgens früh, wenn die Sonne auf die nahen Ölbäume scheint, beginnen unsere Cikaden ihren Gesang. Sie haben einen Vorsänger, dessen Gurgeltöne an den Fritz Reuterschen „Pochen-Kanter“ (siehe Hanne Nüte) erinnern. Kaum hat der Konzertmeister das Zeichen gegeben, so setzt der Chor ein, und je höher die Sonne steigt, je glühender die Tageshitze wird, desto eifriger

werden die Musikanten, nur in der Controra wird ein wenig pausiert, um dann wieder zu beginnen und fortzufahren, bis der Feuerball der Sonne hinter Ischia ins Meer sinkt. Was nun diese Musikanten betrifft, so hätte ich mit Homer, welcher ihr Konzert zu schätzen wußte, ein naturgeschichtliches Hühnchen zu rupfen. Er sagt nämlich in der Ilias, daß die Stimme der Cikaden „lilienzart“ sei. Die Stimme der Sorrentiner Cikaden ist eines derberen Ausdrucks wert! — Unsere Terrasse befindet sich auf felsigem Abhang steil über dem Meere. Aus der Tiefe tönt das Rauschen des Meeres zu uns hinauf und bildet die Instrumentalbegleitung zum Konzert der Cikaden. Tosenden Lärm, schallendes Gelächter hören wir von unten jeden Morgen um 6 Uhr, etwa 50 Menschenkinder ergötzen sich dort in der spiegelklaren Salzflut und treiben dort Kurzweil. Es sind die Zöglinge des bischöflichen Priesterseminars, in Altersstufen von 7 bis 20 Jahren, die jeden Morgen unter Aufsicht baden und denen alsdann vergönnt ist, das Gesetz walten zu lassen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Außer in den Cikaden läßt sich auch in dem erwähnten „Professor“ etwas Antikes entdecken, wenn wir die Geschichte der Ärzte des Südens ins Auge fassen. Es ist nicht lange her, da waren noch die Klöster für einen großen Teil der Bevölkerung die Stätten, wohin man sich in Angelegenheiten der Heilkunde wandte*).

Jetzt haben die meisten Mönche aus den Klöstern weichen müssen, aber viele setzen die medizinische Praxis fort, und das Volk wendet sich lieber an sie, als an studierte Ärzte. Bis auf den heutigen Tag bewahrt Salerno eine Reminiscenz an seine frühere medizinische Hochschule, der beste Zahnarzt daselbst ist nämlich ein Kapuziner. So oft er einen Zahn auszieht, kniet er nieder und erfleht von der Madonna das Gelingen dieser Operation. Verfasser kennt andere Mönche, die rücksichtlich der inneren Heilkunde beim Volke hohen Ruhm besitzen. Da ist z. B.

---

*) Im Mittelalter gab es in Rom manche berühmte jüdische Ärzte, welche sogar Päpste kurierten.

der weißbärtige Franziskaner Ambrosio in Neapel. Der weiß ein Tränklein zu brauen! Er kennt alle Heilkräuter der Berge, und thuts billig, sehr billig. Jeder giebt ihm für seine Heilmittel was er hat, und so erhält der Alte hier eine Wurst, dort einen Käse, hier Zwiebeln, dort Wurzeln. Zu den Mönchen gesellen sich in ländlichen Gebieten die Priester. Allgemein ist im Volke der Glaube an böse Dämonen, welche im Menschen Wohnung nehmen und gebannt werden müssen. Die Austreibung geschieht durch Priester und kommt oft vor. Dazu gesellt sich eine Schar kundiger Männer und Weiber, welche im Besitze von Zaubermitteln zu sein behaupten, oder sich imstande wähnen, Krankheiten zu erkennen. In den Bergen bei Cava wohnt eine solche Pythia. Wie die delphische Pythia vom Geiste des weissagenden Apollo erfüllt wurde, so wohnt in jener, wie das Volk sagt, der heilige Antonius, der sie zu einer ärztlichen Hellseherin macht. Nicht sehr verschieden von letzterer sind die sogenannten Stregen. Das Wort „Strega“ könnte man mit Hexe übersetzen, sofern mit dem Begriff der letzteren sich vorwiegend die Vorstellung eines schädlichen Thuns verbindet. Eine Strega ist imstande, die Ursachen dieser und jener Krankheit bei Mensch und Thier zu entdecken, und viele Übel haben ihren Grund im sogenannten mal' occhio, d. h. im bösen Blicke. Der Glaube an den bösen Blick und seine unheilvolle Wirkung ist im Süden ebenso allgemein bei hoch und niedrig, wie zu den Zeiten der Griechen und Römer*). Zu all' diesen Ärzten, Arzeneimitteln und hilfreichen Maßregeln kommt der allerwichtigste Arzt, die Madonna. Sie ist dem Volke die hilfreiche Mutter, sie weiß, wie einem Menschenkinde in schwerer Zeit ums Herz ist, an sie wendet man sich in allen Anliegen. Ist die Krankheit schwer, so werden auch die Leistungen, welche man ihr schuldet, bedeutender. Wallfahrten zu ihren Heiligtümern, Gelübde, Schenkungen an ihre Kirchen werden dargebracht. Oft sieht man Kinder in Mönchskleidern auf der Straße, die Mutter hat in schwerer Krankheit des Kindes gelobt, daß letzteres im Besserungsfall ein Jahr als Dominikaner einhergehen soll. Ist

*) Vgl. unseren zweiten Teil, das Kapitel vom „Bösen Blick“.

diese Zeit zu Ende, so hängt man das Kleid in der betreffenden Kirche auf. Stirbt ein Kind, so kleidet man dasselbe in Marienfarbe, weiß und blau.

Daß unter solchen Verhältnissen der studierte Arzt, der „Professor", in ländlichen Distrikten nicht auf Rosen wandelt, läßt sich denken. Es giebt in ganz Italien über 500 Kommunen, welche keinen Arzt besitzen. Studierte Ärzte suchen die großen Mittelpunkte der Bevölkerung auf, gehen ungern z. B. in die kulturlosen Gebiete Calabriens, wo es mit der Kultur vorbei ist, weil die Zivilisation dort kaum begonnen hat. So wird es erklärlich, wie es möglich ist, daß z. B. in Rom 800 Ärzte leben, in Neapel gegen 1200! Die Zahlen klingen fabelhaft, und ich würde sie nicht nennen, wenn ich sie nicht glaubwürdigen Nachrichten entnommen hätte.

In Neapel, einer Stadt, die mit ihren Anhängseln 600 000 Einwohner zählt, wandelt mancher „Professor" ebenfalls nicht auf Rosen. Es herrscht hier die Gewohnheit, bei der geringsten Veranlassung, und wenn nicht sofort Besserung sich zeigt, den Arzt zu wechseln. Für letzteren ist es vor allem wichtig, in eleganter Kleidung am Krankenbett zu erscheinen, Zylinder in der Hand, das Haar wohfrisiert, der Rock vorn an den Schößen rund geschnitten, im Knopfloch eine Rose, Kamelie oder Nelke, so muß er auftreten.

Fare figura, Figur machen, das ist es, worauf es für den italienischen Arzt, der im Konkurrenzkampf sich behaupten will, ankommt. In Neapel haben die Ärzte mit einer Konkurrenz höchst eigentümlicher Art zu kämpfen, ich meine die nomadisierenden Ärzte, welche sich ohne Widerrede den Professorentitel beilegen. Solcher Nomaden giebt es zwei Arten, eine zu Fuß, die andere zu Wagen. Die zweite Art hat drei Unterarten, je nachdem der Wagen mit einem, mit zwei, oder mit vier Pferden bespannt ist. Einer von der letzten Art durchzieht mit einem vierspännigen Wagen, der auch als Schlafkoupee dient, die Städte Süditaliens, hält auf öffentlichen Plätzen, verkauft Heilmittel, zieht Zähne aus, und keine Polizei tritt ihm in den Weg. Die Fußgänger unter diesen Nomaden haben oft eine ausgezeichnete Praxis.

Oft habe ich dem Treiben eines solchen, der mit seinem Medizinkasten in der Hafengegend hantierte, zugesehen. Zu diesen gesellen sich Operateure niederer Art. Kürzlich sah ich einen Hühneraugen-Operateur der auf öffentlicher Straße seine Geschicklichkeit produzierte. Hieran nahm keine Menschenseele Anstoß, vielmehr sah die Menge dieser Operation andächtig zu. — Der Operateur nannte sich: „Professor!“

Fassen wir nun das antike römische Medizinalwesen ins Auge, so zeigen sich auffallende Berührungspunkte zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Das heutige Institut der von den Kommunen besoldeten Ärzte, in Deutschland meines Wissens unbekannt, findet sich schon zur römischen Kaiserzeit, wir kennen kaiserliche Verordnungen in dieser Hinsicht*) und der berühmteste aller antikrömischen Ärzte, Galenus, erwähnt jenes Institut ausdrücklich; solcher Kommunalarzt heißt im Süden Italiens: Medico condotto (gemieteter Arzt). Wer die fernab von der Heerstraße liegenden Gebiete Süditaliens bereiste, weiß, daß in diesen sich zwei Kulturträger befinden: der Medico condotto und der Carabiniere. Bisweilen tritt als dritter der Speziale (Apotheker) hinzu, dagegen darf man die Geistlichen nur in äußerst seltenen Fällen als Kulturbringer bezeichnen**). Die Kommunalärzte der römischen Kaiserzeit waren seit der Regierung des Augustus von Abgaben befreit, eine Vergünstigung, deren sich seit Konstantin die christliche Geistlichkeit zu erfreuen hatte. Jenes ärztliche Privilegium war die Veranlassung, daß sich viele dem ärztlichen Beruf zuwandten, nachdem in der Zeit vor Augustus größtenteils Ausländer, Griechen, Ägypter, oft Sklaven als Ärzte benutzt worden waren. Wenn Galenus berichtet, daß es zu seiner Zeit, also im zweiten Jahrhundert, nach Chr., in vielen Städten üblich war, den Ärzten geräumige, helle Säle behufs Behandlung der Kranken zur Verfügung zu stellen, so müssen wir gestehen, daß in dieser Hinsicht in Süditalien

*) Friedländer, a. a. O., S. 321 u. 327.

**) Ein Präsident eines obersten Gerichtshof sagte in einer öffentlichen Rede: „Unsere Geistlichen sind nicht Volkslehrer. Unser Volk hat als Lehrer nur den Strafrichter.“

heutzutage weniger geleistet wird. — Wer die in Pompeji gefundenen chirurgischen Instrumente gesehen, wird der Entwickelung des Medizinalwesens der Römer seine Achtung nicht versagen, dazu wissen wir, daß es schon damals Spezialärzte aller Art gab, auch weibliche Ärzte*). „Ärzte kommen sogleich herbei und die Ärztinnen gehen", sagt Martial (XI, 71). Die Gladiatorenkasernen und Legionen entbehrten der Ärzte nicht, zahlreiche Namen berühmter Ärzte der römischen Kaiserzeit sind uns bekannt, unter ihnen kaiserliche Leibärzte: Antonius Musa**), Leibarzt des Augustus, welcher durch eine Wasserkur auf Rat jenes „Professors" von schwerer Krankheit befreit wurde; ferner Scribonius Largus, Arzt des Kaisers Claudius, Thessalus, am Hof des Nero, endlich Galenus, Leibarzt des Kaisers Commodus und ein so fruchtbarer Schriftsteller, daß er in dieser Hinsicht alle seine Zeitgenossen und fast alle seine heutigen Kollegen übertrifft. Seine Schriften dienten bis Ende des vorigen Jahrhunderts den Professoren der Universität Neapel als Lehrbuch für medizinische Vorlesungen.

Obgleich die antike Römerzeit ohne Zweifel einzelne bedeutende Ärzte aufzuweisen hatte, so genoß doch der ärztliche Stand im großen ganzen nur geringe Achtung. Wir wollen zum Beweise nicht auf die Spottverse des Martialis hinweisen, dergleichen enthalten auch die heutigen Münchener Fliegenden Blätter in Bild und Wort. Die Schriften des Galenus enthüllen den Grund jener Mißachtung. Es gab unter denen, welche sich zur Römerzeit Ärzte nannten, eine Menge von Charlatanen, Quacksalbern und Marktschreiern, manche von Ort zu Ort ziehend, viele, welche einen beliebigen Beruf verlassen und den ärztlichen Beruf erwählt hatten, wobei von niemand ein besonderes Studium oder eine Staatsprüfung verlangt wurde.

„Wundarzt war Diaulus, er ist jetzt Leichenbestatter,
Auf die Art, wie er's konnte, ist er ein Kliniker jetzt."

---

*) Betäubungsmittel kannten schon die römischen Ärzte. Friedländer, a. a. O., I, 325.

**) Vgl. Suetonius, Augustus, Kap. 81.

So lesen wir bei Martial I, 30. — Wir haben bereits erwähnt, daß noch jetzt Marktschreier und Quacksalber in Neapel und ganz Süditalien zu finden sind. In einer schmutzigen Straße Alt-Neapels hat ein Stiefsohn des Äskulap seinen ebenso schmutzigen Empfangssalon, an dessen Thür man etwa fünfzig schauderhafte Abbildungen von Kranken erblickt, welche von diesem „Professor“ angeblich geheilt wurden. Wie im antiken Rom gelten beim Volk Neapels immer noch die Barbiere als halbe Ärzte, und der Aderlaß wird noch immer von solchen häufig zur Anwendung gebracht. Martial (XI, 84) warnt alle, die ihr Leben lieb haben, vor dem Barbier Antiochus. Auch die Apotheker gelten als halbe, viele als ganze Ärzte. Das antike römische Leben kannte keine Apotheken, wohl aber Spezereihändler (aromatarii), welche Medizinalstoffe, sowie fertige Medikamente verkauften*). So blieb es in Süditalien noch eine Reihe von Jahrhunderten, und daher kommt es auch, daß das Volk einen Apotheker immer noch als Speziale (Spezereihändler) bezeichnet, obgleich die neueren Bezeichnungen: Farmacista und Farmacía überall zu lesen sind. Wenn man die Flaschen und Gefäße, welche sich in dem Lokal eines pompejanischen „Speziale“ vorfanden, mit denen der heutigen Apotheken Süditaliens vergleicht, so muß man die Ähnlichkeit zwischen beiden als eine lächerliche bezeichnen. — Lottobuden, Haarschneidesalons und Apotheken finden sich überall in merkwürdig großer Anzahl und die meisten der letzteren sind kleine Räume, die völlig einer pompejanischen Arzeneihandlung entsprechen.

Wenn sich heutzutage die Zauberei mit der Medizin verbindet, wie oben erwähnt, so ist dies gleichfalls ein Erbteil aus dem antiken Leben. Von dem unermeßlichen medizinischen Aberglauben des Altertums führten wir bereits im zweiten Teil**) Beispiele an und wiesen den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart nach. Hier sei erwähnt, daß die Priester der römischen Kirche diesen Aberglauben kräftig unterstützen, in-

---

*) Friedländer, a. a. O., I, 332.

**) Siehe Kap. II: Schlangenverehrung.

dem sie zu Heilzwecken kirchliche Zaubermittel tausendfältig verkaufen, heilges Öl, heiligen Staub, Manna des St. Nicóla und dgl.

Man mag sich Sorrento von der Land- oder Seeseite nähern, überall schaut man das Bild der Lieblichkeit und des Friedens. Von der Seeseite sieht man das mit grünumkränzten buntfarbigen Villen besetzte, steilabfallende Ufer, wo zur Römerzeit die Villenpracht der Reichen glänzte, auch eine kaiserliche Villa stolz auf die blaue Salzflut blickte. Die sanft geneigte, mit einem Wald von Orangen besetzte Ebene ist angefüllt mit freundlichen Städten, welche farbenbunt aus dem Grün hervorblicken, und ein Kranz von Bergen umgiebt sie, welcher den Blick auf das Meer frei läßt. — Der Weg von Castellamare nach Sorrento gehört sicherlich zu den schönsten der Erde. Wer auf jener steilen Felshöhe anlangte, von wo man auf die Sorrentiner Ebene niederschaut, und sah, wie die hinter Ischia ins Meer sich senkende Sonne ihre letzten Strahlen auf diese Gefilde warf, der schaute eines jener Farbenprachtbilder, wie man sie nur im Süden erblickt. Elf Jahre sind verstrichen, seit Verfasser zum erstenmal dies Bild schaute, manch' liebes Mal hat derselbe Sorrento wiedergesehen, manche Woche der Sommerzeit die Ruhe jenes Bergthals genossen und einen Teil vorstehender Schrift dort verfaßt. Die auf den Ölbäumen in Sonnenglut sich badenden Cikaden haben diese Zeilen mit „lilienzarter" Stimme begleitet.

Fast jede der auf dem jähen Ufer gelegenen Villen hat einen Abstieg zum Meer, der bald als ein mit Luft- und Lichtlöchern versehener Tunnel abwärts führt. Einige dieser Tunnel sind zur Römerzeit angelegt, als die Weltherrscher hier Villegiatur hielten. An derselben Stelle, wo Augustus eine mit Theater verbundene Villa besaß, befindet sich das Hotel Viktoria, zu dem ein Tunnel hinaufführt, den bereits die genannte römische Majestät hinaufgeschritten resp. hinaufgeritten ist. Außer einigen Tunneln hat Sorrento aus der antiken Zeit eine Anzahl von Säulen geerbt, die teils die Kirchen zieren, teils zur Befestigung der Barken dienen, teils unbenutzt neben den Villen liegen, das beste Erbteil aber

bilden neun mächtige Cisternen, in denen sich durch Wasserleitungen das Wasser von den Bergen sammelt, um durch antike Bleiröhren in alle Teile der Stadt geleitet zu werden. — Etwa zweitausend Jahre sind jene Cisternen alt, haben nie eine Verbesserung, nie eine Reparatur erfahren und bieten, wie immer, klares, erquickliches Trinkwasser. — Erinnerungen an antike Legenden sind in jenen Bergen so viele, wie vielleicht auf keinem anderen Fleck der Erde. Als im Anfang römischer Kaiserzeit die Erinnerung an die antike Sage durch Augustus absichtlich wachgerufen und in der Äneis des Virgil zur Verherrlichung der „ewigen“ Roma dichterisch bearbeitet wurde, um den Römern ihren eigenen Glanz zu zeigen, von dem Jupiter sagt:

„Deren Gewalt soll weder ein Ziel mir engen noch Zeitraum
Endlos daure das Reich, das ich gab,“ — — —

Äneis I, 9.

da erwachte auch die Neigung, die mit der römischen Äneas-Legende verschwisterten Homerischen Sagen der Odyssee zu lokalisieren, d. h, bestimmte Örter zu suchen, wo die für wirkliche Begebenheiten gehaltenen Sagengeschichten vor sich gegangen sein sollten. Vermutungen in dieser Hinsicht hatten schon die Hellenen Süditaliens ausgesprochen, an welche die Kaiserzeit anknüpfte. So bildete sich nach und nach eine Tradition, welche sich von Mund zu Mund fortpflanzte und so fest wurzelte, wie eine Eiche. Wie fest sie Wurzeln schlug, erhellt aus der Thatsache, daß sie bis heute fortdauert. Den Urheber solcher Tradition weiß und wußte niemand zu nennen, weiß doch auch niemand von einer tausendjährigen Eiche anzugeben, wer sie gepflanzt hat.

Den Wohnort der Phäaken, welche den Odysseus beherbergten, suchten viele im Wonnethal von Sorrento*) und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren ein paar uralte Ölbäume daselbst, unter denen Odysseus geruht haben sollte, nachdem die Woge den von Poseidon verfolgten schiffbrüchig ans Land geworfen hatte.

*) Andere bezeichnen Corfú als Land der Phäaken.

„Denn nicht Buchten empfingen die Schiff' und bergende Reeden
Nein, nur Geklüft umstarrte den Strand, Meerklippen und Felshöh'n."
Odyssee V, 405.

Wer das heutige Sorrento und die jenes von hochscheiteligen Bergen umgebene Thal bewohnenden Menschen kennt, dem kommen manche im sechsten, siebenten und achten Buch der Odyssee in Hinsicht der Phäaken erwähnten Dinge bekannt vor. In Waschgruben mit rinnender Flut besorgte eine Fürstentochter mit ihren Mägden die Wäsche*). Solche Art der Wäsche kann man noch heute dort, sowie in Neapel sehen, in letzterer Stadt täglich am Meeresufer, wo die „rinnende Flut" eines Baches in der Nähe des Mercato hunderte von Wäscherinnen vereinigt, unter ihnen allerdings keine Nausikaa. Frischblühende Männer, welche Mast und Ruder, sowie „gleichhinschwebende" Schiffe lieben und freudigen Mutes das schimmernde Meer durchsegeln, (VI, 270) sind noch heute daselbst und mancher derselben trägt die phrygische Mütze, jene Kopfbedeckung, mit welcher Odysseus auf einem in Pompeji gefundenen Wandbilde dargestellt wird**). An den Küsten des Festlandes und der Inseln, kurz am gesamten Golfufer, ist diese Kopfbedeckung immer noch häufig. — Wir lesen in der Odyssee (VII, 104) von der rasselnden Handmühle, welche gelbes Getreide malt, sowie von Weberinnen, welche am Webstuhl sitzen, endlich von solchen Weibern, welche emsig die Spindel drehen, „sitzend am Werk, wie die Blätter der luftigen Silberpappel". Dasselbe finden wir noch heute. In ganz Süditalien ist das Weben***) eine gewöhnliche Beschäftigung der Weiber und die Homerische Spindel der allergewöhnlichste Anblick. Der Vergleich mit der Silberpappel ist noch heute ein treffender, denn schnell rühren sich Hand und Faden, wobei dem an Worten reichen Munde sein volles Recht zuteil wird. Von den Gärten im Phäakenlande sagt Homer (VII, 115), daß saftige Birnen, süße

---

*) Odyssee VI, 86.

**) Äneis III, 545 erwähnt die phrygische Hülle des Hauptes. Amictus Phrygius.

***) Vgl. Kap. XVII: Die Stellung des Weibes.

Feigen und Granaten, grüne Oliven, rotgesprenkelte Äpfel dort gedeihen und zwar ohne Mißwachs, sowie daß das Gefilde prangt, von edlem Weine beschattet. Ähnlich finden wir's dort noch heute. (Die Orangen, welche als Hauptwald jene gesegnete Ebene schmücken, kannte Homer nicht). Nach Homerischer Weise werden noch jetzt die Fahrzeuge ans Ufer gezogen, wenn die Fahrt vollendet ist, und so oft ich am Strande die „frischblühenden" Männer eine Abfahrt bewerkstelligen sah, verfuhren sie nach dem Programm, welches wir in der Odyssee VIII, 50 lesen:

„Als sie nunmehr zum Schiff hinab und dem Meere gewandert,
Zogen das dunkele Schiff sie hinab auf tiefes Gewässer,
Stellten dann Mast und Segel hinein in das dunkele Meerschiff,
Hängeten drauf die Ruder gefügt in lederne Wirbel,
Alles der Ordnung gemäß und spannten die schimmernden Segel."

Auch vom Tanz des jungen Volkes im Phäakenlande weiß Homer zu melden. Jünglinge „stampften im schöngeordneten Schritt", wobei sie oft die Stellung wechselten, während andere stehend im Kreise dazu klappten (VIII, 378). Wer dies liest, wird an den heutigen Volkstanz erinnert*).

Wie die Phäakensage, so ward auch die Sirenenlegende im Sorrentiner Lande lokalisiert. Es steht unbezweifelt fest, daß der Name Surrentum von den Sirenen herzuleiten ist. An manchem Abend fuhr ich in leichter Barke am Ufer entlang, wo der Schiffer bis auf den heutigen Tag eine mit römischem Mauerwerk versehene Höhle als Grotte des Odysseus (grotta di Ulisse) bezeichnet und wo mehrere tiefe Grotten liegen, in welche das Wasser und auf demselben die Barke hineintritt. Geheimnisvolles Dunkel umgiebt uns da, seltsam färbt sich das Wasser, wundersame Töne verursachen die leichten Abendwellen, welche tief in die Höhlengänge hineintreten. Wir sind in der grotta delle Sirene und sicherlich hat man diese schon in uralter Zeit also bezeichnet. War doch dicht bei Sorrento ein im Altertum vielgenannter Sirenentempel, dem die Schiffer, eine klippenreiche Meerfahrt fürchtend, Weihegaben brachten. Denn: „an den Geschenken

---

*) Vgl. Kap. XVIII: Hochzeitsbräuche.

freuen sich die Götter". Daran erfreut sich heute die Madonna. In Massa, einem zwischen Ölbäumen versteckten Städtchen, hat sie eine Kirche, erbaut auf dem Grunde eines antiken Tempels. Man nennt sie: S. Maria della Lobra, eine Bezeichnung, welche von delubrum (Tempel) herzuleiten ist*).

Homer redet von einer Insel der Sirenen, welche am grünen Gestade sitzen und ihren lockenden Gesang ertönen lassen. Auch die Sirenenlegende ward lokalisiert, und zwar im Golf von Salerno, wo sich im Angesicht der aus der Meerflut aufsteigenden Sorrentiner Berge drei Klippeninseln befinden, die man für eine passende Herberge der Sirenen ansehen zu können meinte. Diese Inseln nennt Virgil: das Felsengeklüft der Sirenen, scopuli Sirenum, andere bezeichnen sie als Sirenusae, Sireneninseln. Strabo, der Geograph des Altertums, sagt, daß „in der ganzen römischen Welt jene Inseln genannten Namen tragen und die Halbinsel von Sorrento als Berge der Sirenen bezeichnet wird*). — Von Sorrento aus hat Verfasser jene Inseln besucht und sie auf leichter Barke, begünstigt durch „schwellenden Windhauch", in drei Stunden erreicht.

Drei kleine Felseninseln liegen dort dicht beieinander, unbewohnt und unfruchtbar. Auf der größeren befindet sich einer jener Wachttürme, die vor 300 Jahren an diesen Küsten gebaut wurden, um vor den Sarazenen gesichert zu sein, auf derselben Insel steht ein kleines Haus, welches während der Wachteljagd von einigen Jägern bewohnt wird. Es rauscht und braust das Meer, es murmelt hinein in die Höhlen, die sich nach und nach gebildet haben. Wenn die Sonne hoch steht, so ist an Schatten nicht zu denken. — Im Mittelalter gehörten diese Inseln der benachbarten, einst reichen und mächtigen Stadt Amalfi und diese benutzte sie als eine Art Sibirien. Eine Chronik erzählt, daß die Amalfitaner dorthin ihren Duca Mansone verbannten. Das war im elften Jahrhundert, und erfahren wir zugleich, daß man damals anfing, jenen Inseln den Namen Galli (d. h. Hähne) zu geben, eine Bezeichnung, die man noch heute vielfach hört.

---

*) Vgl. unseren ersten Teil, Kap. 1: Tempel und Kirchen.

Hier also hatten die Sirenen ihre Behausung. Unsere Barkenführer kannten etwas von der Homerischen Sage, machten aber große Augen, als wir ihnen mitteilten, daß jene Zauberweiber unten die Gestalt der Fische hatten. Die Schiffer erklärten diese Behauptung für einen Scherz. In der That, sie hatten recht, denn Homer weiß von solchem Fischleibe nichts und sagt nur, daß sich die Sirenen durch schönen Gesang auszeichneten.

„Komm, preisvoller Odysseus, erhabener Ruhm der Achaier,
Lenke dein Schiff landwärts, um unsere Stimme zu hören.
Keiner ja fuhr noch hier im dunklen Schiffe vorüber,
Ehe aus unserem Munde die Honigstimm' er gehöret.
Denn wir wissen dir alles, wie viel in den Ebenen Trojas
Argos Söhn' und die Troer vom Rat der Götter geduldet,
Alles, was irgend geschah auf der vielernährenden Erde."

So sangen die Sirenen dem Odysseus, den die Genossen am Mastbaum festgebunden hatten. Hold klang die Stimme der Singenden und dem Odysseus schwoll das Herz vor Begierde, das Lied der Sirenen zu hören. Als er aber befahl, ihm die Stricke zu lösen, banden ihn die Genossen nur desto fester.

Die Sirenen sind von diesen Gestaden verschwunden, auch ihr „holder" Gesang und ihre Honigstimme. Man hört in ihren Bergen, an ihren Küsten wohl singen, aber so, daß man die Ohren verschließt. Das Volk singt, aber auf seine Weise. Dort brüllt ein Fischer, oder ein Obstträger seine Gedanken in die weite Welt, vielleicht irgend eine Canzone, oder das Bruchstück derselben, dort summt vor der Thür die Mutter ein Wiegenlied in Molltönen, drüben sitzt ein Bauer im Orangenbaum und schreit einen Monolog, der im nächsten Garten Antwort findet. Oft singen Frauen und Mädchen in der Kirche gegen Abend, bei der Vesper, Loblieder auf die Madonna, aber „hold" sind diese Stimmen nicht. Wir segelten heimwärts, näherten uns der Felsenstirn Capris, wo die Reste des antiken Leuchtturmes weit über die Salzflut blicken und ein von den Gewölben der Tiberiusvilla getragenes Kirchlein (St. Maria del Soccorso) den Seefahrer begrüßt. Das Kap der Minerva ward umsegelt, welches heute mit einem Wartturm, dem Wächter gegen frühere Piraten, sowie mit einem

Leuchtturm versehen ist, welcher dieselbe Stelle einnimmt, die einst mit der Säulenpracht des Minervatempels geschmückt war. — An der Sorrentiner Küste murmeln und branden die Wogen, wie zu den Zeiteu des Odysseus, auf vorspringendem Felsen, Capo delle Sirene genannt, ragt ein stattlicher römischer Bau, und in einer Schlucht daran befindet sich eine Ansiedelung dürftiger Fischer, welche Polo heißt und mit diesem Worte an den Namen des Römers Pollius Felix erinnert, dessen prächtige, von dem Dichter Statius im ersten Jahrhundert besungenen Villen jene Höhen zierten. Wenig Mauerwerk erinnert an verschwundene Pracht.

Auch andere Homerische Sagen hat man lokalisiert. Das Kap der Circe, welches man von der Akropolis des verödeten Cumae*) aus erblickt, galt als Wohnstätte der Zauberin, welche des Odysseus Genossen in Schweine verwandelte. Die Insel der „schöngelockten" Nymphe Kalypso glaubte man in der Hauptinsel der Ponzagruppe gefunden zu haben. Man sieht diese Eilande von Ischia aus wie Duft auf dem Meere liegen. Noch heute ist auf Ponza eine Höhle,

„Die geräumige Kluft, wo die Nymphe
Wohnte, die schöngelockte und fern in das Eiland
Wallte der Zeder Gedüft. Sie sang gar hold in der Kammer,
Emsiger Eil' ein Gewebe mit goldener Spule sich wirkend."
Odyssee V, 60.

Den Schauplatz der Cyklopensage glaubte man an der Ostküste Siciliens zu finden und zwar in der Nähe des Ätna. Dorthin verlegte Virgil jene Legende und noch heute wird die Bucht von Lognina bei Catania als jener Hafen bezeichnet, wo Odysseus mit seinen schöngebordeten Schiffen in dunkler Nacht landete und dem heiligen Frühlicht am Wogenschlage des Meeres entgegenschlummerte**). Dort wohnte das Cyclopenvolk, ungesetzliche Frevler, in Grotten hausend, ohne Kunde des Schiffsbaus, ein Volk, in welchem „niemand des anderen achtet." —

---

*) Siehe erster Teil, Kap. VIII dieser Schrift.
**) Odyssee IX, 150.

Den Wohnbesitz des Windbeherrschers Äolos, des Freundes unsterblicher Götter*), verlegte man auf die Liparischen Inseln bei Sicilien**), die beiden Ungeheuer Scylla und Charbydis fand man in der Meerenge von Messina und wenn Virgil von seinem Helden erzählt, daß er auf Sicilien dem Anchises zur Ehre Leichenspiele feierte, so heißt es seit römischer Kaiserzeit bis auf den heutigen Tag, daß dies in der Ebene am Fuß des Monte St. Giugliano geschehen sei, welcher im Altertume Eryky hieß und ein berühmtes Heiligtum der Aphrodite trug. — Auch andere Heroen= und Göttersagen sind auf Sicilien lokalisiert. Dorthin kamen die Argonauten auf abenteuerlicher Fahrt, dort wußte man, wo Herkules mit seinen Rindern gewandert war und zeigte unweit des heutigen Agira die Spuren des Wanderheros. Bei dem jetzt verschwundenen Enna zeigte man die Stelle, wo der Gott der Unterwelt die Tochter der Demeter in sein Reich entführte, worauf die Mutter mit der am Ätna entzündeten Fackel ihre Tochter zu suchen begann.

Die Golfe von Neapel und Salerno sind durch einen mehrere Meilen langen Gebirgswall von einander geschieden, dessen Spitze einen im Altertum berühmten, der Sage nach von Odysseus erbauten Tempel der Minerva trug.

Frischer saust, wie er flehte, der Wind und der Hafen enthüllt sich
Näher bereits und der Tempel erscheint auf der Höhe Minervas.
— — — — — — — — — —
Und vorstarrende Klippen umschäumt aufspritzendes Meersalz."
Virgil, Äneis III, 530.

Einst brachten Seefahrer diesem Tempel Weihgeschenke, heute ist von demselben kein Stein vorhanden, aber Weihgeschenke bringt das seefahrende Volk jener Küsten bis auf den heutigen Tag. Man schaut sie in der Basilika des St. Antonino, den das lieb=

*) Odyssee X.

**) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.

liche Sorrento als seinen Schutzpatron seit etwa 1200 Jahren verehrt, und dem auf Kosten dieser Stadt infolge eines Gelübdes kürzlich eine Marmorstatue gesetzt wurde, an deren Piedestal man liest, daß jener Schutzheilige die Longobarden von den Mauern dieser Stadt abwehrte. — St. Antonino, vom Volke zum schützenden Heros erkoren, beherrscht die neptunische Salzflut, wie eine uralte Statue in Sorrento beweist, welche ihm als Attribut den Delphin verleiht*). Als dem geleitenden Heros bringen ihm die Sorrentiner Schiffer nach vollendeter Meefahrt Bilder, welche Schiffe im Sturm und den rettenden Schutzheiligen darstellen, Diese Bilder hängen in der Krypta des Santo-Heros, wo seine Statue steht. Letztere zeigt dunkle Gesichtsfarbe, durch welche das hohe Alter desselben angedeutet wird**), und oft sieht man Weiber zu den Füßen jenes Halbgottes Blumensträuße niederlegen, denn letzterer liebt diese Aufmerksamkeit und vergilt sie durch den Schutz, welchen er den auf weiter Meerflut segelnden Ehemännern jener Weiber angedeihen läßt.

Altäre, welche „frische Bekränzungen atmen“, kannte schon das Altertum:

„Selbst gen Paphos enteilte die göttliche Venus und schaute
Fröhlich den Sitz, wo der Tempel ihr ragt und mit sabischem Weihrauch
Hundert Altäre aufglühn und frische Bekränzungen atmen.

„Dorthin wandt' ich den Schritt; und indem ich grünende Waldung
Rang aus der Erde zu ziehn, um in Laub die Altäre zu hüllen.“
Äneis I, 416; II, 248; III, 25.

Als Wegesgeleiter betrachtete das Altertum seine Schutzmächte:

„Nach dem Gebote verehr' ich des Orts obwaltende Mächte.“
Äneis III, 697.

„Die Götter haben uns bis heut' bewahrt,
Sie werden's ferner auch.“
Äschylos, Die sieben gegen Theben.

---

*) Siehe unseren zweiten Teil, Kap. XIV: Nachfolger des Neptun.
**) Vgl. unseren zweiten Teil, Anhang zu Kap. IV: „Die große Mutter.“

„Sprich, Königin Klytemnestra, welche Kunde
Entflammte dir im Herzen solch' Vertraun,
Daß es den Göttern allen dieser Stadt
Des Weihrauchs duftige Gabe hier entzündet?
Schon von Geschenken glänzen die Altäre.

„Heroen ihr, die glücklich uns geleitet,
Wohlwollend wieder nehmt uns bei euch auf."
Äschylos, Agamemnon.

Eine Schutzmacht hatte Sorrento im Altertum, als der Heros Liparos dort sein Grab besaß und die Reliquien desselben das Unterpfand seiner Nähe bildeten, solche Schutzmacht hat Sorrento jetzt, nur heißt sie nicht Liparos, sondern Antonino.

„Dennoch ein jährliches Fest mit Gelübde und feierndem Aufzug,
Würd' ich begehn und häufen die Götteraltäre mit Gaben."
Äneis V, 53.

So spricht Äneas und zeigt in diesen Worten, worin zur heidnischen Zeit die Hauptsache der Götterehre bestand. Was Äneas seiner Gottheit gelobt, das leistet Sorrento seinem altbewährten St. Antonino, nämlich das jährliche Fest, für dessen Glanz ein jeder, auch der Arme einen Beitrag leistet. Von einem feiernden Aufzug spricht Virgil in der citierten Stelle. Die lateinische Bezeichnung lautet: Pompa solennis, womit die zu Ehren der Gottheit angestellte Prozession gemeint ist. Eine glänzende „Pompa" findet bei erwähntem Fest zu Ehren des St. Antonino statt und diese Thatsache beweist, daß seit den Zeiten des Virgil sich Sorrento wenig geändert hat. Im Tempel der Venus zu Sorrento legte genannter Dichter eine Weihegabe nieder, als er die Äneis vollendet hatte, im Tempel des St. Antonino weihen Seefahrer die erwähnten Bilder. Virgil ehrt die Venus, die Seefahrer den St. Antonino und die Madonna, die Sache ist dieselbe. Für die Götter waren Feste, Weihgeschenke, Weihrauch, Prozession Tribute, welche der Mensch zu leisten hatte. In diesem Sinn läßt Virgil die Himmelskönigin sagen:

— — —„Wird einer hinfort anbeten der Juno
Macht? Wird einer mit Fleh'n dem Altar auflegen Verehrung?"
Äneis I, 50.

Von dem „numen“ (Gottwesen, Gottesmacht) der Juno reden jene Strophen. Ebenso denkt der heutige Einwohner Sorrentos an das numen des Antonino, der als Gottheit niederen Grades den Äolus vertritt, von dem die Äneis (I, 65) sagt:

„Äolus, dir gewährte der Götter und Sterblichen Vater,
Einzuschläfern die Flut.“

So denkt sich der Sorrentiner seinen Schutzheiligen, der nach römisch-katholischer Lehre die Macht über das Meer erhalten hat.

Als Äneas am Ufer des Tiber im Gebiete der Latiner landete, rief er den Schutzgenius des Ortes an*), wohl wissend, daß jedes Gebiet, jeder Ort einer besonderen Schutzmacht unterstellt war. Wer von Amalfi oder einem anderen Ort des Sorrentiner Berglandes nach Sorrento übersiedelt, weiß, daß er hier einen anderen Ortsgenius vorfindet. In Amalfi herrscht schützend St. Andrea, in Castellamare St. Cataldo, in Positano die Madonna, in Sorrento St. Antonino, wobei zu bemerken ist, daß jeder Ort mehrere Gottheiten ehrt, weshalb Sorrento auch der Madonna große Feste feiert.

Zu allen Schutzgöttern der Stadt Theben läßt Äschylos in der Tragödie: „Zug der Sieben“ den Eteokles flehen:

„O Götter dieser Stadt,
Helft uns, ihr Ewigen! Es nützt auch euch,
Denn eine Stadt im Glück verehrt die Götter.“

So denkt man noch heute: Wenn St. Antonino nebst den anderen Schutzmächten Sorrento glücklich macht, so hat er selbst den Nutzen davon, denn aus Dankbarkeit werden seine Sorrentiner ihn mit Gelübden, Gebeten, Weihgeschenken, Feuerwerk, Illumination und Festschmäusen ehren. Offenbar ist St. Antonino, dieser Lar publicus Sorrentinus, seiner Stadt wohlgesinnt, denn „Friede und Heil“ genießt Sorrento und die Einwohner beweisen das gute Verhältnis zu ihrem Schutzheiligen auch durch den vertraulichen Verkehr, welchen sie mit demselben pflegen. Während

*) Genium loci precatur. Aeneis VII, 135.

nämlich die Kultusstatue in der Krypta des Heiligen verbleibt, wandert eine ebenfalls alte, aber kleinere Statue desselben von Haus zu Haus. St. Antonino besucht seine Schutzbefohlenen, und wenn sein Besuch naht, so wird das Haus geschmückt, der hohe Gast hat seinen Ehrenplatz auf einem kleinen Altar, Lichter werden angezündet und allabendlich eine Gebetsandacht vor ihm gehalten. „Sie erflehen an Götteraltären Frieden und Heil" *). Oft bin ich in Bauernwohnungen der Sorrentinerebene eingekehrt, habe jene völlig naive, echt heidnische Frömmigkeit gesehen und gehört, mit welcher Liebe man von dem altbewährten väterlichen Schutzheiligen St. Antonino redet. Es ist dieselbe Innigkeit eines vertraulichen Verkehrs, in welchem der Römer mit seinen Hausgöttern (Laren) stand. Im Lauf von 1200 Jahren war zwischen den Sorrentinern und ihrem Schutzgott stets das beste Verhältnis und letzteres ward niemals durch Mißtrauen getrübt. Auch der Überfall durch die Türken 1555 hat dies Verhältnis nicht gestört, vielmehr die Einwohner zum größeren Eifer im Kultus der Heiligen angetrieben. Bis auf den heutigen Tag wird es dem Heiligen hoch angerechnet, daß er auch ein recht auffallendes Wunder zustande gebracht hat, dasjenige, was die römisch-katholische Kirche als Miracolo strepitoso bezeichnet. Er rettete nämlich ein Kind, welches in den Rachen eines Meerungeheuers geraten war, und dies Mirakel geschah sofort, als die Mutter sich flehend an St. Antonino wandte. Zum Andenken an diese Leistung hängt im Atrium der Basilika des genannten Heiligen der Rippenknochen eines Walfisches **).

Am Nordrand der Sorrentiner Halbinsel liegt waldeinsam das Kloster St. Trinitá della Cava. Es erinnert an Urban II., welcher vor 800 Jahren die später renovierte Klosterkirche weihte. Auch hat man in der Nähe einen Felsstein mit einer Kirche überbaut, um die Stelle zu bezeichnen, wo genannter Papst vom

*) Siehe unseren zweiten Teil, das Kapitel von den „Hausgöttern".
**) Vgl. Kap. XV: Markt der Wunder.

Rosse stieg, um die letzte Strecke bis zum Klosterheiligtum zu Fuß zu wandern. Das Kirchlein mit jenem Stein, der dem Papst zum Absteigen diente, heißt Pietra santa. In den Oberräumen dieses Heiligtumes wohnt ein Eremit, welcher, wie jedes Menschenkind, seine Lebensgeschichte hat. Derselbe war ein Holzhauer, verletzte sich den Arm, ward arbeitsunfähig und erhielt von geistlichen und weltlichen Behörden einen „Panisbrief“, d. h. er ward zum Eremiten von Pietra santa und dadurch zum privilegierten Bettler ernannt. Als solcher vagabundiert er in der Umgegend, und wenn es im Winter regnet, fabriziert er Pfeifenröhren. Seine „Saison“ ist im Sommer, wenn viele Fremde seine Klause besuchen, um von der Terrasse derselben in das wunderliebliche „hundertstädtige“ Thal von Cava zu blicken, welches einst dem genannten Kloster zu eigen war. Für solche Gäste ist unser Klausner ein Gastgeber gar „wundermild“, der aber lieber nimmt als giebt und seinen Wein sich gebührend bezahlen läßt, auch Lottonummern *) nie umsonst prophezeit. Oft saß ich auf der Terrasse dieses Eremiten, der mir seinen erwähnten Bettel-Privilegiumsbrief ohne Anstand zeigte. Italien hat ca. zwölftausend privilegierte Bettler **), von denen ein großer Teil dem Beruf der Eremiten obliegt! —

Die römisch-katholische Kirche duldet diese Fratze des Eremitentums, ja mehr als das, sie sanktioniert dasselbe. Im Thal von Cava habe ich mehrere dieser Einsiedler entdeckt, ebenso einen solchen auf dem Monte Epoméo auf Ischia, und alle Süditalienfahrer haben auf den Ruinen der Tiberiusvilla auf Capri jenen Eremiten gesehen, der für Geld und gute Worte die Fremden mit Wein und Stühlen versieht, damit sie an diesem Wunderpunkt der Erde sich der Aussicht erfreuen. Jener Eremit von Capri ist ein invalider Schuster. — Die „Kirche“ hat ihn zum Eremiten gestempelt und gestattet, daß er im Eremitenkleid das Bettlerhandwerk ausübt. —

---

*) Siehe erster Teil, Kap. VIII: Orakel.

**) Das soeben vollendete neue Strafgesetzbuch wird hier ändern und bessern. Die römische Kirche hat das Betteln stets begünstigt, sogar geheiligt.

Also ein Werk der römisch=katholischen Kirche, unter deren Obhut tausende dieser Eremitenkarikaturen vegetieren, Lazzaroni im Einsiedlerkleide, Schüler des Diogenes, ähnlich denjenigen, welche der Satiriker Lucian im zweiten Jahrhundert, als sie im römischen Reich sich massenhaft zeigten, als „Hundephilosophen" bezeichnete. Ein Nachbild dieses Stückes aus dem Heidentum ist genanntes Werk der von Heidentum erfüllten römischen Kirche. Was Horaz über diese Sorte dachte, sagt seine zweite Satire:

„Tänzerinnen im Chor, bannkundige Würzebereiter,
Bettelpropheten und Tänzer und Gaukler."

In der späteren Kaiserzeit wurden die sogenannten „kynischen" Philosophen, welche im zerlumpten Mantel, schmutzig*) einher=gingen, zu einer Landplage und benutzten, wie die heutigen Eremiten=bettler, die Besitzlosigkeit als Diplom für das Schmarotzen.

Was speziell den Diogenes zu Pietra santa betrifft, so bin ich demselben in einer Hinsicht zu Dank verpflichtet, denn er hat mich auf Dinge hingewiesen, welche ich ohne ihn nicht entdeckt hätte. Bei einem Abendgang auf schattigen Waldpfaden in der Nähe des Klosters Trinità della Cava sah ich den Eremiten vor einer Felswand stehen und erfuhr auf meine Frage, daß hier eine heilige Stätte sei. Dabei zeigte er auf die Spuren eines größten=teils verschwundenen Bildes, welches seit uralten Zeiten jene Fels=wand ziert. Es sind die Reste von einem Bilde des St. Christo=phorus, so sagte mir der Eremit. Nun konnte ich die Reliquien jenes Andachtsbildes deuten. Man sieht nämlich die über die Schultern des Riesen gelegten Beinchen des Christuskindleins, so=wie ein Stück vom Oberkörper des St. Christophorus. Der Eremit zeigte mir noch mehr, nämlich die Spur des heiligen Riesen, in den Felsen eingedrückt. Ich bewunderte die Phantasie dieses Diogenes, der zur Versicherung seines Berichtes sich zur Erde neigte und jene Spur küßte, worauf er mir sagte, daß er diese Verehrung jedesmal jener Fußspur zukommen lasse, so oft er auf diesem Bergpfade wandle. Dann empfahl er sich, indem er schmunzelnd auf seinen gefüllten Bettelsack hinwies.

---

*) Vgl. unseren ersten Teil, das Kapitel: „Ein heiliger Zauberer".

Also eine Spur des heiligen Christophorus! Diese Entdeckung machte mein Interesse rege und führte zu weiteren Entdeckungen. Alle Dörfer jener Höhen habe ich durchwandert, um Spuren des heiligen Riesen zu finden. In einer Kirche sah ich an der Wand der Vorhalle sein riesengroßes Bild, das Kindlein auf dem Rücken, den Stab in der Hand. Im Dom von Sorrento, dicht an der Innenseite der Thür, fand ich ein Relief, welches denselben Gegenstand darstellt und aus dem elften oder zwölften Jahrhundert stammt. Eine zweite Fußspur des Heiligen habe ich nirgends gefunden und dürfte die genannte einzig auf Erden sein. Wenn die römische Kirche solche Dinge wahrt und hegt, so ist dies eine Nachahmung des antiken Heidentums. Die Hellenen, welche die Küsten des Mittelmeers kolonisierten, zeigten, wie oben erwähnt, an zahlreichen Stellen die Fußspuren des Herkules, ihres Nationalheros, die römisch-katholische Kirche zeigt außer der Fußspur des Chistophorus an mehreren Stellen Fußspuren der Madonna und bei Rom eine Fußspur Christi in der Kirche Domine quo vadis*). — Wie kommt St. Christophorus in die Bergschluchten und auf die Berghöhen von Cava?

Der genannte gehört zu den ältesten mythologischen Heiligen der römischen Kirche und die bekannte Legende ist nichts weiter, als die Erläuterung seines Namens: Christo-forus, Christusträger. Einst war er in der gesamten Kirche bekannt, ward als Schutzgenius angerufen, heutzutage gehört er zu den fast Vergessenen. Ich habe in ganz Süditalien nur in den Bergen von Cava Spuren seiner Verehrung gefunden, ein Beweis, daß es den Göttergestalten der römisch-katholischen Kirche ebenso geht, wie denjenigen der römisch-hellenischen Mythologie: Viele derselben fielen der Vergessenheit anheim, oder mußten sich, nachdem ihre Glanzperiode vorbei war, mit einem kleinen Schauplatz ihrer Anrufung begnügen. Die heilige Agnes in Rom, eine der großen mythologischen Heiligen, besitzt in der Stadt der Päpste zwei Kirchen, eine an der Piazza Navona und eine uralte außerhalb der Stadt-

*) In früheren Zeiten besaß auch der Ölberg eine Fußspur Christi, ob sie noch gezeigt und geküßt wird, weiß ich nicht.

mauer, in Neapel und anderen Städten Süditaliens ist sie eine unbekannte Größe. Der heilige Laurentius, vom Dichter Prudentius (gest. 405) als großer Heiliger besungen, hat in Neapel eine vor 600 Jahren durch Karl Anjou infolge eines Gelübdes erbaute Kirche und gehörte zu den gefeiertsten Heiligen daselbst, heutzutage ist er fast vergessen. In seiner Kirche hat sich der Kultus des St. Antonio eingenistet, wodurch St. Lorenzo in den Schatten gestellt wurde. Ähnlich ist es dem Christophorus trotz seiner sinnvollen Legende ergangen. Ich habe mich bemüht, zu erforschen, wie weit man dieselbe in den Bergen von Cava kennt, und mich überzeugt, daß die Erinnerung an dieselbe verschwunden ist. Auch dem Eremiten von Pietra santa lag sie im Dunkel. Dabei erfuhr ich, daß die Lastträger sich bisweilen mit ihren Gebeten an den gigantischen Heiligen wenden. Tief unten in malerischen Schluchten treiben schäumende Gebirgsbäche manches Mühlenrad und „in einem kühlen Grunde“ sieht man die Sackträger, welche das Mehl auf schlechten Pfaden aufwärts tragen. Sie rufen zu jenem Heiligen, der eine schwere Last durch den Strom trug. Viel armes Volk wohnt in den genannten Bergen, in deren Waldungen Kohlen gebrannt werden. Es ist die Arbeit der Frauen, schwere Kohlenlasten von den Berghöhen ins Thal zu tragen. Oft bin ich diesen armen Weibern begegnet, die von der Last erdrückt zu werden schienen. Etwa dreimal am Tage können sie solchen Bergmarsch machen und ihr Lohn ist ein erbärmlicher. Sie rufen um Kraft zum heiligen Christophorus.

Im Kloster Trinità della Cava weilte oft bei seinem Verwandten, dem Abt daselbst, ein schöner, hochbegabter Knabe, welcher — über dreihundert Jahre sind seitdem verflossen — von Salerno aus jene Klostereinsamkeit zu besuchen pflegte, wohin seine Mutter ihn gern begleitete. Der Name des Knaben ist Torquato Tasso. Geboren 1544 in Sorrento, verlebte er hier die ersten Lebensjahre und siedelte dann mit seiner Familie nach Salerno über. Von dieser Stadt zieht sich an den Wänden der Kalkberge der Weg empor bis zum Städtlein Vietri, folgt dem Bett eines

Stromes bis zum freundlichen Cava und führt von da in das bewaldete Gebirge hinauf, bis er beim Kloster St. Trinità in einer Bergschlucht am rauschenden Waldstrom endigt. Im Kloster lauschte Torquato den Erzählungen des Abtes. Sie handelten vielfach von den Kreuzzügen, von Urban II., der jenes Kloster weihte und dessen zündendes Wort die Kriegerscharen zum heiligen Kriege rief. Manche Helden hatten auf dem Friedhof des Klosters ihre Ruhestätte gefunden, nachdem sie im heiligen Lande die Ungläubigen bekämpft. Die in Cava empfangenen Jugendeindrücke des Torquato waren nachhaltig, das beweist jenes Heldenlied, welches später dem Dichter Weltruf verschaffte.

Dem Hof Ferraras entflohen, kam Tasso zu seiner in Sorrento wohnhaften Schwester.

„Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tausende den einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zn Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent,
Denn ich muß nach Sorrent hinübereilen.
— — — — — — — —

„Ich gehe sacht
Den Pfad hinauf und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Sersale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße."

Das Haus der Cornelia ist noch vorhanden, ebenso der aufwärts führende Pfad, an dem man noch heute Weiber mit der Spindel erblickt, und an derselben Stelle landen, wie seit ungezählten Jahrhunderten, die mit antik geformten und gestellten Segeln versehenen Marktschiffe. Hier im Süden ändern Jahrhunderte wenig oder nichts.

In Sorrento fühlte sich Tasso wie im Hain der Armida, von dem er im sechzehnten Gesang des befreiten Jerusalems sagt:

„Besonnte Höh'n und schattige Thaleshallen,
Und Grott' und Wald von einem Blick gewahrt."

Zu neuem Leben erwacht, kehrte er nach Ferrara zurück, kurze Zeit sonnte er sich in den Strahlen des Glückes, dann aber begannen die Leidensjahre, welche erst in Rom, im Kloster St. Onofrio endigten. Den Dichter Schubart brachte sein freies Manneswort ins Gefängnis und ins Elend, mit den Gründen von Tassos Elend hat es eine andere Bewandtnis. Es ist zweifellos und wird in neuerer Zeit immer mehr erkannt, daß die damaligen religiös-kirchlichen Verhältnisse einen Hauptgrund für sein umdüstertes Geistesleben abgegeben haben. Tassos Leben fiel in die Zeit der finsteren Reaktion päpstlicher Hierarchie. Der Vatikan, welcher unter Leo X. Gesang und Saitenspiel vernommen und die reichsten Bilder des genußsüchtigsten Weltlebens geschaut, das Papsttum, welches im Leben der Kunst geschwärmt hatte, schien plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Die Inquisition erhob ihr drohendes Haupt, die katholische Lehre erhielt eine fest formulierte Gestalt, Paul IV., ein achtzigjähriger Mönch, bestieg 1555 den päpstlichen Thron, die Freiheit des Geistes war in Italien zu Ende, tausend Vögel, welche einst ihre Flügel fröhlich entfalteten und lustig sangen, verstummten, denn „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht". Von jetzt an ward jedes Produkt der Poesie oder einer anderen Kunst strenge mit dem Maße der Kirche, ihrer Lehre und Dogmen gemessen. Zu jenen armen Waldvögeln gehörte auch Tasso. Schwere Gewissensbedenken stiegen in ihm auf, ob sein Heldengedicht, das befreite Jerusalem, vor dem Richterstuhle der Kirche bestehen könne. Oft hat er darüber sich in Rom befragt, oft sich wegen gewisser Dinge in jenem Werke die schwersten Vorwürfe gemacht, sich als einen sündigen Sohn der Kirche, als ein verlorenes Kind bezeichnet und angeklagt. Die römische Kirche mit ihren Glaubensgerichten hat den unglücklichen Tasso auf ihrem Gewissen. Vielleicht wird sie eines Tages zu ihrer Entschuldigung geltend machen, daß Ketzergerichte bereits im Altertum existierten und schon Plutarch*) ein Beispiel derselben anführt.

*) „Pericles", Kap. 32.

Evviva la Madonna! — Dieser Ruf durchhallt die Sorrentiner Berge im Monat August, wenn es gilt, diese große Gottheit zu feiern, unter deren goldgesticktem Gewande sich, wie wir früher erkannten, weibliche Götter der Alten bergen*). Dort, wo sich die Sorrentiner Berge schroff in den Meerbusen von Salerno senken, liegt, den Inseln der Sirenen schräge gegenüber, in einer Bergschlucht versteckt, das freundliche Städtlein Positano. Straßen und Häuser, Orangengärten und Zitronenhaine ziehen sich den Berg hinauf und die stattliche Kirche rühmt sich des Besitzes einer auf Befehl des Vatikans gekrönten, wunderthätigen Madonnenstatue. Das größte Jahresfest dieses Städtleins fällt auf den 15. August, und dann pflegen von fern und nah alle diejenigen nach Positano zurückzukehren, welche zeitweilig abwesend sind, sei es, daß sie als Hausierer wandern, sei es, daß sie auf andere Weise Erwerb suchen. Eine genußreiche Wanderung führte uns von Sorrento zunächst nach dem hochgelegenen St. Maria del Castello, einem weltverlorenen Bergdorf, welches selten vom Fuß eines Fremden betreten wird. Ein uraltes Kirchlein besitzt dort ein Wunderbild der Madonna, welches im Mai jeden Jahres ins Freie gelangt, die übrige Zeit aber in strenger Klausur verharrt. Wenige Schritte führen von dort an den Felsenrand, wo man tief unter sich Positano in seiner heimlichen Schlucht, und darüber hinaus daß großartige Panorama des Golfes von Salerno erblickt. Wir stiegen auf Treppen und Pfaden nieder und kamen im genannten Städlein an, als die Madonna unter Glockengeläut und Jubelrufen ihren Triumphzug durch die Straßen hielt. Die Stadt war mit Bäumen, Guirlanden und Fähnlein geschmückt, der Himmel strahlte in sommerlichem Glanz und dazu krachten die Bomben, ein Getöse, dessen Echo die Berge wiederhallten.

Nicht weit von Delphi befand sich ein berühmter Tempel der Isis, deren Heiligtümer in Griechenland zahlreich waren. Vom Fest jener Göttin sagt Pausanias (X, 22): „Am zweiten Fest=

*) Siehe im zweiten Teil die beiden Kapitel von der „großen Mutter“ und der „Himmelskönigin“.

tage errichten die Krämer Zelte aus Schilfrohr und anderem Material, dann kommt man zusammen, um Handel zu treiben, sei es mit Sklaven oder Vieh, mit Kleidern oder mit edlem Metall. Dabei werden der Isis Opfergaben gebracht und diese werden beim Festzug aufgeführt."

Ähnlich sahen wir's in Positano, wo heiteres Markttreiben herrschte und man bei der Prozession dem Kleid der Madonna allerlei Gaben, meist Schmucksachen, anheftete.

Bei großen Götterfesten zeigten sich in Rom fast immer Chöre von dreimal neun Jungfrauen, welche Hymnen singend der Prozession voraufgingen. Ähnlich sahen wir es bei der Prozession in Positano, wo der Hymnus nicht fehlte. Ein solcher lautet:

1) Andiamo su a Maria,
Anime tribolate,
Anime cruciate,
Da qualsisia dolor.

2) Su a Maria corriamo,
Mesti languenti e afflitti,
Orfani e derelitti
Tutti a Maria su su.

3) Chi fece a Lei ricorso
Non mai restò deluso;
Non mai restò confuso,
Chi il nome suo chiamò,

4) Eccomi si, o Maria,
Eccomi a'piedi tuoi,
Soccorrer tu mi puoi,
Aspetto il tuo favor *).

Evviva la Madonna! In Sorrento, in Meta, in Massa, in St. Agatha hörten wir diesen Ruf. Das letztgenannte Städtchen liegt weltverloren hoch in den Sorrentiner Bergen, hatte zu Anfang sich die vom dritten Kapitel her uns bekannte Schutzheilige St. Agatha erkoren, auch von ihr seinen Namen genommen, beschloß aber später, die erhabene Himmelskönigin zur Beschützerin zu wählen, von der jüngst ein Panegyriker lügnerisch behauptete: „Konstantinopel ward in wahren religiösem Geiste von Konstantin der Maria geweiht und blieb seiner Beschützerin stets ergeben (divota). Jene Stadt hieß: Stadt der Gottesmutter. In jeder Straße war ein Prachttempel der Regina del cielo, in jedem Haus eine derselben geweihte Kapelle, an jedem Kreuzwege ein Bild der S. S. Maria."

---

*) Wir bitten die Gebete zu vergleichen, welche wir im zweiten Teil Kap. IV als an heidnische Gottheiten gerichtet angeführt haben.

Schon am Vorabend des Festes gelangten wir nach St. Agatha und schauten die vielgerühmte Illumination. Dabei überspannt man die Hauptstraße mit Lichtbögen und benutzt tausende von Lämpchen verschiedener Farbe. Straßen und Häuser schwammen im Lichtmeer und an der Kirchenfront strahlte die Lichtschrift: Evviva Maria! Musik ertönte, die Festgenossen wogten auf und nieder und die Weinschenken waren mit frischem Lorbeer geziert. In der Kirche fand der Vesperkultus statt, begleitet von Pauken und Trompeten, vor zahlreichen Häusern und auf den Terrassen sah man gedeckte Tische, da ward geschmaust, gesungen, getrunken. „So was deucht mir die höchste Wonne des Lebens.“ (Homer.)

In Rom waren Hazardspiele als Zeitvertreib bei den Götterfesten üblich. Sueton*) führt einen von letzterem an seinen Stiefsohn Tiberius gerichteten Brief an, in welchem es heißt: „Wir haben das Fest der Minerva heiter verlebt, dabei alle Tage gespielt und das Würfelbrett nicht kalt werden lassen.“ Auch liebte Augustus das Spiel mit Nüssen. Ebenso ist es noch heute bei den „christlichen“ Götterfesten des Südens**). Man spielt oft bis spät in die Nacht, selbst Würfel und Nüsse fehlen nicht.

Die Madonna mit ihrem Kultus erinnert an eine römische, namentlich von den Frauen hochgeehrte Gottheit, genannt Bona Dea. Diese wurde, wie Maria, als eine Jungfrau bezeichnet, sie hatte, wie heute Maria, das Prädikat Sancta und Sanctissima***) und besaß königliche Macht, wie jetzt die Madonna. Der Kultus dieser neuen Bona Dea wird vom Klerus eifrig gefördert. Infolge des Bruno-Denkmals, welches Pfingsten 1889 in Rom enthüllt wurde, richteten fast hundert Bischöfe des einstigen Neapolitanischen Königreichs, (sofern dies sich über das Festland erstreckte) ein vom 30. Juli 1889 datiertes Schreiben an den Papst, worin sie u. a. sagen: „Wir unterlassen nicht, Tag und Nacht zu arbeiten, damit die Wahrheit und Ordnung siege und die katholische Lehre wieder ihre Herrschaft (impero) erlange. Wir

---

*) Kap. 71: Leben des Oct. Augustus.

**) Vgl. unseren ersten Teil, das Kapitel: „Giuoco piccolo“.

***) Vgl. Preller, Römische Mythologie, S. 356.

sorgen, daß sich die Devotion gegen das hl. Herz Jesu, die Quelle aller Gnade, verbreite, sowie die Devotion gegen unsere unbefleckte Mutter Maria, damit sie mit ihrem Rosenkranz uns Sieg erflehe über unsere Feinde".

In St. Agatha hatte sich zum erwähnten Festtage der Platz vor der Kirche, sowie die breite Straße in einen Jahrmarkt verwandelt, wo es an Leistungen der Industrie originelle Dinge zu schauen gab. Von weit und breit hatten Frauen die Erzeugnisse ihres Webstuhls gebracht, bunte Tücher, allerlei Ware aus Seide oder Baumwolle und Leinwand, Stoffe für Kleidung aller Art. Dabei ist in Süditalien die Thatsache eigentümlich, daß jeder Ort seine Sonderart der Weberei besitzt, so daß das Volk beim Anblick einer solchen Ware sofort weiß, woher sie kommt. Neben der Webeindustrie finden wir die Holzindustrie vertreten. Wir sahen Holzwaren aller Art, sofern sie der ländlichen Küche dienen, Löffel, Teller, Mörser u. s. w., alle diese Dinge mit den einfachsten Instrumenten gearbeitet, sicherlich ebenso, wie seit Jahrhunderten. Hieran schließt sich die Korbflechterei, die aber für den Markt von St. Agatha nur Kohlenkörbe liefert. Man benutzt in Süditalien als Brennmaterial fast nur Holzkohlen, und für jeden Tag kauft der kleine Mann seinen Bedarf beim Händler. Zu dem Ende nimmt er sein Körbchen, entweder ein kleines oder ein großes. Wird das erstere gefüllt, so ist der Preis 25 Centesimi, wird der größere Korb gefüllt, so zahlt man das doppelte. Außerdem bot der Markt viele andere Dinge, Nüsse, Kastanien, Kuchen ꝛc. für den Gaumen, dazu Bilder für die häusliche Andacht und Spielzeug für die Kleinen. Das Madonnafest, nicht Weihnacht, bietet letzteren willkommene Gaben.

Bekleidet mit goldgesticktem Gewande, von kräftigen Männern getragen, verließ die Himmelskönigin ihre Kirche. Böllerschüsse und Jubelgeschrei donnerten ihr entgegen, Pulverdampf umhüllte ihre Gestalt. Wir wurden aufmerksam gemacht auf eine neue Haarfrisur, welche in Gestalt blonder Ringellocken auf die Schulter dieser Bona Dea niederhing. In der Prozession sahen wir weißgekleidete, rosenbekränzte Mädchen, weiß und blau gekleidete Jungfrauen, viele Frauen, alle mit Goldgeschmeide geschmückt, dazu die

Geistlichkeit, Züge von Brüderschaften in langen weißen Gewändern, alle Mitglieder trotz Sonnenbrand ohne Kopfbedeckung. Das Publikum verneigte sich vor der Regina coelestis, viele knieten nieder und schlossen sich der Prozession an*). Zum Vergleich sei ein Festzug in Sicilien erwähnt. Die inmitten von Schwefelgruben im Herzen Siciliens gelegene Stadt St. Cataldo ist berühmt durch eine Prozession zu Ehren der Madonna Immaculata am 8. Dezember. Am Mittag dieses Festtages kommen Wagenladungen von Lorbeerbüschen und Lorbeerbäumen in die Stadt, wo sie verteilt werden. Man reißt die Zweige ab, streut sie von den Dächern und Balkonen auf die Menge und jeder sucht einen Zweig zu erlangen, um so geschmückt an der Prozession teilnehmen zu können. Am Abend beginnt dieselbe. Man trägt die Statue der Immaculata und jeder, auch die Priester, hält einen mit Bändern gezierten Lorbeerbusch, sowie eine Fackel. Erst spät in der Nacht kehrt man zur Kathedrale zurück.

Damit der Leser wisse, wie die „Kirche" ihre Feste beschreibt, folgen hier zwei Beispiele.

Der Osservatore Romano brachte in seiner Nummer vom 22. September 1889 folgende Korrespondenz aus Vicenza (Norditalien). „Heute wünsche ich mir eine Zauberfeder, um das unvergeßliche Schauspiel einer Pilgerfahrt zu beschreiben. Angeregt vom Komitee in Venedig, angekündigt vom Patriarchen daselbst, war die letztere imponierend und großartig. Vier Tage eilte man von allen Seiten zu den Füßen der Himmelskönigin, welche sich herabließ, auf Berico ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Tausende und abertausende von Pilgern stiegen hinauf zum Heiligtum, den Rosenkranz betend und Loblieder auf die große Jungfrau singend. Die Kommunionen und Messen waren sehr groß. Man mußte das göttliche Opfer, (il Divin sacrifitio) einige Male an der Pforte des Heiligtums celebrieren. Welcher Anblick! Der gesamte Hügel war bedeckt mit Pilgern und alle standen entblößten Hauptes in der brennenden Sonne. Fast alle Bischöfe der Provinz Venetien stiegen auf den Monte Berico zur Maria, oder

*) Siehe in unserem zweiten Teil, das Kapitel: Die Himmelskönigin.

schickten ihre Stellvertreter, um auf diese Weise an dem Fest des Glaubens und der katholischen Frömmigkeit teilzunehmen. Jeden Tag wurden Reden gehalten. Gestern war ein grandioser Tag. An diesem hielt der Patriarch eine Rede. Er sprach von dem Zweck und Nutzen der Pilgerreisen, empfahl Glaube und Liebe, Unterwerfung unter den obersten Bischof (Sommo Pontefice) und protestierte gegen die Apotheose des Bruno. Die Schlußrede hielt der Bischof von Padua, welcher die Hörer bezauberte und hinriß. Man hörte das Murmeln der Worte: „Ja, ja, so ist es! Er sprach von den Gnadengaben, welche Maria 1885 bei der letzten Pilgerfahrt schenkte, vom Triumph Leos XIII. bei seinem Jubiläum, berührte den Brunoskandal und zeigte, daß dieser der Kirche und dem Papst einen Triumph bereitet habe, denn die Kirche stehe trotz Bruno unbesiegt. Er ermahnte, auf Maria, den Schild der Kirche und die Hilfe der Christen zu vertrauen. Er schloß mit einem Gebete an Maria. Hierauf wurde das Tedeum angestimmt."

Il vero Guelfo brachte nachstehenden Bericht: Gestern Abend (26. August 1889) fand die erste Illumination zu Ehren des wunderbaren Bildes der Madonna Addolorata statt und die Freude unseres Volkes war unbeschreiblich. Dasselbe hat aber auch guten Grund, froh zu sein! Der Platz von Pigna secca bot ein Schauspiel, welches die Herzen von mehr als menschlichen Gefühlen (di affette non umani) klopfen ließ. Von 4 Uhr nachmittags an harrte eine kolossale Menschenmasse auf die Enthüllung des verehrten Bildes, welches auf einen prächtigen Katafalk gestellt worden war. Um das Fest nicht zu stören, war aller Wagenverkehr verboten und die Fruchthändler hatten aus freien Stücken den Platz geräumt. Es handelte sich ja um die glänzende Ehre der Madonna, welche an genannter Stelle unsere Vaterstadt mit so vielen Gnaden beschenkt. Endlich um 7½ Uhr abends fiel von den sieben Schleiern der eine nach dem andern, man sah das so viel angeflehte Bild. Freudengeschrei ertönte von allen Seiten, Musik ließ Jubelklänge hören, das Bild glänzte in elektrischer Beleuchtung, die Menschenmasse ward von heiligem Enthusiasmus ergriffen. Bis um Mitternacht hielt das Gewoge

an, eine glänzende Demonstration des Glaubens, bei welcher ein jeder seine Pflicht that. Morgen wird man die Gottesmutter in derselben Weise ehren und unser Volk wird seinen Glauben nicht verleugnen. Viva la fede Napoletana“.

Zur Erläuterung dieses: Pigna secca, die trockene Pinie, ist einer der belebtesten Plätze Neapels. Dort war seit langer Zeit ein unter Glas befindliches Madonnenbild, welches man an einer Mauer in einem kleinen Wegesheiligtum erblickte. Während der letzten zehn Jahre nahm, wie ich mit eigenen Augen gesehen, der Kultus dieses Bildes beständig zu und eine wachsende Zahl von Voten, neben dem Bilde angehängt, meldete die Wunderthaten dieser Madonna. Vor drei Jahren fing man an, ihr im August ein Prachtbauwerk zu errichten, welches eine Woche hindurch auf jenem Platze stand. Im August d. J. hatte man durch Kollekten in jenem Stadtviertel etwa 20000 Lire zusammengebracht und dafür eine riesenhohe Pagode gebaut, auch eine prachtvolle Illumination hergestellt und ein aus 30 Personen bestehendes Orchester engagiert. Dies Fest war also ein vom Volk angestelltes und hatte mit der offiziellen Kirche nichts zu schaffen. Der Lärm war ärger, als daß gewöhnliche Menschennerven ihn lange Zeit hätten ertragen können. Eine von hunderten begleitete Frau, barfuß, mit aufgelöstem Haar, sah ich vor jener Madonna erscheinen, um ihr Gelübde zu lösen.

Vor Jahren betrat Verfasser eine Kirche Kampaniens kurz vor einem Madonnenfest und ward Zeuge einer seltsamen Scene. Man war eben beschäftigt die Toilette der Madonna für ein Fest zu besorgen; ich fand einen Haarkünstler, mehrere Schneiderinnen und den Küster in Thätigkeit. Man freute sich, als ein Fremder dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit schenkte, und zeigte mir die neue Haarfrisur der Madonna, die von dem Kamme des Friseurs bearbeitet wurde. Als Toilettenzimmer diente das Hauptschiff der Kirche. Bei diesem Anblick dachte ich an die Dienerinnen der Juno auf dem römischen Kapitol, die vor Jahrtausenden die Toilette dieser „Himmelskönigin“ besorgten und ihr sogar den Spiegel vorhalten mußten.

Ähnlich hatte man in St. Agatha den Kleiderschmuck der

Himmelskönigin besorgt und ward mir auf Befragen die Nachricht, daß die Madonna einen reichen Vorrat von Kleidern besitze, auch ein Verzeichnis derselben vorhanden sei, diese Mitteilung erinnerte mich daran, daß auch die Athene auf der Akropolis viele Prachtgewänder besaß, die gleichfalls genau inventarisiert waren. —

Wir sahen, wie die Madonna in St. Agatha von ihrem Triumphzuge heimkehrte. Die Glocken läuteten, die Bomben krachten, die Musikanten bliesen den Königsmarsch. In Ephesus schrieen die aufgeregten Massen: Groß ist die Diana der Epheser, in St. Agatha rief das Volk: Evviva la Madonna!

Anhang.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum ersten Kapitel.

Das beste Bild des römischen Festlebens bietet Ovid, der Zeitgenosse des Augustus, in seinen Fasti, in denen er, dem Kalender folgend, nicht nur die römischen Feste, sondern auch die Sagen und Legenden vor Augen führt, welche sich mit denselben, die stets religiöser Natur waren, verbanden. Wer die religiösen Feste Süditaliens kennt, besitzt in ihnen einen Kommentar zu jenem Epos und hat Gelegenheit, die Ähnlichkeiten zwischen den heidnischen und den römisch-katholischen Legenden zu entdecken. Auch die Satiren des Juvenal, von uns oft citiert, sind in obiger Hinsicht eine Fundgrube für Kenntnis des antiken Festlebens, und wer die Gegenwart kennt, weiß, daß die von Juvenal gegeißelte düstere Seite heute nicht fehlt. In Hinsicht des römischen Karnevals besitzen wir als älteste Beschreibung die von Montaigne, der 1580 in Rom war, dann folgt die von Goethe, sowie von Madame de Staël. Wesentliche Stücke der Geschichte des Karnevals behandelt in aktenmäßiger Darstellung A. Ademollo, Il Carnevale di Roma nei secoli XVII e XVIII. Über die Barbarei gegen Juden siehe Seite 9. Über den Karneval 1634 und sein Ritterschauspiel Seite 24 ff. Genannte Schrift erwähnt auch Stierkämpfe als Karnevalsbelustigung, also Feste im christlichen Rom, die auf derselben Stufe mit den Tierhetzen der Kaiserzeit stehen (S. 142). Für die Geschichte des Karnevals ist wichtig D. Silvagni, La Corte e la Società Romana, II, 49 sqq. Genannter Verfasser läßt sich auf die Entstehung des Karnevals nicht ein und spricht nur die Meinung aus, daß derselbe den Saturnalien seine Entstehung verdanke. Dies ist, wie wir im ersten Kapitel sahen, nicht unrichtig, aber einseitig. Wer den Karneval verstehen will, muß ihn erklären, d. h. seinen Zusammenhang mit dem gesamten antiken hellenisch-römischen

Festleben kennen. Endlich nenne ich in Hinsicht der Geschichte des süditalischen Karnevals: Pitré, Biblioteca, XVII, 3sqq. sowie de Marzo, Biblioteca storica III, 258. Was die Teilnahme der sicilischen Geistlichkeit am Karneval betrifft, so liegen Synodalbeschlüsse vor, welche eine unglaubliche Versunkenheit des Klerus in früherer Zeit dokumentieren und zwar in den verschiedensten Städten. — Pitré, pag. 16, bemerkt, daß der Klerus sich früher überhaupt durch Liederlichkeit auszeichnete, daß er Spielhöllen hielt, an obscönen Komödien teilnahm u. s. w. Dies bezeugt auch der Beschluß einer Synode in Catania vom Jahre 1668.

Um die beim Karneval begangenen Sünden zu sühnen, geschieht in der Kirche St. Ignazio zu Rom jedes Jahr die pia funzione del Carnevale santificato. Messen, Kommunion und Reden gehen dem Atto di riparazione (Sühneakt) voran. Beim letzten Karneval ward in der Hofzeitung des Papstes eine Anzeige in obiger Hinsicht erlassen, welche so anfing: „Der Karneval ist ohne Zweifel eine Quelle von Beleidigungen gegen die göttliche Majestät“. Der Schluß sagte: „Das Herz Christi wird die Seelen belohnen, welche inmitten weltlicher Lust (baldoríe del mondo) Zeit finden, ihm den Tribut des Lobes, Gehorsams, der Liebe zu geben“.

Unterm 30. Januar 1883 schrieb die „Rassegna“ in Rom: „Die Chronik des diesjährigen Karnevals ist trocken wie eine unbezahlte Rechnung und langweilig, wie die Prozedur eines protestierten Wechsels“.

Zum zweiten Kapitel.

Während in Sicilien das am Freitag geborene Kind als Glückskind gilt, betrachtet der Kalabrese dasselbe als ein Unglückskind. Am Freitag darf in Kalabrien kein Kind getauft werden, ebenso darf man an diesem Tage nicht die Kleider wechseln, sich nicht rasieren, nicht die Nägel schneiden, ebenso wenig am Freitag Vorbereitungen für die Hebung eines Schatzes machen. Auch der Sonnabend hat: „l'augurio infelice“, was sich vielleicht vom Hexensabbat herschreibt. Der erste Tag des neuen Jahres gilt in Kalabrien als einflußreich auf das ganze Jahr. Man hütet sich daher, dann Geld zu leihen, aus Furcht, daß man in solchem Falle das Leihen im ganzen Jahre nötig

hat. Man fürchtet den Februar eines Schaltjahres, wie die antiken Römer, die alsdann viel Unglück erlebt hatten. Der Monat März gilt in Kalabrien als unheilvoll und von demselben heißt es, daß dann die Hexen umgehen. An jedem Freitag des März wird das Hexenaustreiben (Cacciata delle Streghe) vorgenommen, indem man nachts durch die Straßen rennt, Glöcklein läutet und schreit: Der März ist da, è venutu Marzu (Dorsa, a. a. O., pag. 43. 131 sqq.).

Als ein Unglückstag der schlimmsten Art gilt in Sicilien der 24. Juni, der Tag des St. Johannes. An demselben sind alle Mütter in Sorge wegen ihrer Kinder und suchen durch alle möglichen Mittel sie vor Unheil zu bewahren. Es gilt dann, die Kleinen im Hause zu behalten oder dieselben, falls sie die Straße betreten, zu warnen. Ein Wagen könnte die Kinder mit den Rädern verletzen, Steine sie zu Fall bringen, böse Buben ihnen Schaden thun (Pitré, Spettacoli pag. 313).

Cappaccio in seinem vielbenutzten Werk „Il Forastiero“ citiert einen Brief des Königs Ferdinand I. an den heiligen Francesco, der damals als Wunderthäter an das Krankenbett des Königs von Frankreich gerufen war. Der Brief, datiert den 18. August 1484, spricht die Überzeugung aus, daß die Gebete des Francesco unbedingt wirksam seien. Ferner berichtet Cappaccio in seiner Chronik, daß St. Francesco nach seinem Tode von Stadt und Reich Neapel zum Schutzpatron erwählt wurde (acclamato), als welcher derselbe viele Beweise seiner Schutzherrschaft gegeben habe.

In welchem Ansehen St. Francesco di Paola steht und stand, beweist die Kirche St. Francesco di Paola in Neapel, erbaut 1816 als Nachahmung des römischen Pantheons (siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen). An den genannten großen Santo erinnert auch eine Kapelle im Castello nuovo, dem Schloß der französischen und spanischen Herrscher Neapels. Dort weilte jener auf seiner Durchreise nach Frankreich, und sein Wohnzimmer, welches ihm vom König zur Verfügung gestellt war, ward in ein Oratorium verwandelt, wo eine pomphafte Inschrift den Ruhm des Heiligen meldet.

In Frankreich blühte der Venuskultus bis zum siebenten Jahrhundert. Später, als „Venise“ daselbst zu einer Santa wurde, gab man ihr sogar einen Ehemann, nämlich den heiligen Amator, Diener

des heiligen Joseph. Zu Amendolara in Kalabrien ist ein Kirchlein der Madonna, in welchem man Sonne und Mond, sowie solche Gestalten abgebildet sieht, die wahrscheinlich auf den Isiskultus hinweisen. Dort beten die jungen Mädchen: Madonna mia si st' annu sugnu schitta (vergine) l'annu chi vene viegnu maritata; d. h. Wenn ich in diesem Jahre noch Jungfrau bin, so laß mich im kommenden Jahre verheiratet sein. Früher war es Sitte, daß die Mädchen sich nur mit einem weiten Tuch bekleideten, wenn sie die genannte Madonna besuchten (Dorsa, a. a. O., pag. 63).

Zum dritten Kapitel.

Hymnen auf St. Agatha sind uns aus frühester Zeit überliefert, z. B. von Damasus, Bischof zu Rom im vierten Jahrhundert, zwei Hymnen stammen angeblich vom Spanier St. Isidorus. In letzteren wird erzählt, daß das Volk nach dem Märtyrertode der St. Agatha den Schleier derselben ihrem Grabe entnommen und durch denselben einen Lavastrom zum Stehen gebracht habe. Es heißt:

„Nam montis Aetnae incendium
Cursu dum rapidissimo
Ad Urbem pronum flectitur
Claret puellae meritum
Tunc e sepulcro Martyris
Plebs sacrum oelum deferens
Cujus pia praesent a
Exstinguit mox incendia."

Genannte Hymnen berichten, daß der römische Richter Quintianus die heilige Agatha martern und ihr eine Brust abschneiden ließ, worauf Engel diese Wunde heilten. Ein anderer Hymnus (der vom genannten Damasus) sagt, der Apostel Petrus habe sie geheilt.

Die zur Seligkeit des Himmels gelangten Heiligen vergessen nicht das Land, wo sie geboren sind, vielmehr hegen sie Wohlwollen gegen dasselbe und vergelten die Ehre, welche ihre Mitbürger ihnen zuteil werden lassen. Sowohl Palermo als Catania stellte die Behauptung auf, St. Agatha sei daselbst geboren, sei also, wie die einen sagten, eine civis Panormitana, und wie die anderen behaupteten, eine civis Cantanensis (siehe über diesen Streit die Acta sanctorum I, 605-614). Dieser Streit ward mit Leidenschaft, mit erlaubten und unerlaubten Waffen geführt, und, wie die Acta sanctorum sagen, nie definitiv

entschieden. — So viel ward der Stadt Catania zugestanden, daß St. Agatha daselbst als Märtyrerin starb. Als man die Tote in einen Sarg gelegt hatte, kamen hundert Engel und ihr Führer legte zu den Häupten der Toten eine Marmorinschrift: Mentem sanctam, spontaneum honorem Deo, et patriae liberationem. So die erwähnten Acta sanctorum.

Kaum ein Jahr war verstrichen, da drohte ein Lavastrom. Von diesem erschreckt eilten die heidnischen Bewohner des Ätna zum Grabe der heiligen Agatha und holten den rettenden Schleier (Acta sanctorum I, 618).

In vieler Hinsicht ist die heilige Agatha der heiligen Agnes ähnlich, welche als eine der größten Heiligen Roms betrachtet wird und deren Person so sehr vom Nebel der Wunderlegenden umhüllt ist, daß sie kaum anders als ein Mythus bezeichnet werden kann. Ähnlich erging es den Heiligen (Heroen) der Griechen und Römer.

Eine Kirche ward der heiligen Agatha schon früh in Rom erbaut, kam aber in Verfall. Gregor I. weihte sie aufs neue im sechsten Jahrhundert. Bei diesem Anlaß mußte der Dämon, welcher die verlassene Kirche bewohnt hatte, in Gestalt eines Schweines entfliehen (Acta sanctorum I, 631). Ein Finger der Santa ward in jener Kirche verwahrt. Viele Städte rühmten sich, im Besitz von Reliquien der St. Agatha zu sein. Konstantinopel besaß die abgeschnittene Brust, Volterrae ein Stück des Schädels. — Gregor I. schrieb an den Bischof Johannes in Sorrento (siehe Buch I seiner Briefe, Kap. 52), er möge dem Kloster des St. Stephanus auf Capri Reliquien der St. Agatha zukommen lassen. Die Acta sanctorum zählen eine Reihe von spanischen und belgischen Städten auf, welche einen Teil jener Reliquien besitzen. — Von Seite 646 an zählen die Acta sanctorum die Wunder der Heiligen auf. Das Feuer des Ätna ward gelöscht, die Gegenstände, welche von den Reliquien derselben berührt wurden, erlangten Heilkraft, Catania ward durch Macht der St. Agatha von Pest und Hunger befreit und gegen Feinde beschützt.

Kaiser Augustus ließ (Sueton, Kap. 31) 2000 Weissagebücher, die unglaubwürdige Verfasser hatten, verbrennen. Wann wird die römische Kirche mit der Makulatur zahlloser Heiligenakten ähnlich verfahren?

„Seit drei Jahren habe ich das heidnische Schauspiel des St. Agathafestes gesehen, und jedesmal ward es mir mehr zuwider. Auch in diesem Jahre sah man den Triumphwagen der Heiligen, gezogen von hunderten starker Männer, alle mit weißem Hemd und weißen Handschuhen bekleidet. Von Zeit zu Zeit schwenkten sie ihre Tücher und schrieen: Viva St. Agata. Früher waren die Einwohner Catanias der Madonna ergeben, als aber diese keine Wunder that, übertrugen sie die Ehre einer Patrona auf St. Agatha. Ob nicht die Madonna eifersüchtig wird? Beim letzten Fest fuhr der Erzbischof in einer mit vier Rossen bespannten Prachtkutsche“ („L'Italia evang.“, 15. Februar 1890).

Zum vierten Kapitel.

Im Jahre 1878 hatte die Statistik für Italien zu verzeichnen: 4049 Mordthaten, 228 Kindermorde, 3095 Raubanfälle, 669 Erpressungen, — im Jahre 1887: 3009 Mordthaten, 172 Kindermorde, 992 Raubanfälle und größere Diebstähle, 275 Erpressungen. Die Gesamtziffer ist also von 8041 auf 4449 heruntergegangen. Im Jahre 1885 waren 23 219 Verbrecher im Alter von 16 bis 21 Jahren. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß Rom, die Stadt des Papstes, in Hinsicht der Zahl von Verbrechen in Italien obenan steht. Die Städte, welche über die Durchschnittszahl der Verbrechen hinausgehen, sind Cagliari, Catanzaro, Neapel, Rom, Aquila, Catania. — Palermo hat dreizehnmal mehr Mordthaten, als Mailand, in Hinsicht der Morde steht obenan Girgenti auf Sicilien, Neapel nimmt die erste Stelle ein in Hinsicht Verbrechen gegen die publica tranquillità. Die Zeitung „Corriere di Napoli“ (Jahrg. XV, Nr. 282), der wir diese Statistik entnehmen, sagt über Rom: „Riassummendo, Roma presenta le proporzioni più alte, in confronto alla popolazione, per il complesso dei reati denunciati, pei reati di ribellione, pei reati contro le persone, esclusi gli omicidii, pei furti qualificati e per gli altri contro la proprietà. Was die Statistik der Morde anbetrifft, so veröffentlicht der „Oss. Rom“ folgendes, indem angegeben wird, wie viele Mordthaten auf je 100 000 Einwohner entfallen: „Infatti la proporzione degli individui condannati per delitti di questo genere, ogni 100 mila abitanti, è per l'Italia di 8,12, mentre invece per la Francia è di 1,56; per il Belgio di 1,78; per la Germania di 1,11; per l'Inghilterra di 0,60; per l'Austria di 2,24; per la Spagna di 7,83; per l'Ungheria di 6,09“. Bemerkenswerte Zahlen sind noch

diese: In Italien wurden in einem Jahre (1884) von der Polizei 1197 Kranke und 128 tote Personen auf den Wegen gefunden, dazu 2136 Betrunkene. — Im November 1883 machte ein Priester zu Acireale in Sicilien einen Mordangriff auf seinen Bischof in der Sakristei der Kirche!

Die Zeitung „Il Pungolo“, 30. Oktober 1884 stellte folgenden Vergleich an: „Ogni centomila abitanti voi avete all'incirca: 50 carcerati in Svizzera, 70 in Danimarca, 77 nel Belgio, 84 in Svezia, 86 in Olanda, 127 in Austria, 152 in Francia, 156 in Inghilterra e Galles, 129 in Prussia, 191 in Irlanda, 229 in Sbozia. La proporzione italiana va fino a 253 carcerati ogni centomila abitanti!!! Vediamoli tutti insieme fra i due anni estremi di un decennio, il 1873 e il 1882.

	1873		*1882*	
	Maschi	*Femm.*	*Maschi*	*Femm.*
Carceri giudiziarie	41849	2954	34721	2748
Bagni penali	15813	—	17715	—
Case di pena	10816	767	13524	1299
Case di custodia	821	75	937	53
Riformatorii	2535	455	3119	1632
	71834	4251	70016	5732

Schwerlich giebt es eine Stadt, wo so viele Spielhöllen sind, als Neapel. Vor vier Jahren wurden in einer und derselben Nacht sieben Spielhöllen von der Polizei entdeckt und dabei 150 Personen gefänglich eingezogen.

In der Provinz Neapel geschahen im Jahre 1884: Mordthaten 274, darunter 9 Vatermorde. Im Jahre 1883 waren daselbst 10272 Verwundungen zu verzeichnen, im Jahre 1884 noch mehr, nämlich 10358. Die Zahl der bei den Tribunalen Neapels im Jahre 1884 behandelten Verbrechen war 35736, darunter Diebstähle 8675, Raubanfälle 348, Fälschungen (reati di falso) 2882. Ich entnehme diese Zahlen aus einer Rede, welche der Präsident des Obergerichts in Neapel am 7. Januar 1885 hielt. Über den gesamten Stand der Sittlichkeit genannter Provinz äußerte sich der Präsident mit ernstem Urteil also: „Dei tempi nostri io dico invece e solamente cosi — Leggi buone e miti, ma scarso ossequio, arguto lo studio, audaci i propositi per violarle ed eluderle. Governo civile, umano e generoso, ma lo

spirito insofferente di ogni podestà legittima, intemperanti le volontà, incomposto ed esagerato il desiderio, ribellantisi gli insegnamenti ed i costumi ad ogni vincolo, che la ragione sbrigliata e multiforme, elastica ed accomodante, non gradisca e non tolleri. Eguaglianza di diritti assoluta: libertà per tutti grande, larga, immensa, ma abusato il nome di questa, falsato e mal compreso il concetto di quella — e combattuti con fantastiche lustre i benefizi della quiete, dell'attività, del lavoro regolato e sobrio, dell'ingegno eccezionale e preminente — eccitati gli animi dalle perniciose lusinghe e dalle facili seduzioni della licenza. Ampio infine ed incondizionato campo a tutte le capacità nella trattazione della cosa pubblica, ma non intento sempre il pubblico bene, non ambizione sola di benemerenza, bensi bramosia di potere, cupidigia di ricchezze: e così alle passioni ed agli odii privati aggiunti ed invadenti gli interessi ed i rancori di parte, offuscata l'idea del retto, prepotente quella dell'utile, non lealtà di parola e di patti, non santità di fede e di giuramento, non rispetto di persone e di beni, e invece insidie, attentati, violenze piccole e grandi, per cui pullulanti i giudizi e moltiplicate le condanne". Das Jahr 1889 zeigt für die genannte Provinz eine Besserung. Die Zahl der Verbrechen gegen Personen, (reati contro le persone), beträgt 72 weniger, als dies Minimum der vorhergehenden Jahre. Im Jahre 1887 waren 5448 ammoniti (unter Polizeiaufsicht) im Jahre 1889 nur 4176.

Im Mai 1890 ward bei Termini in Sicilien ein reicher Grundbesitzer von verkappten Männern fortgeschleppt und als Lösegeld 360 000 Lire verlangt. Nach Zahlung von 250000 Lire ward er freigegeben.

Im Gebiet des einstigen Kirchenstaates giebt es Ortschaften, welche eine traurige Berühmtheit in der Geschichte der Verbrechen besitzen. Dazu gehört Artena (Montefortino) bei Velletri. Am 7. Mai 1557 erließ Papst Paul IV. das nachstehende Edikt: „Desiderio Guidone da Ascoli, commissario di N. S. il Papa etc. E' da tutti conosciuto come da più anni gli abitanti di Montefortino hanno tenuto una vita colpevole e irregolare in pubblico ed in privato, essendo stati sempre ribelli e nemici di S. S. il Papa e della Santa Chiesa. In particollare, nell' ultima guerra hanno abbandonato le armi della S. Sede per unirsi a quelle dei nemici di essa, facendo prigionieri, svaligiando, saccheggiando

ed obbligando a pagare i riscatti, i fedeli sudditi delle loro vicinanze, commettendo assassinii e massacri, fortificando i loro castelli, chiamando in loro aiuto soldati stranieri, facendo prigionieri e uccidendo i soldati di S. Santità, attaccando i suoi campi e le sue batterie e le artiglierie sue. Per tali delitti hanno meritato i più grandi castighi, pubblici e privati. Ma perchè la punizione serva a tutti di esempio, la Santità di N. S. Papa Paolo IV, per grazia di Dio, volendo di più assicurare la libertà di quelle provincie e ricondurre all obbedienza della S. Sede, e volendo che la piazza di Montefortino non sia più un ricettacolo di ladri e di banditi, ha decretato che sarà completamente demolita, rovinata, e che il suo distretto, come le prodrietà individuali, sarranno devoluti alla Camera apostolica. Tutti gli unomini abitanti della città saranno esiliati". Paul IV. ließ also den Ort der Erde gleich machen, die Einwohner wurden exiliert und das Eigentum von der Camera apostolica, d. h. vom Papst, eingezogen.

Damit ist die Geschichte dieses Raubnestes nicht zu Ende. Der Ort ward wieder aufgebaut und in allen folgenden Jahrhunderten war derselbe berüchtigt durch die Zahl seiner Blutthaten. Am 5. Juni 1890 begann in Frosinone das Monstrum eines Prozesses, in dem zweiunddreißig Einwohner von Artena wegen Bildung von Räuberbanden, Straßenraub, Mordthaten vor dem Schwurgericht standen. Zu den Angeklagten gehörten auch wohlhabende Einwohner jenes Ortes. Die Anklageakten bildeten einen Folianten und für die Haltung des Schwurgerichtes hatte man ein Bauwerk neu herrichten müssen. — Um dieselbe Zeit stand vor dem Schwurgericht in Trapani (Sicilien) eine Mörderbande von 26 Personen. (cf. Corriere del Mattino 1890, Nr. 154.)

Die Zahl der Ammoniti (unter Polizeiaufsicht gestellte) war im Jahre 1884 in Italien 30000.

Griechenland hat die meisten Geistlichen; auf je 400 Einwohner entfällt ein orthodoxer Priester. Dagegen zählt Griechenland auch die meisten **Selbstmörder**; im vergangenen Sommer war der Selbstmord geradezu epidemisch, allein in Athen nahmen sich täglich im Durchschnitt fünf Personen das Leben. Auch bei der kühleren Jahreszeit ist die Selbstmordstatistik eine umfangreiche und zwar nehmen Männer und Frauen, Gebildete und Ungebildete hierbei eine gleiche Stelle ein. Noch höher ist freilich die Zahl der gemeinen **Mordthaten**. In der Kammer interpellierte vor kurzem ein Ab-

geordneter die Regierung, was sie gegenüber der immer größer werdenden Verwilderung der Sitten zu thun gedenke. Die „Ephimeris“ veröffentlicht dazu einen spaltenlangen Artikel mit der Überschrift „Krieg im Frieden“, in welchem sie nur die Mordthaten der Landschaften Messenien während eines Monats aufführte. In dieser Aufzählung wurde von Kämpfen der Gymnasiasten gegen die Lehrer berichtet, in denen die Schüler zwei Lehrer erstachen, von dem Überfall der Friedensrichter, von der Ermordung eines Bürgermeisters und von förmlichen Schlachten zwischen feindlichen Familien. (Vgl. Freie Glocken 1890 Nr. 4.)

In Bari am adriatischen Meer existiert eine Verbrecherverbindung, welche sich Maladchia nennt und mit der neapolitanischen Camorra Ähnlichkeit hat. Sie ist berühmt durch die Geschicklichkeit, mit welcher ihre Mitglieder das Dolchmesser handhaben. Trani, gleichfalls am Adriatischen Meer, ward vor einigen Jahren terrorisiert durch eine Bande, welche sich: l' infame legge nannte, in Taranto heißt eine solche Bande: bala vita.

Über die Selbstmorde Italiens entnehmen wir der „Libertá cattol.“ folgende Statistik:

Anno	*suicidii*	*nomini*	*femmine*
1871	836	694	152
1872	890	704	186
1873	975	788	187
1874	1015	767	253
1875	1022	847	275
1876	1024	854	170
1877	1139	955	224
1878	1158	920	238
1879	1225	1001	224
1880	1261	1005	256
1881	1333	1068	275
1882	1389	1147	242
1883	1456	1167	289
1884	1970	1715	286

Dieselbe Zeitung brachte eine Statistik der Kinderselbstmorde im katholischen Frankreich:

	1875—1877	***1885—1887***
Kinder von 13 Jahren	33	34
„ „ 13—14 „	20	33
„ „ 14—15 „	31	52
„ „ 15—16 „	57	81
	141	200

Als der Erzbischof von Paris zum Kardinal ernannt worden war, stellte der „Figaro" die Kosten zusammen:

	Francs.
Für den Nobelgardist, der den Kardinalshut überbracht hat . .	5 000
Für ein kleines Geschenk an denselben, ein hübsches Andenken, Zigarren oder dergleichen	1 000
Für den päpstlichen Legaten, der den Kardinolshut überreicht hat .	10 000
Für ein hübsches Geschenk in Form eines Meßbuchs oder dergleichen an denselben	1 000
Für den Sekretär des Legaten	1 500
Für die Registrierung der päpstlichen Bulle	22 000
Für die Reise des neuen Kardinals nach Rom, mit Bewirtung der Kollegen und Erzbischöfe	12 000
	Francs 52 500

Solche Ausgaben macht der Vatikan für leeren Prunk, an die Not, welche er mit solchen Summen lindern könnte, denkt er nicht, vor allen nicht an die Not entlassener Sträflinge.

Man arbeitet im Vatikan an der Wiederherstellung der sogenannten Borgiazimmer, welche das Kunstmuseum des Vatikans erweitern sollen. Julius II. ließ jene Räume anlegen, Sixtus V. verwendete sieben Millionen Frc. auf ihre Herstellung und Ausschmückung, dann gerieten sie nach und nach in Verfall und jetzt werden Millionen verwendet, um Prachtgemächer daraus zu machen, welche zur Aufbewahrung vieler Kunstgegenstände dienen sollen, die dem Papst bei seinem Jubiläum geschenkt wurden. Ebenso wird jetzt eifrig an einem astronomischen Observatorium gebaut, denn der Ruhm Gregor XIII., welcher den Kalender verbesserte, läßt den jetzigen Papst nicht schlafen. — Glanz will man im Vatikan, Ruhm und Ehre! Für den Jammer der Elenden hat man in den sacri palazzi apostolici kein Herz.

Zum fünften Kapitel.

Dem Patriarchen und Gründer des Mönchtums ging es ebenso, wie den Gründerheroen der Griechen; der erstere, wie die letztgenannten wurden vom Wunderglauben verherrlicht, so daß die historischen Personen vor lauter Wundernebel den Blicken des Volkes verschwanden. In den mythologischen Legenden, welche sich mit den Heroengräbern verbanden, wiederholt sich nicht selten eine und dieselbe Sage an verschiedenen Orten, so z. B. die von einem Delphin, der als Retter

eines Heroen auftritt, eine Legende, die uns bei vier Personen des Heroenzeitalters begegnet*). — Ein durch Leichtgläubigkeit auf der einen und Ruhmessucht auf der anderen Seite gestütztes Fabulieren begegnet uns heutzutage in Italien oft genug. Wer im Süden des Landes sich mit der Geschichte alter Städte beschäftigt und zu dem Ende Monographieen von Ortsgelehrten studiert, muß sich durch ein Dorngestrüpp von kritiklosen Behauptungen, von Lügen und Fälschungen hindurcharbeiten, ehe er sich der Wahrheit nähert. Lenormant führt Beispiele dieser Art an und sagt (a. a. O., S. 36); „Fälschungen von Monumenten und Texten, Unterschiebung von Inschriften und Dokumenten, Fabrikation von Marmorinschriften und Kunstgegenständen sind häufig. In letzter Hinsicht hat man im südlichen Italien eine solche Geschicklichkeit, daß sich die besten Kenner betrügen lassen. Diese arge (coupable) Produktion hat dreihundert Jahre gedauert, ist heute merklich vermindert, hat aber keineswegs aufgehört. Die Zahl der Fälscher ist Legion und mancher Gelehrte, der seine Berichte mit Inschriften füllte, hatte keinen anderen Fehler, als den eines allzu großen Vertrauens, mit welchem er blindlings annahm, was ihm von allen Seiten überbracht wurde."

~~~~~~

In Potenza war vor Jahren eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, wo sich am Fest des Heiligen die Besitzer von Pferden, Eseln und Maultieren versammelten und mit letzteren die erwähnte Kapelle umschritten. In der letzteren fand sich eine von Mommsen erwähnte antike Inschrift, welche das Andenken eines Metius Potitus ehrte, der in derselben als Mitglied des: „Collegium mulionum et asinorum" (der Maultiere und Esel) bezeichnet wird. — Mommsen sagt, daß in antiker Zeit die Besitzer genannter Tiere zu Ehren der die Tiere schützenden Epona alljährlich gewisse religiöse Bräuche ausübten und behauptet, daß die erwähnten Bräuche zu Ehren des St. Antonius die ununterbrochene Fortsetzung jener antiken Zeremonieen sind (siehe Lenormant L'Apulie e la Lucanie I, 320).

~~~~~~

In zahlreichen Orten Calabriens führt man die Last- und Zugtiere um die Kirche des St. Antonio, während die Messe celebriert wird. Plutarch quaest. Rom., S. 48 erwähnt, daß die Griechen beim Fest der Hippocratien, die Römer beim Fest der Equirien die geschmückten Tiere durch die Straßen zogen. Ebenso sagt Tertullian de spectaculis Kap. 3.

~~~~~~

*) Lenormant, La Grande-Grèce, I, 22.
~~~~~~

Dem St. Antonio entspricht im Norden St. Guido. Der „Evang. Luther. Kirchenzeitung" 1890, Nr. 23 entnehmen wir Nachstehendes: Die Sankt-Guido-Prozession hat am Pfingstsonntage in der Brüsseler Vorstadt Anderlecht in althergebrachter Weise stattgefunden. Pferdeprozession nennt das Volk die sehr alte Feier, welche mit einem Umgange um die 1470 begonnene Pfarrkirche abschließt, in welcher der heiliggesprochene, zu Anderlecht 1112 verstorbene Prälat begraben liegt. St. Guido (=Vitus, Veit) behütet das Vieh vor Krankheiten; daher ziehen alljährlich tausende von Bauern der Umgegend zur Prozession in die Stadt. Die starkknochigen Pferde sind mit bunten Fähnchen seltsam aufgeputzt. Die Reiter haben das beste Gewand angezogen und tragen seidene Mützen, ebenfalls mit bunten Bändern geschmückt. Langsam, Schritt für Schritt, reiten die Bauern um die Kirche, von welcher belgische und päpstliche Fahnen herniederwehen. Unter dem Portale steht der Pfarrer und segnet die barhäuptig Vorüberreitenden im Namen des heiligen Guido, der durch Plakate an der Kirche bezeichnet wird als „Patron de la commune et protecteur spécial du bétail, qu'il preserve de la dysenterie et des maladies contagieuses". Die Reiter schwingen kleine dreieckige Fähnchen, auf denen eine Inschrift sich befindet: „S. Wion, patroon tegen den rooden loop en siekte van't vee tot Anderlecht". Der Umzug, in welchem zum Teil sehr alte Standarten, Fahnen und Reliquienschreine getragen werden, dauert fast anderthalb Stunden. — Am dritten Pfingstfeiertag, 27. Mai, wurde die in Echternach übliche, auf dem weiten Erdenrunde einzig in ihrer Art dastehende Springprozession in herkömmlicher Weise abgehalten. An derselben beteiligten sich in diesem Jahre nach amtlicher Erhebung 63 Geistliche, 4050 Sänger, 7072 Springer und 1200 sonstige Pilger, im ganzen also 12 385 Personen.

Zum sechsten Kapitel.

In den kottischen Alpen wähnt der Volksglaube, daß die Seligen auf den Sternen wohnen und letztere in der Nacht des Festes Allerheiligen mehr als sonst glänzen. In den Alpen von Friaul sagt das Volk, daß am Allerheiligenfest die Seelen das Sternenparadies verlassen, die Erdenheimat besuchen und ihren Verwandten durch Träume Offenbarungen machen (Rossetti Peregrinazioni montanine).

Zum siebenten Kapitel.

Die Zeitung „Il vero Guelfo“ (der wahre Welf), brachte am 27. August 1889 folgendes Telegramm: Paris, 27. August, 6 Uhr morgens. Wunderbare Gnadengaben (Portentose grazie) wurden in diesen Tagen von der allerheiligsten Jungfrau von Lourdes bewilligt. Die Pilger kommen von allen Seiten, bis jetzt zwölftausend.

Von anderen Madonnenfesten in derselben Zeit enthielt die Zeitung „L'Italia“ einen Bericht. „In Rom ward das Fest des Herzens der Madonna in einigen Kirchen gefeiert, in St. Pietro in Montorio feierte man die Madonna della Lettera, welche Klemens XI. verehrte, in der Kirche der heiligen Magdalena feierte man die Madonna della Salute. Dort ist ihr angeblich wunderthätiges Bild, vor welchem Pius V. betete, als die Seeschlacht von Lepanto stattfand. Die Madonna soll diesem Papst den Sieg gemeldet haben. Am Schluß der kirchlichen Feier singt man zum Preise des Bildes: O Maria, salvezza nostra.“

Von einem Fest in Montaguto (Abruzzen) berichtet „Il vero Guelfo“ dieses: „In diesen Zeiten des Zweifelns leuchtet die christliche Religion mit hellem Licht. Die Ernte war kärglich, aber was thut's? Die Hölle darf nicht siegen, die Diokletiane und Neros unserer Tage sollen nicht lachen. Wir feiern mit größerem Pomp die allerheiligste Jungfrau. Am 31. August und 1. September war das Fest der Madonna, welche bei uns den speziellen Titel di Valle verde (Grünthal) trägt. In jeder Hinsicht war dies Fest glänzender als früher. Glänzende Musik, ein ausgezeichneter Panegyrikus. Der Redner F. Fredella hat ein bezauberndes Wort. Schmuck der Kirche glänzend, ebenso die Prozession, dazu Batterieen, Wettrennen von Eseln und Maultieren, Ballons, Feuerwerk, Enthusiasmus des Volkes. Kein Blutvergießen. Glaube, nur Glaube, Jubel, nichts als Jubel.“ („Il vero Guelfo“, vom 11./12. September 1889.)

In Turin ist die berühmteste der Madonnen die Maria Consolatrice, Trösterin. Von ihr berichtete die „Libertà cattolica“: Die heilige Jungfrau hatte an ihrem Fest eine Demonstration der Liebe und Devotion, eine Thatsache, welche bei dem heutigen Indifferentismus uns tröstet.

Ein charakteristischer Bericht des vatikanischen Hofblattes „L'Osservatore Romano“ erschien am 28. August 1889 und bezieht sich auf ein Madonnenfest in Caposele, einer Stadt an dem die Pästumebene durchströmenden Sele, im Altertum Silarus genannt. Der Bericht lautet wörtlich: „Auch in diesem Jahre feierte Caposele das Fest der großen Gottesmutter (gran Madre di Dio), welche unter dem Titel Madonna della Sanitá verehrt wird. Am 11. August begab sich der Klerus zur Kirche der Jungfrau, einem einsam liegenden Bauwerk, und dort begann die Novena (Vorbereitung von neun Tagen). Am Sonnabend war Litaneigesang mit Musik. Am Sonntag ward man geweckt durch Festgeläut und das Donnern der Mortaletti, worauf Tausende in feierlichen Gruppen sich zur Hauptkirche begaben, um dort Bündel von Kerzen und andere Gaben darzubringen. Es war ein rührendes (commovente) Schauspiel! Das Gedränge war großartig und in der Kirche wurden viele Messen celebriert, wobei man die gran Madre anrief. Nach der Hauptmesse hielt Padre Cosenti die Lobrede, welche das Auditorium mit religioso silenzio anhörte. Das bezaubernde Wort (parola affascinante) des Redners rief die Hörer zur Verehrung der allerheiligsten Jungfrau. Nach dem Vesperkultus war Konzert, dann glänzendes Feuerwerk, welches sich im Sele spiegelte. Fast alle Festteilnehmer erschienen vor dem Tribunale della penitenza (Beichte).

Im August 1889 publizierte Monsig. F. Pizza, Erzbischof in Manfredonia, einen Hirtenbrief, worin er hinwies auf die letzte Rede des Papstes und anordnete, daß neun Tage hindurch öffentliche Gebete an die S. S. Maria stattfinden sollten. Er sagt wörtlich: Nehmen wir unsere Zuflucht zur Maria, welche mit ihrem Fuß das Haupt der Schlange zertrat, damit sie uns Jesum Christum geneigt mache (perché ci renda placato Gesù Cristo).

In Tropea (Kalabrien) ist ein schwarzes Bild der Madonna, genannt La Vergine di Romania. Dasselbe gilt als die Protettrice der Stadt. Kürzlich feierte man das Centenarium dieses uralten, aus dem Orient gebrachten Bildes. Die „Libertà cattolica“ brachte einen Bericht über die solennissima e pomposa processione des Wunderbildes.

Der „Osservatore Romano“ vom 12. September brachte folgende Korrespondenz aus Padua: Ich hoffe, daß unsere Diöcese eine große Anzahl von Pilgern für die Pilgerfahrt zur Madonna von Vicenza

stellen wird. Die Eisenbahnverwaltung hat den Fahrpreis um 40 Proc. ermäßigt. Hoffen wir, daß die Pilger zahlreicher sein werden als früher. Da nun trotz der großen devozione, welche die Paduaner gegen die Maria santissima hegen, viele an der Pilgerfahrt nicht werden teilnehmen können, so werden in allen Parochieen öffentliche supplicazioni gehalten werden, damit ein jeder wenigstens mit dem Herzen sich zu den Füßen der Madonna einfinde und wir der göttlichen Gerechtigkeit eine genugthuende Sühne (riparazione) darbieten für so viele Beleidigungen, namentlich für die Errichtung des Brunodenkmals.

Aus dem täglichen Festleben Roms mit den Ausstellungen von Madonnenbildern nur ein Beispiel. Der „Osservatore Romano" brachte am 12. September diese Anzeige: Am Donnerstag dieser Woche findet in Araceli ein feierliches Triduum statt zu Ehren unserer Signora, welche den schönen Beinamen: Refugium peccatorum (Zuflucht der Sünder) hat. Messe am Altar der heiligen Jungfrau und Lobrede.

Unterm 10. Mai 1890 ward der in Rom erscheinenden „Italie" geschrieben: La procession de la Madone de Saint-Luc a eu lieu avec un concours immense de peuple et sans incident.

Am 15. September 1889 brachte „Il vero Guelfo" einen Bericht aus Florenz, so lautend: Die devozione gegen die allerheiligste Jungfrau von Pompeji macht in Florenz tagtäglich Fortschritte. In der Compagnia des heiligen Proculus in der Straße Giraldi ward durch den Eifer des Priesters Falaschi eine Kapelle für den Kultus der Madonna di Pompeji eröffnet und fanden drei Novenen statt zur Vorbereitung auf das Fest des Rosenkranzes, denen drei andere Novenen als Dankesleistung folgten. Täglich wurden fünfzehn Posten (poste) des Rosenkranzes recitiert, eine devozione, welche sehr wirksam ist, um jede beliebige Vergünstigung (qualunque grazia) zu erlangen, wie dies die seligste Jungfrau von Pompeji der edlen Jungfrau Fortunatina Agrelli in Neapel offenbarte, als sie dieselbe von einer tödlichen Krankheit heilte.

Laut Bericht der „Libertà cattolica" vom 22. Februar 1889 brachte das Jahr 1888 im ganzen 113 Pilgerzüge zur Himmelskönigin von Lourdes in Frankreich. Zu den Füßen der Maria knieten daselbst 74 Bischöfe, Erzbischöfe und päpstliche Nuntien, 24000 Messen

wurden daselbst im genannten Jahre celebriert, die Kollekte für den Papst ergab 65000 Francs. An zahlreichen Stellen Italiens hat die Madonna di Lourdes einen Spezialkultus. Diese Madonna kann mit der Begründerin ihres Ruhmes, der Hirtin Bernadette Soubirous, zufrieden sein. — In Einsiedeln (Schweiz) waren 1888 200000 Pilger, es wurden 19000 Bitt- und Dankmessen celebriert.

In Kalabrien ist die Madonna di Romania, ein bereits erwähntes Bild in der Küstenstadt Tropea. Laut Bericht der „Libertà cattolica“ vom 27. März 1889 sah man beim letzten Feste dieser Himmelskönigin das Bild zwischen goldenen Votivlampen, der Bürgermeister der Stadt brachte der „Beschützerin“ eine große Kerze, sein Sekretär verlas vor dem Bilde ein Gebet, worin alle Einwohner jener Stadt der Madonna geweiht wurden und erfleht ward, die Himmelskönigin möge die Fülle ihrer grazie, protezioni und favori über ihre Stadt Tropea ausschütten.

Die „Libertà cattolica“ vom 28. August 1889 brachte folgenden Festbericht: „In der Basilica S. Maria ad Martires (gemeint ist das seit 1200 Jahren in eine Kirche verwandelte Pantheon in Rom) ward das Fest der Madonna del Sasso gefeiert. Diese Statue ward verfertigt von Lorenzetto, und Raffael bestimmte, daß neben derselben sein Grab sein solle. Auch kaufte er ein Haus, dessen Ertrag noch jetzt dazu dient, die Seitenkapelle zu unterhalten. Das Haus heißt heute: Haus des Bildes, casa dell' Immagine. Auch in den Alpen Piemonts sind die Heiligtümer der Madonna in diesem Monat stark besucht worden. In Oropa fanden sich viele Tausende ein, welche eine ganze Nacht über Eisfelder und durch Wälder ziehen mußten, um jenes in der Bergeswildnis gelegene Heiligtum zu erreichen. Auch die Madonna in Rocciamelone, oberhalb Susa, deren Heiligtum 3536 Meter über dem Meer liegt, ward besucht. Es ist das höchste Heiligtum auf Erden und aus ganz Piemont, Savoyen, sogar aus der Schweiz kommen die Devoti dahin, wobei sie schwere Gefahren besiegen müssen. Beim diesjährigen Fest war die Zahl der Pilger enorm. Auch das Fest der Madonna am Lago Miserin, bei Champorcher, 2600 Meter über dem Meer, sah in diesem Jahre viele Pilger“.

Großartig, wie immer, ward in diesem Sommer, am 16. Juli, das Fest der Madonna del Carmine in Neapel, die in den meisten Städten Süditaliens ihre Kirchen hat, gefeiert. In Sorrento wird

dann eine alte Wunderstatue getragen, welche in einem Kloster verwahrt wird. Ich sah sie mit Kostbarkeiten behangen, darunter Ringe und Uhren. „Mamma Nera“ wird sie in vertraulicher Weise vom Volk genannt. Für die Festnacht und ihre Orgien hatte der Polizeimeister sechzig Polizisten ausgesandt. Früher beteiligte sich der Hof an dem Spezialkultus dieser großen „Mamma“. Gregorovius in seinen Wandertagen erzählt (Teil III) das Nachstehende: „Der König Ferdinand kehrte eines Tages von Ischia nach Neapel zurück, um dem Fest der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines fast gleichen Ansehens genießt, wie ihre Schwester von Piedigrotta. Ich hatte das Vergnügen, die königliche Familie und den gesamten Hof sowohl nach dem Mercato, als zurück nach dem Schloß fahren zu sehen. Es war ein prächtiger Zug von ungezählten, in Gold strahlenden Kutschen. Prächtig nahm sich das Militär aus, zumal die Husaren in bunter, malerischer Tracht.“ — Gregorovius erwähnt auch ein Fest der Madonna des Posilip, nämlich den hundertjährigen Besuch dieser Madonna beim König. „Fahnen, Teppiche, Blumen überall, im Golf sechs beflaggte Kriegsschiffe aufgestellt, welche unabläßig feuerten, Gewühl und Getöse sinnverwirrend. Die Prozession war unbedeutend, weder voll Würde, noch von wirklichem Glanz, wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.“ Von Prozessionen überhaupt, die er in Neapel sah, sagt Gregorovius: „Ich sah die geschmacklosesten und abenteuerlichsten Gestalten einhertragen, in einer an das Indische grenzenden Übertreibung. Was hier das Volk anzuschauen verträgt, lernt man aus den barocken Skulpturen der Heiligen, welche an den Straßen stehen.“

Zum achten Kapitel.

Außer jenen im achten Kapitel erwähnten Bildern von Mutter und Kind giebt es viele, welche zwar den Ruf des Altertums besitzen, aber ihn nicht beweisen können. Sie sind den uralten Bildern ähnlich. Ich nenne z. B. ein Bild, welches Giovanni d'Austria nach der Schlacht bei Lepanto einer der Petruskirchen Neapels schenkte; ferner ein mit Silbervoten bedecktes in St. Chiara, wahrscheinlich ein Werk des Giotto (vierzehntes Jahrhundert). Der Kustode sagt jedem, der es zu hören begehrt, dies Bild sei „antico“. Das will in Süditalien nicht viel sagen, wo man an Speisewirtschaften die Inschrift lesen kann: Antica Trattoria oder Antico café, und wo unzählige Händler allerlei Bilder, Schüsseln, Gießkannen, unbrauchbare Flinten

und abgenutzte Teppiche ꝛc. als „antico“ bezeichnen. — Eine meines Erachtens „antike“ Madonna befindet sich in einer uralten Kirche am Wege von Foggia nach dem am Adriatischen Meer gelegenen Städtchen Manfredonia. Sie bezeichnet die Stelle, wo vor 800 Jahren noch die blühende Stadt Sipontum, eine der vielen hellenischen Kolonieen, lag, die durch Versumpfung der Umgegend in Verfall geriet und von dem Hohenstaufen Manfred als Baumaterial für Manfredonia benutzt wurde. Antikes Material ward zum Bau der genannten uralten Kirche verwendet und in derselben ist das erwähnte uralte, dem Orient entstammende Bild, Mutter und Kind in herkömmlicher Weise darstellend. Weit und breit wandert man zu dieser großen „Mutter“, wie seit vielleicht schon tausend Jahren. — Wenn man bestrebt ist, diesen Bildern ein hohes Alter zu verschaffen, so ist dies dieselbe Erscheinung, die uns im Altertum bei manchen Tempeln begegnet. Am Ausfluß des Silaros (heute Sele) stand im Altertum ein Tempel der Hera und allgemein ward behauptet, daß die Argonauten ihn gebaut hätten. Solches geglaubte Alter gab diesem Heiligtum ein erhöhtes Ansehen. — In Valle, in Corigliano, in Tropea, lauter Städte Kalabriens, sind alte Bilder von Mutter und Kind. In Tropéa heißt das Bild, wie erwähnt, Rumania, eine Bezeichnung, die mir dunkel ist.

In Crotone (Kroton) verehrt man ein Madonnenbild, welches angeblich in dem Tempel der Hera Lucina stand, den man in eine Madonnenkirche verwandelte und der als solche so lange diente, bis man ihn vor reichlich dreihundert Jahren zerstörte (siehe unseren ersten Teil, Kap. I: Tempel und Kirchen). „Überall hat Maria den Platz der Hera und Athene eingenommen, die Apostel traten an Stelle der zwölf Götter, St. Nikolaus an Stelle des Poseidon“, so sagt Lenormant. Jene Madonna heißt: La Madonna del Capo delle Colonne und genießt weit und breit hohes Ansehen. Andere behaupten, daß das alte Bild verschwunden und durch ein neues ersetzt worden ist. — Auch Catanzaro in Kalabrien hat seine Madonna, die wegen ihrer Mirakel im höchsten Ansehen steht. Ihr Bild, welches diese Ehre genießt, ist ein altes, schlechtes Fresco, welches beim Erdbeben 1783 erhalten blieb, während die Kirche zusammenstürzte. Dies galt als Wunder und daher die Verehrung, als deren Zeugen zahlreiche Voten zu betrachten sind.

Nachdem anno 1888 das „wunderthätige“ Bild der Madonna della Pazienza in Neapel gekrönt ward, wurde der erste Jahrestag

dieser Krönung glänzend gefeiert. Am 8. August Messe und Kommunion, am 9. August Pontifikalmesse mit Musik. Am selben Tage Pilgerzüge frommer Vereine zu den Füßen der Madonna, Panegyrikus, Illumination, Feuerwerk. Am 11., 12., 13., 14., 15., Messe mit Musik und abends ein Panegyrikus. Am 16. Schlußfeier, Pontifikalmesse, Musik, Illumination.

„Am Sonntag, den 20. September, wird in Aversa das in der Geschichte bekannte Fest der Madonna von Casaluce gefeiert werden, deren wunderthätiges Bild auf wunderbare Weise aus dem Orient in das Gebiet von Aversa, nämlich nach dem Städtlein Casaluce, gelangte. Zwischen dieser Stadt und dem benachbarten Aversa entstand ein Streit, denn jede Stadt wollte die Ehre genießen, dies Bild in ihrer Mitte zu haben. Endlich ward entschieden, daß dies Wunderbild acht Monate in Casaluce und vier Monate in Aversa bleiben solle. Am nächsten Sonntag hält das Bild seinen Einzug in Aversa und diese Stadt macht glänzende Vorbereitungen. Die Stadtbehörde wird sich an der Jubelprozession beteiligen, drei Lobreden auf die Madonna wird der berühmte Redner (chiaro oratore) Monf. F. Feola halten. Sonntag wird feierliche Messe sein mit Orchester, abends Illumination und Feuerwerk" („Il vero Guelfo"). — Auch Dorsa (la tradizione) ist der Meinung, daß sich die im Christentum entstandenen Madonnendarstellungen an heidnische Bilder anschließen. Seine Begründung dieser Meinung ist indes zweifelhafter Art. Er meint nämlich, daß das Christentum in den Göttinnen Isis, Venus, Maja von vornherein ein Symbol der Madonna eine prophetische Hinweisung auf letztere erblickt habe. Eben daher, meint Dorsa, stamme auch der altertümliche Typus der ältesten Madonnenbilder, nämlich die schwarze Färbung derselben. Vergleiche dagegen unseren zweiten Teil, Anhang zum vierten Kapitel.

Als einen Vorläufer des Bambino können wir den Jupiter Majus (Deus Majus) anführen, der als Sonnengott in jugendlicher Gestalt verehrt wurde. Sein Fest fiel, wie dasjenige der Maja, in den Mai. Man fand eine Bronzefigur dieses Gottes, eine jugendliche, halb bekleidete Gestalt, das Haupt mit Strahlen, wie beim Bambino, umgeben. — Siehe Preller, Römische Mythologie, S. 241.

Bekanntlich erklärt die römische Kirche an jedem 10. Dezember die Sage vom heiligen Hause der Maria, welches durch Engel von

Nazareth nach Loreto gebracht wurde, für ein historisches Faktum. Im Jahre 1894 sind angeblich 600 Jahre seit jenem Engeltransport vergangen und lese ich soeben eine Aufforderung, welche Gaben für das kommende Fest erbittet. Alle Geber erhalten Ablaß.

Die römische Kirche hat dem Kinde in Abtrennung von der Mutter auch dadurch eine besondere Ehre bereitet, daß sie demselben eine Braut erkor. — Der Bambino Jesu verlobte sich mit der heiligen Caterina, wie man auf einem Bilde in der Kirche St. Pietro zu Neapel sehen kann.

Zum neunten Kapitel.

Aus meiner in Süditalien nach und nach angestellten Sammlung von Inschriften auf Denkmälern in Kirchen, teile ich noch diese mit:

Liquisti gemitum miserae lacrimasque parenti
Pro quibus infelix hunc tibi dat tumulum.

Huic virtus gloriam,
Gloria immortalitatem comparavit.

Suspice reginam pura hospes mente Joannam
Et cole quae meruit post sua fata coli.

Sua ne moveas nec inquietes ossa
Ut qui vivus nunquam quievit
Saltem quiescat mortuus.

Terra terram servat.

O fatum, quot bona parvulo saxa conduntur.

Haec religione et munificentia se ipsam vicit.

Praemia si meritis donant condigna Superni
Hic meruit Superum post sua fata locum.

Nata eheu miserum miserum mihi nata parenti
Unicus ut fieres unica nata dolor
Nam tibi dumque virum, tedas, thalamumque parabam
Funera et inferias anxius ecce paro.

Cernite Robertum regem, virtute refertum.

In der Kirche St. Giovanni Carbonara befindet sich das in unserem neunten Kapitel erwähnte Grabdenkmal des Königs Ladislaus. An der Basis seiner Statue liest man: Divus Ladislaus. Das Prädikat Divus hat ihm die Kirche nicht gegeben, es ist eine dem Toten dargebrachte Schmeichelei, welche einem Augustus und anderen Kaisern, sogar dem „christlichen" Kaiser Konstantin dem Großen zuteil wurde. — Ein gewisser Marinus, Minister des Königs Alfonso, hat an seinem Sarkophag folgende trostlose Inschrift:

Qui fuit Alfonsi quondam pars maxima regis
Marinus modica nunc tumulatur humo.

Eine Inschrift schließt mit der heidnischen Drohung: Wer diesen Stein verletzt, irati Dii sint tibi, so mögen die Götter dir zürnen.

Zum zehnten Kapitel.

Zur Charakteristik des Heiligenkultus sei folgendes erwähnt. Der König von Spanien macht alljährlich dem heiligen Jakobus (St. Jago) im Compostella ein Geschenk, welches zuletzt im Jahre 1889 am 25. Juli im Monat August vom Gouverneur der Provinz überreicht wurde, wobei der dortige Erzbischof die nicht zur Sache gehörende Aufforderung aussprach, man möge die Ketten des vatikanischen Gefangenen sprengen. — Der Gouverneur sprach bei Überreichung jener Gabe: „Im Namen S. M. des Königs Alfonso XIII. komme ich, um auf deinen Altar, erhabener Beschützer Spaniens, die fromme Gabe zu legen, welche König und Volk dir alljährlich darbringen. Dieser Akt der Verehrung, welchen die Religion gebietet, und welcher die gute Botschaft in Spanien ankündigt, sei wiederholt in allen Jahrhunderten in Dankbarkeit des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, und in der vollen christlichen Wahrheit, welche du in diesem Lande ausgestreut hast." — Der vom Domkapitel umgebene Bischof antwortete, auf seinem Thron sitzend, er sprach seine Freude aus und sagte: „Ich bewundere unsere katholische Nation, welche sich heute zum Grabe ihres großen Beschützers begiebt, um ein beredtes Zeugnis des Glaubens abzulegen, den wir Spanier zu unserem Heil und Glück bekennen." — Dann erwähnte Redner die Brunofeier in Rom und sagte: „Während dies in Rom geschieht, bleibt Spanien, das katholische Spanien, seinen glorreichen Traditionen treu, bleibt dankbar für die unzählbaren Gunsterweisungen (favori), welche es von einem

der Lieblingsapostel Christi empfangen hat, und rechnet es sich zur Ehre, seinen Glauben öffentlich zu bekennen, denn dieser Glaube hat Spanien groß und glücklich gemacht. — Unser Glück ist es, unter dem Schutze unseres Schutzheiligen zu ruhen, den Christus einen Donnersohn nannte. Unser Patronus hat in unserem Vaterlande das Licht des Evangeliums verbreitet, hat uns vor den Feinden der Religion beschützt und schützt uns auch jetzt gegen die Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts. Vertrauen wir auf die väterliche Liebe dieses Apostels, die wir das Glück haben, seine verehrungswürdigen (venerande) Reliquien zu besitzen. Unsere Vorfahren haben gegen die Ungläubigen gekämpft, es war ein Kampf von siebenhundert Jahren, sie kämpften unter dem Schild des himmlischen Schutzheiligen und siegten.“ Diese Rede, deren Hauptstellen wir nach der vatikanischen Zeitung „L'Osservatore Romano“ (Jahrgang 1889, Nr. 190) citieren, schloß mit einem Gebet an den Schutzheiligen.

Am 24. August war in Celano das Fest der drei Stadtbeschützer und Märtyrer Simplicius, Constantius und Victorianus. Der „Osservatore Romano“ schreibt hierüber: „Das Fest hatte einen glänzenden Verlauf und dauerte drei Tage. Zahlreich waren die Böllerschüsse, reich die Illumination, grandios das Feuerwerk, ausgezeichnet die Musik. Aus allen Teilen der Abruzzen eilte man herbei. Ergreifend waren die kirchlichen Funktionen und Tausende bekannten ihren Glauben, indem sie zu den Gräbern jener drei unbesiegten Heroen (invitti Eroi) eilten, zahlreich waren die Geschenke, welche man auf den Altar der Märtyrer legte, um dadurch Dank und Verehrung zu bezeugen. Ein Triumph war die Prozession mit den kostbaren Reliquien, die sich in einer aus Gold und Silber angefertigten Urne befinden, der Redner Barbati verherrlichte die Thaten (le geste) jener Heroen. Am Schluß des Festes küßten alle die Reliquien, welche der reichste Schatz jener Stadt und der ganzen Gegend sind.“

Vom 15. bis 21. August, also eine Woche lang, ward, nach Bericht der „Libertà cattolica“ (1889, Nr. 194), das Fest zur Erinnerung an die Auffindung der Reliquien des St. Zeno in Verona gefeiert, wo der genannte den Rang des Stadtbeschützers bekleidet. Aufgezählt werden die beim Fest beteiligten Bischöfe von ferne und nahe. Der Bischof von Verona hat im Angesicht so hoher Festleistung den heiligen Vater gebeten, er möge den St. Zeno zum Doktor der Kirche ernennen.

Zum elften Kapitel.

Siehe zu diesem Kapitel Colletta, Storia del Reame di Napoli. Colletta war Zeitgenosse der von ihm dargestellten Ereignisse. — Für unser Kapitel verweise ich auf den ersten Teil, S. 266, des genannten berühmten Geschichtswerkes. Zur Charakteristik des von Ruffo befehligten Heeres sei noch dies bemerkt: Außer Fra Diavolo und Mammone hatten noch andere Räuber Generalsposten, z. B. Pronio, ein Priester, der wegen Mord auf die Galeere geschickt, dann aber entkommen war, Michele Pezza erhielt vom Volk den Beinamen Fra Diavolo. Ein Sprichwort in Neapel lautet: „Der Teufel und die Mönche sind unbesiegbar“. Colletta sagt S. 267: Mammone war ein Mostro terribile, er trank mit Vergnügen Menschenblut. Er ließ zu seiner Unterhaltung Gefangene qualvoll hinrichten. Colletta fährt fort: Eppure a tal uomo, a questa belva, il re Ferdinando e la regina Carolina scrivevano: „Mio generale e mio amico“. — In Potenza hatte sich der Bischof für die Republik erklärt und ward von einer Horde in der Kirche ermordet. Ein Freund des Ermordeten, N. Addone, rächte ihn, indem er die Mörder zur Tafel einlud und sie bei dieser Gelegenheit ermordete, resp. ermorden ließ (Colletta S. 269). — Wer Ruffo war, lesen wir S. 272: Scaetro per natura, ignorante di scienze e lettere, lascivo (ausschweifend) in vecchiezza, dissipatore, wählte er in seinen Mannesjahren die reiche und leichte Laufbahn des Prälaten. Pius VI. machte ihn zum obersten Beamten der Camera pontificia, nahm ihm aber dies Amt, weil er auf unerlaubte Weise sich bereicherte. Trotzdem gab ihm Pius VI. die Kardinalswürde. Die Greuel in Crotone, Altamura erzählt Colletta auf S. 273 u. 287. — Als Ruffo mit seinen Räubern vor Neapel angelangt war, errichtete er einen Altar und rief die Hilfe des St. Antonio an, denn es war gerade die Vigilia des Festes dieses Heiligen (Colletta S. 302). — Die Greuel, welche Ferdinand, der allerchristlichste König, nach seiner Rückkehr in Neapel verübte, schildert Colletta auf S. 313 ff. — Welchen Anteil die Königin Maria Carolina an den Ereignissen hatte, beweisen ihre Briefe an Ruffo, den sie als großen Mann bewunderte. Jene Briefe finden sich im „Archivio stor. delle provincie di Napoli“, Jahrgang V, S. 329 ff.

Zum zwölften Kapitel.

Dorsa im dritten Kapitel seiner Schrift La tradizione greco-romana, S. 24, berichtet erwähntes Opfer eines Kindes und sagt ausdrücklich, dasselbe sei vor nicht vielen Jahren geschehen. — Er sagt wörtlich: „Non sono molti anni che successe colà il fatto orribile del sacrifizio di un bambino per opera di un' illuso, il quale aveva creduto alle lusinghe della vecchia leggenda“.

In Hinsicht Siciliens verweise ich auf das Werk von Pitré, Biblioteca delle Tradizioni XVII, 415. Daselbst lesen wir, daß vor einigen Monaten (also im Jahre 1888) in Modica vor dem Tribunal ein Prozeß wegen Kindesmordes gewesen sei. Zwei Weiber haben in der Kirche zu Scrofani, wo der Schatz sein soll, ein Knäblein namens Klemens getötet und die Leber herausgenommen. Da sie nicht imstande waren, dieselbe zu essen, haben sie dieselbe wieder ausgespieen und auf diese Weise die Schatzhebung unmöglich gemacht!! Es heißt bei Pitré: „— — uccisero il bambinello, e gli strapparone il fegato: ma non potendo mangiarlo crudo com' era, ne vomitarono un poco, e il tesoro non poté aprirsi.

Auf derselben Seite (Anmerkung) erwähnt Pitré, daß in der grotta del Diavolo auf Korsika ein Schatz verborgen sein soll und die Legende sage, es sei zur Hebung desselben notwendig, ein Knäblein zu opfern und sein Herz zu verzehren. Hierfür wird verwiesen auf Ortoli, Contes pop. de l'isle de Corse. Ähnliches gilt von einem Schatz in der Kirche St. Giovanni in Venere in den Abruzzen. Finamore, Tesori, Nr. IV.

Eine Erinnerung an das antike Hochzeitsopfer besitzt das heutige Griechenland. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen, Seite 86, sagt wörtlich: „Den Sonnabend Morgen beginnt das feierliche Schlachten. Der Bräutigam selbst muß den Stoß auf das erste Stück Schlachtvieh führen: doch darf das nicht nüchtern geschehen. Gegen Osten gewandt fällt so das erste Thier durch seine Hand. Aus der Art, wie das Blut des Tieres gespritzt ist, ob in einem geraden Strahl oder im Zickzack, daraus, ob dasselbe sich auf die Zunge gebissen oder geschäumt hat und ähnlichen Erscheinungen wissen alte Weiber und Männer untrüglich zu prophezeien, wie die bevorstehende Ehe beschaffen sein wird. Bei dem für den Bedarf des Hauses der Braut zu schlachtenden Vieh muß das erste Stück von

der Hand eines Jünglings, dessen beide Eltern noch am Leben sind, getroffen werden. In alle dem wird sich ein Rest des großen Opfers, welches die alten Griechen vor jeder Hochzeit den Ehegöttern brachten, kaum verkennen lassen". Über das antike Hochzeitsopfer, vgl. Becker, Charikles III, 298. Dies Opfer hieß: Progameia.

Was die römische Kirche vom Meßopfer lehrt, faßte kürzlich eine klerikale Zeitung so zusammen: „Das Meßopfer (sacrifico eucaristico), welches die Kirche dem Himmel beständig darbringt, sühnt den Zorn Gottes, hält die Strafen desselben auf und bewirkt seine Barmherzigkeit". — Die Messe also hat, wie wir hier sehen, denselben Sinn und Zweck, wie die antiken Opfer. Jenes Blatt fährt fort: „Die Protestanten haben kein Opfer, also auch keinen Priesterstand und keinen Kultus, denn der Kultus konzentriert sich im Opfer. Bei den protestantischen Völkern wurden deshalb Glaube und Moral geschwächt, daraus entstand Kälte und hieraus der Verlust jedes Glaubens und jeder Moral". — „La campana" 1889, Nr. 9.

Zum dreizehnten Kapitel.

Am Abend vor dem Fest der Himmelfahrt beobachtet man in ganz Sicilien und in vielen Gegenden des süditalischen Festlandes den Brauch, daß man mit Wasser und Blumen gefüllte Eimer ins Freie stellt, wo dieselben die Nacht über bleiben. Am nächsten Morgen wäscht man sich Gesicht und Hände mit diesem Wasser.

Auch in Neapel befindet sich eine Mithrashöhle, welche der vielleicht im neunten Jahrhundert erbauten Kirche St. Asprenas als Krypta dient. Im Jahre 1797 fand man eine Mithrashöhle in Ostia. Jene Höhle in Neapel ist eine künstliche. Die meisten der in Italien gefundenen Sacrari Mitriaci entstammen dem dritten und vierten Jahrhundert nach Christo (De Rossi, Bolletino di Archeol. crist. serie II, ann. I, fasc. 4). Im Mithraskult ahmte man in mancher Hinsicht den christlichen Kultus nach (Augustinus Tract. in Johannem VII).

In der etruskischen Stadt Tuder hatte ein Sklave eine Tafel mit dem Namen aller Mitglieder dortiger Stadtverwaltung in ein Grab gelegt und mit Erde bedeckt, indem er beabsichtigte, diese ihm verhaßten Männer auf diese Art dem Fluch der unterweltlichen Götter zu weihen. Dies ward entdeckt und der Sklave erlitt schwere Strafe. Friedländer, Sittengeschichte Roms III, 488.

In Rußland wird alljährlich um die Zeit des Festes der Epiphania das Wasser gesegnet. In Petersburg wirft der Metropolitan im Beisein des Kaisers und unter Kanonendoner ein Kreuz ins Wasser der Newa. — Ähnlich verfährt man um dieselbe Zeit in Athen (Piräus). — Am letzten Himmelfahrtsfest fand, wie seit Jahrhunderten, das Fest der Meeressegnung in Calais statt. Die Stadt war festlich geschmückt, eine Prozession des Klerus begab sich zum Meer, wo der Bischof eine Hostie in die Fluten warf. Die römische Kirche meint also, im Besitz von Zauberkräften zu sein.

Zum vierzehnten Kapitel.

Die heidnische Formel D. M. S. (Diis Manibus sacrum), wodurch man den abgeschiedenen Seelen einen göttergleichen Zustand beilegte, findet sich in den christlichen Katakomben häufig und zwar nachweislich aus dem dritten Jahrhundert. Es zeigen sich auch Inschriften daselbst, welche sich von heidnischer Anschauung nicht unterscheiden, z. B. Niemand ist unsterblich, — ewiger Schlaf. Andere enthalten Bezeichnnngen aus den heidnischen Dichtern: z. B. Styx, Tartarus, Elysium. Dies erinnert an Virgil, Aen. VI, 429. Ebenfalls ist es echt heidnisch, wenn Inschriften christlicher Gräber Flüche gegen diejenigen schleudern, welche sich an dem Grabe vergreifen.

Antike bildliche Darstellungen finden sich namentlich im zweiten und vierten Jahrhundert. Zu nennen sind Eros und Psyche, die Dioskuren, dann Figuren aus dem bakchischen Kreis. Man verschmähte in den Katakomben sogar die Sirenen nicht, man malte den Granatapfel, die Frucht, welche als der Persephone heilig angesehen wurde. Am auffallendsten ist, daß man auch das Gorgonenhaupt malte (Schultze, Katakomben, S. 100).

Die Trennung von Reichen und Armen finden wir auch auf dem Friedhof von Bologna, wo die ersteren ihre Gräber unter freiem Himmel haben, jedes Grab nummeriert, — wo aber die Reichen in weiten Hallen bestattet werden. Nur an älteren Sarkophagen sind christliche Symbole, in neuerer Zeit kennt man dort nur den heidnischen Totenruhm. Widerwärtig ist auf diesem Friedhof die Statue Murats, dessen Leichnam in Pizzo ruht. Man sieht ihn als Reitergeneral, die Reitpeitsche schwingend.

In Italien sind 682 sog. fosse carnarie (Fleischgruben), d. h. Friedhöfe, wo die Leichen in gemeinsamen Aushöhlungen oder Gruben beigesetzt werden. Die meisten Friedhöfe dieser Art sind in den Abruzzen, Apulien und Calabrien. Im ganzen hat Italien 15779 Friedhöfe, von denen also die meisten jeder Leiche einen besonderen Raum bieten. Auf 2653 Friedhöfen werden die Leichen oft ohne Sarg bestattet, namentlich in Toskana, Calabrien, Sicilien und Sardinien. Wir entlehnen diese Zahlen einer in der „Riforma“, 24. März 1887 publizierten amtlichen Statistik.

Die Zeitung „La Sentinella delle Alpi“ berichtet, daß man im italienischen Alpendorf Granile bei Tenda gewohnt ist, die Leichen in eine Schlucht zu werfen, und daß man in anderen Dörfern im Winter die Leichen auf die Dächer legt, wo sie so lange liegen bleiben, bis die Schneezeit vorbei ist, worauf man dieselben zum Friedhof trägt.

Mit den Gedächtnistagen der christlichen Märtyrer verknüpften sich heidnische Volksfeste, an den Gräbern der Heiligen feierte man heidnische Gelage, wodurch der Heiligenkultus dem heidnischen Kultus der Götter und Halbgötter völlig ähnlich wurde. Augustin (epist. 22 und 29) erwähnt solche Gewohnheit in der afrikanischen Kirche und nennt sie comessationes et ebrietates in honorem smartyrum (Schmausereien und Trinkgelage zur Ehre der Märtyrer). Ebenfalls, wie andere vor ihm, ist jener Kirchenlehrer der Meinung, daß man mit schonender Duldung sich jenem Brauch gegenüber verhalten müsse (ut huic infirmitatis parti interim parceretur).

Zum fünfzehnten Kapitel.

In St. Lorenzo (Genua) verwahrt man ein Gefäß, welches die Königin von Saba dem Salomo schenkte. Dasselbe ward 1101 von Jerusalem nach Genua gebracht und die damalige Republik Genua bedrohte alle die mit dem Tode, welche dasselbe berühren würden. Eine andere kostbare Schale wird dort gezeigt und behauptet, daß auf derselben das Haupt Johannes des Täufers lag. — In Hoogstraeten wird ein Tuch gezeigt, auf welches vor Jahrhunderten ein Priester einige Tropfen Abendmahlswein fallen ließ, welche sich sofort, wie noch jetzt sichtbar, in Blut verwandelten. — Dies Tuch wird daselbst „verehrt". („Libertà cattol." 1890, Nr. 124.)

Kaiser Augustus hatte in seiner Villa auf Capri eine Sammlung von Knochen ungeheurer See- und Landtiere, welche man Gigantenknochen und Heroenwaffen nannte. (Sueton, Augustus, Kap. 72).

Die Dominikaner haben einen bemerkenswerten Eifer gezeigt, das Heidentum in Hinsicht solcher in Tempeln befindlicher Wunderdinge nachzuahmen. Das vor 27 Jahren aufgehobene Dominikanerkloster in Neapel besitzt ein solches „Wunder", nämlich jenes heutzutage in der Klosterkirche gezeigte Kruzifix, welches zu Thomas Aquinas einen vollständigen Satz sprach, ihm zurufend: „Du hast gut über mich gesprochen!" Das Dominikanerkloster in Soriano (Calabrien) hat als Wunderding ein Bild des St. Domenico, welches im Himmel von Engeln gemalt ward und auf die Erde fiel.

Zum sechzehnten Kapitel.

Als der König Alfons von Spanien eine österreichische Erzherzogin als Königin nach Madrid führte, da fanden der letzteren zu Ehren große Stiergefechte nach altspanischer Weise statt. Auto da Fes gibt es jetzt im Lande jenseits der Pyrenäen nicht mehr, auch werden die Leute, welche ein Neues Testament lesen, nicht mehr ins Gefängnis gesetzt, aber manche Cosas de España, spanische Dinge, Sachen, die uns „spanisch vorkommen" sind geblieben. Zu diesen gehören besonders die Stiergefechte, für die jeder Spanier Liebhaberei

besitzt. Spielen doch dort die Knaben „Bulle und Picador“ wie bei uns „Räuber und Soldaten“. Die Sache ist jenseit der Pyrenäen uralt und von dem berühmten „Cid“ weiß man, daß er ein vollendeter Stierfechter war. Es sind erst fünfzig Jahre darüber verflossen, daß von Staats wegen in Spanien die „Tauromachie“ — um einen gelehrten Namen zu gebrauchen — als „Kunst“ anerkannt wurde. Am 28. Mai 1839 erließ der König Ferdinand V. ein Dekret, demzufolge in Sevilla eine „Hochschule für Stierkämpfer“ errichtet wurde. Seine Majestät stiftete zwei Professuren. Die Studierenden übten sich zuerst an hölzernen Bullen, beim zweiten Kursus gingen sie in die Fleischerhäuser, um Studien in der Anatomie des Rindviehs zu machen und der dritte Kursus umfaßte die Praxis, die Bekämpfung noch junger Bullen. Die Prüfung bestand in einem Gefechte im Zirkus. Diese Universität ist wieder eingegangen.

Unsere Leser wissen, daß bei den Stiergefechten eine große Anzahl Leute beschäftigt ist, daß dabei Toreros, Picadores, Banderilleros, Cacheteros u. s. w. u. s. w. ihre Funktionen haben. Nur vom Picador soll hier die Rede sein. Zum Erklärer nehmen wir den Franzosen Davillier, der uns folgende Scene schildert: Die Flügelthüren öffneten sich und eine Bulle stürmte hervor. Es war ein stattliches Tier, rabenschwarz mit weit ausgespannten Hörnern. Der Picador Calderon war auf seinem Posten acht oder neun Schritte links von der Thür und ein paar Fuß von den Schranken entfernt. Er hatte mit einem Tuch die Augen des Pferdes verbunden, denn es darf ja nicht sehen, daß der Bulle heranrennt. Dieser kam aus seinem dunklen Stalle, blieb, vom Sonnenlichte und der Menge geblendet, einen Augenblick stehen, sah umher und rannte dann mit gesenktem Kopfe gegen Calderon los, der ihm einen Stich in die Schulter gab. Das rote Blut rann über das schwarze Haar herab. Der Bulle sprang zur Seite, erhielt einen zweiten Stoß, stürmte gegen das Pferd ein, und rannte demselben beide Hörner in den Bauch, aus welchem sofort ein Blutstrom hervollquoll. Das arme Tier bäumte ein paarmal auf, dann fing es an zu taumeln, der Picador jedoch rannte ihm die Sporen in die Weichen, um es noch eine Minute aufrecht zu erhalten. Aber es brach zusammen und Calderon rief den Burschen der Arena zu, ihm sofort ein anderes Pferd zu bringen. Während er mit schwerem Schritt auf dasselbe zuging, lag das erste in einer Blutlache, zuckte mit den Beinen und verendete.

Inzwischen war der Stier nach der anderen Seite der Arena gerannt und stürmte gegen den Picador Pinto ein, welcher den Beinamen el Bravo, der Unerschrockene, führte. Pinto versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß gegen die Schulter, daß er selber aus dem Sattel

stürzte, während das Pferd über ihn hinfiel. Es ist eine Thatsache, daß der Bulle noch wütender wird, wenn er Blut gesehen hat; er verkennt aber seinen wahren Feind und läßt seine Wut gewöhnlich an dem Pferde, nicht an dem entsattelten Picador aus. Zwei Diener packten Pinto bei den Schultern, um ihn hervorzuziehen und wieder auf die Beine zu bringen, während andere den Bullen vom Pferde abzulenken suchten, in das er wie blind mit den Hörnern hineinstieß. Endlich ließ er dieses Opfer fahren um einen der Burschen zu verfolgen, der nun Hakensprünge machte und dabei seinen Mantel hinter sich herschleifte. Aber der Bulle kam ihm dicht auf die Fersen und dem Burschen blieb nichts weiter übrig, als im raschen Satze über die Brüstung der Arena zu springen. Da hielt der Bulle plötzlich an, offenbar erstaunt über das plötzliche Verschwinden seines Gegners, und stieß gegen die Bretter. Morito, so hieß der Stier, hatte seine Sache gut gemacht und errang großen Beifall. Binnen zwei Minuten waren von ihm zwei Picadores entsattelt und zwei Pferde getötet worden. Tausend Kehlen riefen: Bravo, Toro! Bravo! Denn in Spanien wird ein Bulle beklatscht oder ausgepfiffen wie die Komödianten. (Entlehnt aus „Daheim" 1882, Nr. 20.)

Kaiser Augustus ließ im Zirkus sogar Angehörige des Adels als Tierkämpfer auftreten (Sueton, Kap. 43), ein Beweis, daß dieser Sport, wie in Spanien, angesehen war.

Stierkämpfe fanden in früheren Jahrhunderten in Rom beim Karneval statt (siehe Ademollo, Il Carnevale, pag. 142).

Im siebzehnten Jahrhundert wurden in Frankreich drakonische Gesetze gegen das Duell erlassen. Die Duelle hatten entsetzlich überhand genommen, in sieben Jahren zählte man gegen 7000 Tötungen durch Zweikämpfe. Richelieu setzte die Todesstrafe auf ein Duell und ließ am 21. Juni 1627 den Grafen La Frette deshalb hinrichten. Dies half wenig, im Jahre 1651 wurden in Paris in einer Woche 17 Personen im Duell erstochen. (Eglise libre.)

Im sechsten Buch seiner Schrift de gubernatione klagt Salvianus darüber, daß die Kirchen leer, die Schauspielhäuser voll sind. Er erwähnt die obscönen Schauspiele seiner Zeit, die er als opera diaboli bezeichnet. — Ecce innumera Christianorum milia in spectaculis quotidie rerum turpium commemorantur. Salvian VI, 4. In Afrika mußte verordnet werden, daß die Schauspiele nicht an

christlichen Festtagen stattfinden dürften. Im vierten Jahrhundert hat Chrysostomos, Bischof von Konstantinopel († 407) oft gerügt, daß das Volk in den Kirchen nur ein Schauspiel suche und seine theatralischen Gewohnheiten auf die Kirchen übertrage, indem es den Predigten Beifall klatsche. (Vgl. Neander, Chrysostomos I, 320ff.) — Ein Verbot der Gladiatorenspiele findet sich vor Beginn des fünften Jahrhunderts nicht, wohl aber das Gegenteil. Ein Gesetz des christlichen Kaisers Valentinian verordnete, daß man keine Christen in die Gladiatorenschulen schicken dürfe. Augustin schreibt (de civitate Dei III, 14): Pugnant etiam gladiatores u. s. w., womit gesagt wird, daß zu seiner Zeit, also in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, noch Gladiatorenkämpfe in Afrika stattfanden, als sie bereits in Rom aufgehört hatten. (Vgl. Friedländer, a. a. O. II., 401.) — Der obgenannte Salvian schrieb seine ergreifende Schrift zu einer Zeit, als über Rom und das römische Volk Unglück aller Art durch die Völkerwanderung hereinbrach. Trotz der öffentlichen Not ließ die Schauspielwut des römischen Volkes nicht ab. In Beziehung darauf sagt Salvian VII., 24: Populus Romanus moritur et ridet, Rom stirbt und lacht.

An die Sitten der Wilden erinnert Nachstehendes: In Süditalien ist das Tätowieren sehr gewöhnlich, namentlich bei gewissen verbrecherischen Gesellschaften. Kürzlich ward ein Verwundeter namens Infanti auf der Straße von der Polizei aufgelesen und ins Hospital gebracht. Da fand man an seinem Körper folgende tätowierte Bilder: Auf der Brust zwei Schlangen, am rechten Arm ein Kreuz, am linken Arm zwei Dolche, an der Schulter Sonne, Mond und Sterne.

Einen Blick in sittliche Zustände des Südens gewährt Nachstehendes. Vor sechs Jahren hatte der Soldat Misdea in einer Kaserne Neapels mehrere Kameraden meuchlings erschossen, dafür ward er vom Tribunal zum Tode verurteilt. Zahlreiches Volk, darunter einige vornehme Damen, wohnte dieser Hinrichtung bei und als sich die Truppen entfernt hatten, stürzten sich die Zuschauer auf die Todesstätte. Die Bank, auf welcher der Verurteilte gesessen, ward zersplittert, die Splitter verteilt, der Strick, welcher ihn fesselte, ward in kleine Teile zerschnitten, und die Teile ebenfalls als kostbare Beute mit heimgenommen, denn dergleichen ist ein schützender Talisman. — An demselben Tage ward diese Hinrichtung durch Mauerplakate der Stadtbevölkerung bekannt gemacht, leider aber erblickte man bald darauf hier und da von unsichtbaren Händen angeklebte Aufrufe,

welche lauteten: „Nieder mit der Todesstrafe! Es lebe die Anarchie, es lebe Misdea!“ Die brüllenden Zeitungsverkäufer machten auf Straßen und Plätzen gute Geschäfte mit allerlei bildlichen Darstellungen, mit genauen Beschreibungen der Hinrichtung und mit den Gedichten (!) des Hingerichteten. Letzterer hatte nämlich im Gefängnis einige Verse gemacht, und diese sind jetzt von einem Komponisten in Musik gesetzt worden. Dieser Straßenhandel ward nicht verhindert. — Zu derselben Stunde wie Misdea ward in Palermo ein Karabiniere füsiliert, der seinen Vorgesetzten ermordet hatte.

Nächtliche Chorsänger sind in Neapel ein gewöhnliches Ding, wir meinen nicht solche, welche gegen Honorar eine Serenata (Ständchen) bringen, sondern Doppelchöre junger Burschen, die Wettgesänge aus dem Stegreif zum besten geben, wobei dem Chor das Nachbrüllen, Stenta genannt, zufällt. Was aus dem Stegreif gesungen wird, ist oft entsetzlich gemein, trotzdem wird dieser greuliche Unfug geduldet.

Im Jahre 1882 wurde der katholische Kultus in Neapel öfters durch Studenten gestört und dabei kam es zu skandalösen Auftritten. Vor dem Beginn seiner Vorlesungen am 30. Mai 1882 hielt Prof. Bovio an sein Auditorium eine längere Ansprache, welche sich in zahlreichen Blättern abgedruckt findet. Zuerst lobt er seine Studenten, daß sie gegen das Gebahren der Priester protestieren, „welche den weniger gebildeten Teil des Volkes gegen das Vaterland aufhetzen“. Dann ermahnt er sie, den Zustand dieses Volksteiles zu bedenken. „Der Priester betreibt sein Geschäft (fa il suo mestiere), und das Volk vertraut ihm irgendeinen Bruchteil der Seele an. Was haben wir zur Volkserziehung seit zwanzig Jahren gethan? Die Schulen sind unter der Rute des Priesters geblieben, *und wir geben dem Volke schlechte Beispiele.* An die Stelle des alten Religionsideals haben wir nichts zu setzen verstanden, weder das Vaterland noch das Wissen, noch das sittliche Gefühl (sentimento etico).“ Traurige Wahrheit! Von einer Reformation auf religiösem Gebiete sagt der Professor kein Wort. Endlich teilt er seinen Zuhörern mit, was sie zu thun haben: „Dem alten Aberglauben stellt das Wissen gegenüber, an Stelle der asketischen Legenden bietet die besten bürgerlichen Beispiele, vor allem euer Beispiel! Das ist ein langer Weg, aber die Religionen sind der zäheste Teil der Traditionen. Überlaßt den Katholizismus und das Wissen ihrem natürlichen Kampf, und wenn ihr euch an diesem alten Kampf beteiligen wollt, so waffnet euch mit Büchern, mit Beweisen, mit Gelehrsamkeit. Jede andere Demonstration gehört nicht zur Universität.“

Zum siebzehnten Kapitel.

Die römischen Frauen genossen eine größere Freiheit, als die griechischen. Die vornehme, reiche Römerin ward mit „Domina“ angeredet, woher es kommt, daß die Frauen des heutigen römischen Adels stets mit dem Vornamen und dem vorangestellten „Donna“ bezeichnet werden. In Süditalien hat diesen Titel nur die Frau des Mittelstandes, in den untersten Ständen nennt man nur den Vornamen. — Der höhere Bürgerstand verlangt, daß man die zu ihm gehörende Frau als Signora bezeichnet, letzteres fällt beim Adel weg, wo man nur z. B. Principessa, Baronessa etc. sagt.

Reiche römische Frauen hielten sich Geschäftsführer, die oft auch ihre Freunde, Ratgeber und Vertraute waren. Dies Verhältnis unterlag dem Spott und der Satire, wie z. B. Martial V., 61 beweist, wo von einem solchen stutzerhaften Prokurator die Rede ist und die Nachsicht des Ehemannes verhöhnt wird. Der „schöne Prokurator“ bildete zuweilen einen Gegenstand für erdichtete Kriminalfälle, die von den Schülern der Rhetorenschulen behandelt wurden. — Jenem schönen Prokurator entsprach in Neapel bis zu Anfang dieses Jahrhunderts der Cicisbéo. Heutzutage fehlt es nicht an jungen Priestern, welche als „schöne Prokuratoren“ in reichen Häusern Süditaliens fungieren. — Am 28. Dezember 1889 ward der Dr. de Lisa in Vallo von einem solchen priesterlichen schönen Prokurator, den ersterer in seinem Hause überrascht hatte, erschossen. Die Frau jenes de Lisa hatte diesen Priester mit einem Revolver versehen. Der Priester wird demnächst vor dem Schwurgericht stehen. (Corriere del Mattino 1890 11./12. Juni.)

Bezeichnend für den Stand des sittlichen Lebens in der antiken Welt ist es, daß sowohl in Hellas als Rom die eheliche Untreue des Mannes sehr milde beurteilt wurde. Friedländer I, 465. Ebenso steht es heute in Süditalien. Das sittliche Urteil hat durch die römische Kirche keine Verschärfung erhalten und letztere ist in dieser Hinsicht mit der Absolution bald fertig.

Was den Kinderhandel betrifft, so schreibt die „Libertá cattol.“ 10. November 1885: In Italien verkaufen Eltern ihre Kinder für wenig Geld an Spekulanten, welche sie nicht kennen und oft werden

diese Verkäufe mit einem regulären Kontrakt vollzogen, der vor dem Sindaco oder anderen Behörden niedergeschrieben wird. Dieser Satz lautet auf Italienisch: Avviene invece in Italia che gli stessi genitori vendano, cedano o noleggino i proprii figli, indifferentemente e spontaneamente, per poco danaro a speculatori che non conoscono affatto. Né sta qui soltante il male, perocchè avviene che queste vendite inqualificabili sieno fatte con regolare contratto, stipulato innanzi ai sindaci o ad altre autoritá comunali. E' pur vero che alcune province d'Italia sono ancor semi barbare; ma le madri, i padri, le autorità non devono certo mancar di cuore, dal momento che gli affetti sono istintivi nell'uomo, e la'mor della prole lo sente tanto una contessa di Parigi quanto una selvaggia della Papuasia. — Possono ignorare, questi genitori snaturati, i pericoli, i tormenti, le angoscie cui espongono i figliuoli per poco danaro, che è il vero danaro di Giuda? No, nòn possono ignorare che i poveri pargoletti dovranno patire la fame, il sonno e il freddo. Non possono ignorare che i fanciulli devono stendere la mano, divenire impostori, simulare miseria e bisogni per intenerire il cuore dei passeggieri, riceverne l'obolo ed arricche cosi i loro pardroni. Non possono ignorare che i disgraziati fanciulli venduti, se non fruttano quanto desiderano e vogliono i padroni, patiscono ogni sorta di tormenti, e quindi chiedono al delitto ed alla colpa ciò che non diede la carità, per sfuggire alle busse ed ai martirii.

Wenn wir die entsittlichenden Wirkungen der Schauspiele des antiken Rom bedenken, so müssen wir uns wundern, daß die Sittenlosigkeit römischer Frauen nicht größer war, als sie uns bezeugt wird. Siehe über diese Nachteile des antiken Lebens Friedländer, Sitteng. Roms I. 470. Im heutigen Süditalien zeigen sich in der Frauenwelt schroffe Gegensätze. Auf der einen Seite Ehrbarkeit, wenn sich auch das deutsche Wort: „Hausfrau" nicht ins Italienische übersetzen läßt, — auf der anderen Seite aber schlimme Symptome. Vor zwei Jahren gelangten in Rom und Neapel sittenlose, durch und durch gemeine Schauspiele in einigen Theatern zur Aufführung, darunter ein berüchtigtes Drama von Macchiavelli. Nicht wenige Damen saßen verschleiert unter den Zuschauern, um nicht erkannt zu werden. Die Anschlagzettel hatten dies Mittel öffentlich angegeben! Im katholischen Paris erreichte die Schamlosigkeit der Frauen einen Grad, der entsetzlich genannt werden muß. Wir meinen die Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Rousseau, Nouv. Héloise V, 1. 2.

Im Jahre 1662 schrieb G. Brusoni seine Romane, Sittenschilderungen aus dem damaligen Leben Venedigs. Damals herrschte in der Frauenwelt dieser Stadt eine Korruption, die sich mit derjenigen der römischen Kaiserzeit vergleichen läßt. Wer es unternehmen würde, die Geschichte des französischen und spanischen Hofes zu Neapel zu schreiben, würde eine Geschichte der Laster verfassen.

In den vier Jahren von 1884 bis 1888 wurden in Frankreich 15521 Ehen geschieden, davon entfällt auf Paris der vierte Teil, nämlich 4607. Fünfundsiebenzig Prozent dieser Ehen wurden geschieden, wegen schwerer Verletzung und Grausamkeit der Behandlung, die übrigen meist wegen ehelicher Untreue. (l'Illustratione, 4 Mai 1890.)

In Albano bei Rom hat sich soeben eine Gesellschaft gebildet, welche die Familien reformieren will und zwar durch den eifrigen Kultus der heiligen Familie, deren Bild verbreitet werden soll. — Der Papst kennt zwar nicht das Familienleben, hat aber diesen Verein zweimal gesegnet.

Zum achtzehnten Kapitel.

Im heutigen Griechenland darf der Bräutigam seine Braut nach dem Verlöbnis bis zur Hochzeit weder sehen noch sprechen. (Wachsmuth, S. 83.) Dieser Brauch findet sich, mehr oder weniger abgeschwächt, in ganz Süditalien, am strengsten in Sicilien, wo der Verlobte nur einmal in der Woche, bisweilen noch seltener, sich im Hause der Brauteltern einfindet. Dies erinnert an die antike römische Sitte, welche gleichfalls nicht gestattete, daß die Verlobten einander kennen lernten. (Friedländer, a. a. O., I, 449.)

In Calabrien wohnen, in zahlreichen zerstreuten kleinen Städten viele Albanesen, die zur Zeit der Türkenkriege übers Adriatische Meer flüchteten. Unter ihren Hochzeitsbräuchen ist auch der, daß, wenn die Braut mit dem Hochzeitsanzug versehen wird, zwei Chöre junger Mädchen die verschiedenen Akte der Einkleidung mit herkömmlichen Liedern begleiten. Ein Chor übernimmt die Rolle der Braut, der andere antwortet auf die Strophen desselben. (Vgl. Canti popolari Alranesi. D. de Grazia. Noto 1889. — Dorsa sugli Albanesi.)

Was die Verlobung anbetrifft, so wird dieselbe von den betreffenden Familien eingeleitet und festgestellt, das betreffende junge Mädchen hat damit nichts zu schaffen, der Bräutigam wird ihr bestimmt, und letzterer darf das Haus der Braut erst dann betreten, wenn alles festgestellt worden ist. Diese Verhandlungen haben es nur mit äußeren Dingen, der Mitgift, zu thun.

Der Satiriker Lucian († 200 nach Chr.) giebt uns in seiner Abhandlung vom „Los der Gelehrten in vornehmen Häusern" eine anschauliche Beschreibung der Hexenmeister, welche sich zu jener Zeit zu hunderten in Rom fanden. „Viele Griechen sieht man in Rom, die, weil sie bessere Dinge nicht gelernt haben, sich als Meister geheimer Wissenschaften in die Häuser der Vornehmen einschleichen und behaupten, sie könnten wahrsagen, Gift bereiten, Liebestränke herstellen und den Feinden Unglück aufs Haupt bringen. Mit solchen Künsten geberden sich diese Landstreicher als Gelehrte, tragen das Kleid der Philosophen und lassen sich den Bart so lang als möglich wachsen."

Zum neunzehnten Kapitel.

Das Loblied auf Satanas lautet auf Italienisch also:

1) Sol vive Satana,
Ei tien l'impero
Nel lampo tremolo
D'un occhio nero.

2) Ed esce; e indomito
Di lido in lido,
Come di turbine
Manda il suo grido.

3) Come di turbine
L'alito spande,
Ei passa, o popoli,
Satana il grande.

4) Salute, o Satana,
O ribellione,
O forza vindice
Della ragione.

5) Sacri a te salgano
Gl' incensi e voti.
Hai vinto il Giova
Dei sacerdoti.

Pitré citiert für die Thatsache des bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bestehenden Mangels an geistlicher Pflege der Verurteilten fünf Zeugen: Mongitore, G. Palermo, Alberti, Aguilera, sowie das Werk Palermo pensante. Aguilera sagt: Homines lata mortis sententia ab omnibus destituebatur, neque quis-quam erat aut propinquus, aut sacerdos, aut christianus, qui cum eo misceret sermonem. Omnes enim in superstitione versabantur,

ut putarent, eorum mannes, quorum guttura carnifex laqueo fregisset, nocturnis larvis iis fore infestos, qui viventibus misericordiam praestitissent; quo fiebat, ut rei, in desperationem acti, pecudum more ad caedem raperentur.

Obgleich die Stadt Rom circa 1500 Jahre unter Spezialerziehung der Kirche stand, darf doch letztere sich keiner sonderlichen Erfolge rühmen. Am Fronleichnamsfest 1890, 5. Juni, hielt die Deputiertenkammer in Rom ihre gewöhnliche Sitzung, kümmerte sich also nicht um Papst und Kirche, welche jenen Tag als das Hauptfest bezeichnen. („Libertà cattoll." 1890, Nr 126.)

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.



Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01011 4975